

Hausschatz der Länder- und Völkerkunde

von

Alexander Schöppner.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.

7. Lieferung.] Zweite Auflage. [Preis 10 Ngr.

Hausschatz

der

Länder- und Völkerkunde.

Geographische

Bilder aus der gesammten neueren Reiseliteratur.

Von

Alexander Schöppner.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Herausgegeben

von

Dr. Sophus Ruge,

derz. Vorsitzenden des Vereins für Erdkunde in Dresden.

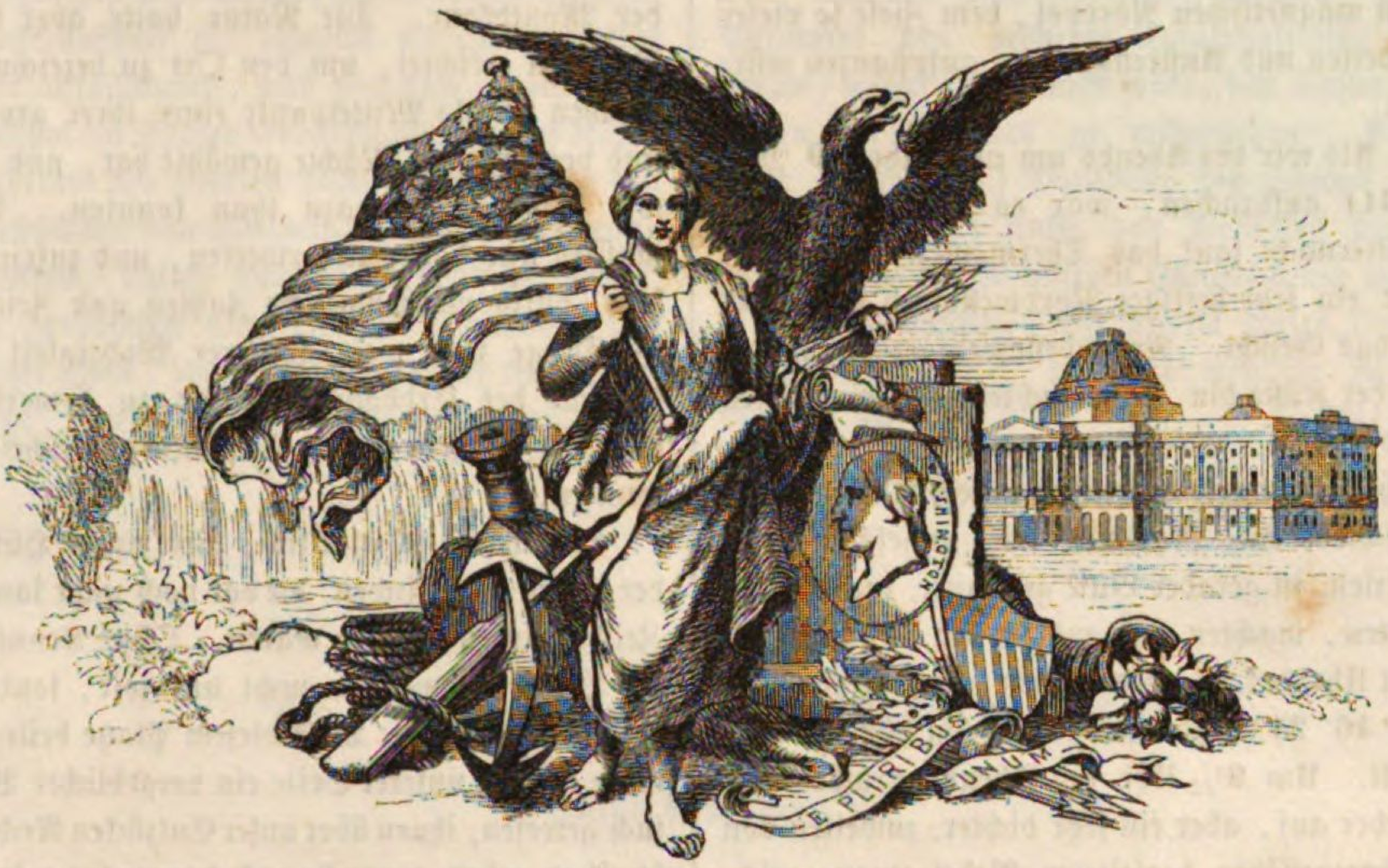
Mit Titelbild,

30 Ansichten in Tondruck und 40 in den Text gedruckten Vignetten.

Prospect.

„Land und Leute", lautet heutzutage das Losungswort für das Studium der Geographie. Das „Land" ist, wie Riehl bemerkt, von unsern Geographen genugsam beschrieben, die „Leute" aber sind nicht selten, mehr als sich gebührt, vergessen worden. In der rechten Darstellung von „Land und Leuten" liegt das fruchtbarste und interessanteste Moment der Länder- und Völkerkunde. Nach dieser Seite hin soll sich unser „Hausschatz" für die Schule wie für das große gebildete Publikum als ein zeitgemäßes Unternehmen darstellen und reiche Belehrung in einer ansprechenden Form gewähren.

Amerika.



I. Nordamerika.

1. Die Entdeckung des magnetischen Nordpols.

(John Roß.)

Am 1. Juni 1831 entdeckte John Roß an der Südwestküste der nördlichsten Halbinsel Amerikas, Boothia felix (nach dem Engländer Felix Booth benannt) den magnetischen Nordpol. Er schreibt darüber in seinem Reiseberichte Folgendes:

Die meisten Leser werden wissen, daß dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit unserer Vorgänger, Parry und Franklin, während ihrer Entdeckungsreisen beschäftigt hat. Sie haben über die wirkliche Lage des Nordpols approximative Berechnungen gemacht, welche der Wahrheit viel näher kommen als Alles, was in der Beziehung vor ihnen geschrieben worden ist. Aber der Platz, wo er sich wirklich befindet, war für sie verschlossen, und die Hoffnungen, welche sie mehrere Male gehegt, waren nicht in Erfüllung gegangen. Es bedurfte noch Beobachtungen an anderen Orten, welche diesem ersehnten, fast mysteriösen Platze näher lagen, um denselben mit größerer Sicherheit und Genauigkeit zu bestimmen, als es nach den bereits angestellten Beobachtungen möglich war, so daß der Beobachter sich zu überzeugen vermochte, daß er ihn gefunden habe, indem die Nadel von der perpendiculären Linie durchaus nicht abwich, er mithin seinen Fuß an eine Stelle setzte, wo der Pol wirklich zwischen ihm und dem Mittelpunkte der Erde war.

Diese Hoffnung bot sich endlich uns dar. Seit langer Zeit waren wir dem Orte nahegekommen, nach welchem sich so viele sehnliche Wünsche richteten; wir hatten aus mehreren Beobachtungen, und weil wir ihm viel näher gewesen, als es je der Fall war, oft dessen Lage vermuthet und berechnet, und mit der Kenntniß, die wir uns von dem Lande, wo wir uns befanden, verschafft hatten, und da wir in die Möglichkeit, zu reisen, versetzt waren, so schien es gewiß, daß die Lösung des Problems

uns vorbehalten sei, daß wir über alle Hindernisse triumphiren, und die britische Flagge auf dem magnetischen Nordpol, dem Ziele so vieler Arbeiten und Anstrengungen, aufpflanzen würden.

Als wir des Abends um neun Uhr (29. Mai 1831) aufbrachen, war es sehr kalt; nach Mitternacht sank das Thermometer auf Null, und ein sehr heftiger Nordwestwind blies uns in das Gesicht. Nichtsdestoweniger zogen wir an der Küste hin, untersuchten alle Einbuchten und Häfen, welche uns vorkamen, und vermehrten dadurch wesentlich unsere Arbeiten und Beschwerden. Nachdem wir ungefähr zwölf Meilen, in gerader Linie gerechnet, zurückgelegt hatten, machten wir endlich am 30. Mai um acht Uhr des Morgens unter einer Breite von 69° 46′ 25″ und einer Länge von 95° 49′ 11″ Halt. Um 9½ Uhr des Abends brachen wir wieder auf, aber ein sehr dichter, zuweilen von Schneegestöber begleiteter Nebel zwang mich, allen Krümmungen der Küste zu folgen, um eine Besichtigung zu vollenden, welche ich bei solchem Wetter auf keine andere Weise vornehmen konnte.

Am 31. Mai befanden wir uns nun nach meinen Berechnungen vierzehn Meilen von dem magnetischen Nordpol, und meine Sehnsucht, diesen Platz zu erreichen, gestattete mir nicht, irgend Etwas zu unternehmen oder zu dulden, was meine Ankunft an diesem Punkte hätte verzögern können. Ich beschloß daher, den größeren Theil des Gepäckes und der Mundvorräthe zurückzulassen und nicht mehr mitzunehmen, als durchaus nothwendig war, aus Furcht, schlechtes Wetter oder andere Zufälle möchten mir die Möglichkeit rauben, nach einem Orte zu gelangen, dessen Erreichung mir so sehr am Herzen lag.

Da wir vergleichungsweise entbürdet waren, traten wir einen schnellen Marsch an, beharrten mit aller Macht, und erreichten am 1. Juni um acht Uhr Morgens den berechneten Platz.

Das Land ist an dieser Stelle an den Küsten sehr niedrig, erhebt sich aber eine Meile einwärts zu Hügeln von fünfzig bis sechszig Fuß Höhe. Wir wünschten, daß ein so wichtiger Platz durch irgend etwas Auffallendes bezeichnet worden wäre, ja ich hätte es sogar jedem verziehen, wenn er so romantisch oder albern gewesen wäre, zu erwarten, daß der magnetische Pol ein so in die Augen fallender und geheimnißvoller Gegenstand sein würde, wie der fabelhafte Berg Sindbad, oder ein Berg von Eisen, oder ein Magnet so groß wie der Montblanc. Die Natur hatte aber kein Denkmal errichtet, um den Ort zu bezeichnen, welchen sie als Mittelpunkt einer ihrer großen und verborgenen Mächte gewählt hat, und wo wir selbst wenig dazu thun konnten. Wir mußten uns daher unterwerfen, und zufrieden sein, durch mathematische Zahlen und Zeichen — Dinge von weit größerer Wichtigkeit im System des Erdballes — das zu bemerken, was wir auf jede andere Art kaum unterscheiden konnten.

Wir waren so glücklich, hier einige Hütten der Eskimos zu finden, die vor noch nicht langer Zeit verlassen worden waren. Ohne Kenntniß des Werthes, welchen nicht nur wir, sondern die ganze civilisirte Welt diesem Platze beilegte, wäre es von unserer Seite ein vergeblicher Versuch gewesen, ihnen über unser Entzücken Rechenschaft zu geben, wenn sie auch dagewesen wären. Es nützte uns mehr, daß dies nicht der Fall war, weil wir dadurch in den Stand gesetzt wurden, ihre Werke in Besitz zu nehmen und unsere Beobachtungen mit größerer Gemächlichkeit anzustellen. Indessen lagerten wir doch um sechs Uhr des Abends auf einer Landspitze, eine halbe Meile westlich von diesen verlassenen Schneehütten.

Die nöthigen Beobachtungen wurden unverzüglich begonnen, und diesen ganzen Tag und einen großen Theil des folgenden fortgesetzt. Der Platz unseres Observatoriums war dem magnetischen Nordpol so nahe, als meine beschränkten Beobachtungsmittel es nur immer zu bestimmen möglich machten. Die Abweichung meiner Magnetnadel zeigte 89° 59′, es fehlte also nur eine Minute zur lothrechten Richtung; und es wurde ferner die Nähe des Pols, wenn nicht seine wirkliche Gegenwart auf dem Platze, wo wir standen, durch die gänzliche Unthätigkeit der horizontalen Nadeln, welche ich bei mir hatte, bewiesen. Diese waren zwar auf die zarteste Weise verfertigt, aber auch nicht eine einzige zeigte die geringste Neigung, sich aus der Lage zu bewegen, in welcher sie sich befanden: eine Thatsache, welche, wie auch der wenigst Unterrichtete wissen muß, beweist, daß der Anziehungsmittelpunkt in einer sehr geringen, wenn ja in irgend einer horizontalen Entfernung liegt.

Sobald ich über diesen Punkt vollkommen im Klaren war, theilte ich meinen Gefährten

das erfreuliche Resultat unserer vereinten Anstrengungen mit, worauf wir unter gegenseitigen Glückwünschen die britische Flagge auf dem Orte aufpflanzten, und von dem magnetischen Nordpol im Namen Großbritanniens und König Wilhelms des Vierten Besitz nahmen. In den Bruchstücken von Kalkstein, welche den Strand bedeckten, hatten wir Baumaterialien genug, wir errichteten also einen Steinhaufen von einiger Höhe, und legten darunter eine Blechbüchse, worin sich die Nachricht von dieser interessanten Thatsache befand; wir bedauerten nur, daß wir nicht die Mittel besaßen, eine Pyramide von größerer Dauerhaftigkeit zu bauen, welche im Stande wäre, den Anstrengungen der Eskimos zu widerstehen. Aber wäre es auch die Pyramide des Cheops gewesen, sie hätte unter den Gefühlen dieses aufregenden Tages unseren Ehrgeiz kaum mehr befriedigen können. Die Breite dieses Ortes betrug 70° 5′ 17″ und die westliche Länge 96° 46′ 45″. [281]

---

2. Winterleben im Lancastersunde.

(Elisha Kent Kane.)

Die Kälte kam allmälig über uns. Das Erste, was mir wirklich auffiel, war das Einfrieren unserer Wasserfässer, die Eiszapfeneinfassungen der Spundlöcher, und die Unmöglichkeit, den Trinkbecher nur fünf Minuten hinzusetzen, ohne daß sein Inhalt sich in festes Eis verwandelt hätte. Dann kam die vollständige Unmöglichkeit, Etwas zu trinken zu bekommen, ohne es erst zuzubereiten. Lange Zeit hatten wir unser Wasser aus den schönen frischen Lachen der Eisberge und Schollen geholt; jetzt mußten wir die Blöcke in steinharten, glasartigen Stücken herausmeißeln und in blechernen Gefäßen zerschmelzen, um so unser tägliches Getränk zu erlangen. Das war im Wellingtoncanal.

Allmälig ward der Eisbrei, durch welchen wir hindurchfuhren, zu Eisstücken und Schneebällen. Wir saßen fest wie im Leim. Aber noch am 11. September fand ich am Ufer von Barlows Einfahrt ein blühendes Fingerkraut. Doch Alles, was feucht oder naß war, fing jetzt an, als etwas Merkwürdiges aufzufallen, als Etwas, das wohl verdiente als eine Seltenheit angestaunt zu werden. Die Verdecke wurden trocken und da, wo die Füße hinzutreten pflegten, mit traubenförmigen Klumpen von schmutzigem Eis besetzt. An der Takelage sammelte sich allmälig Reif und wir lernten sehr vorsichtig mit aufgeschossenem Tauwerk und Eisen umzugehen. Am 4. October war die mittlere Temperatur — 14° R.

Um diese Zeit war die kleine Luke, die uns zum gewöhnlichen Eingang diente, so ganz und gar zu einer Masse von Eiszapfen geworden, daß wir ihn aufgeben und zu unserem Winterthor unsere Zuflucht nehmen mußten. Sowie eine Thür aufging, fuhr ein Strom rauchähnlichen Dunstes heraus; jedes Ofenrohr entsendete Wolken von purpurrothem Dampfe und der Hauch eines Menschen brachte auf das Auge eine Wirkung hervor, wie das Abschießen eines Pistols.

Alle unsere Eßsachen wurden fast jede in ihrer Art lächerlich und es bedurfte keiner geringen Erfahrung, ehe wir mit den Eigenthümlichkeiten ihrer neuen Beschaffenheit umgehen konnten. So wurden getrocknete Aepfel zu einer festen Masse von zusammengebackenen eckigen Stücken. Ebenso getrocknete Pfirsiche; diese von dem Faß loszumachen oder das Faß von ihnen war ein Ding der Unmöglichkeit. Nach vielen Versuchen fanden wir, daß die kürzeste und beste Art die sei, das Faß sammt den darin enthaltenen Pfirsichen mit einer schweren Axt zu zerhauen und die Stücke mit in die Cajüte zu nehmen, um sie aufzuthauen. Sauerkraut glich Glimmer- oder vielmehr Kalkschiefer. Ein Brecheisen mit scharfer Schneide löste die Blättchen nur unvollkommen los und doch war es vielleicht das beste Werkzeug, das man zum Zerstücken anwenden konnte.

Zucker stellte sich als eine gar drollige Masse dar. Man muß ihn mit der Säge von seiner Einpackung lösen oder zerstücken; Nichts als die Säge hilft; Butter und Speck, die sich weniger verändert haben, verlangen einen schweren

kalten Meißel und einen Schlägel. Mehl bleibt ziemlich wie es ist und Syrup kann bei 26° R. unter Null mit einem eisernen Löffel halb herausgegraben und halb herausgeschnitten werden. Schweine- und Rindfleisch sind seltene Proben florentinischer Mosaik. Sie verlangen nach dem Brecheisen, denn bei 28° R. unter Null gelingt es der Axt kaum Späne davon loszuschlagen. Eine in der Mitte halb aus einander gesägte Fleischtonne, die bei + 20° R. zwei Tage lang in der Kambüse gelegen hatte, war wenige Zoll unter der Oberfläche immer noch so hart wie Feuerstein. Eine Masse Lampenöl stand, nachdem die Faßdauben losgeschlagen waren, wie eine Walze von gelbem Sandstein zum Glattrollen eines sandbestreuten Weges.

Eis zum Dessert kam natürlich unbefohlen in allen denkbaren und undenkbaren Varietäten. Ich habe meine Erfindungskraft an einigen derselben versucht. Römischer Punsch, viel stärker als der schönste römische Punsch, den ich jemals getrunken, bildet sich ohne Mühe bei 20° R. unter Null. Gezuckerte Moosbeeren mit etwas Butter und heißem Wasser gaben ein allerliebstes Erdbeereis. Wie oft habe ich bei Abendgesellschaften in Philadelphia die Frau vom Hause, welche anscheinend so gleichgiltig die Vorbereitungen zur Abendtafel mustert, doch verstohlen angstvoll nach den sich schnäbelnden Tauben blicken sehen, deren eisige Brüste vor der Zeit zusammenschmelzen. Das richten wir im Polarmeer besser ein. Unsere Eise sind es gewöhnt, auf einem Besenstiel servirt zu werden, den wir erst zum Umrühren und dann als Gabel gebrauchen. So hart ist dieser Eiscylinder, daß man ihn als Knittel brauchen könnte, um einen Ochsen zu erschlagen. Das Schwerste ist, was nun kommt. Es gehört Zeit und Energie dazu, um mit dem Messer einen Eindruck auf das Eis zu machen, und mit dem Löffel muß man auch geschickt umzugehen wissen, sonst bleibt er an der Zunge kleben. Einer von unseren Backsgästen ließ sich neulich von der krystallenen Durchsichtigkeit eines Eiszapfens verleiten, ihn im Munde zu zerbrechen; ein Stück fror an seiner Zunge fest und zwei andere an seinen Lippen und alle drei nahmen die Haut mit; das Thermometer stand auf 45° R. unter Null.

Das ist unser arctischer Speisezettel. Ich brauche nicht zu sagen, daß unsere eingemachten Fleischbüchsen recht gut als Kartätschen sich in Kanonen laden lassen!

Jetzt wollen wir einen Spaziergang machen, angethan mit unserer arctischen Tracht nach der neuesten Mode. Das Thermometer steht, wollen wir annehmen, auf 25° R. unter Null, aber nicht niedriger, und der Wind weht frisch, aber nicht heftig. Mache den Mund für die ersten paar Minuten zu und athme die Luft argwöhnisch durch Nase und Schnurrbart ein. Du wirst alsdann eine trockene, scharfe, aber wohlthuende und angenehme Atmosphäre athmen. Bart, Augenwimpern und der weiche Flaum an den Ohren überziehen sich mit einer zarten, weißen und ununterbrochenen Decke von ehrwürdigem Reif. Schnurrbart und Unterlippe dienen Reihen von Eiszapfen zum Simse. Stecke die Zunge heraus und sie friert sofort an diese Eiskruste fest und es gehört ein rascher Ruck und einige Beihilfe der Hand dazu, sie wieder loszumachen. Je weniger du sprichst, desto besser. Das Kinn spielt einem gar zu gern den Streich, durch Vermittelung des Bartes an die obere Kinnlade anzufrieren; selbst die Augen sind mir oft so zugeklebt gewesen; ich will damit sagen, daß selbst ein Augenzwinkern eine gefährliche Sache ist. Während man weiter geht, fühlt man allmälig, daß die metallenen Theile der Flinte mit einer Empfindung wie von heißem Wasser durch zwei dicke wollene Handschuhe hindurchdringen.

Aber alles Das fühlt man nur, wenn man dem Wind den Rücken zugekehrt hat, und wer sich gehörig an das Polarklima gewöhnt hat, bei dem folgt jetzt schon ein reichlicher Schweiß einem wohlthuenden Gefühle der Wärme. Jetzt drehe dich einmal um, dem Wind entgegen; welch eine verwünschte Veränderung! Wie die Atmosphären weggeweht werden, wie durchdringend die Kälte am Rücken hinunterkriecht und in die Taschen hinein! Hui, ein Taschenmesser, das bis jetzt unangenehm warm in der Hosentasche stak, ist nun auf einmal kalt wie Eis und heiß wie Feuer: rasch zurück nach dem Schiffe. Einmal überfiel mich ein stärker werdender Wind drei englische Meilen von unserem Winterhause, und ich hoffte kaum mehr, die Brigg wiederzusehen. Morton, der mich begleitete, erfroren die Backen, und ich fühlte das lethargische Erstarren, von dem die Bücher oft erzählen.

Ich könnte noch ganze Seiten mit der lächerlichen Misère unseres Lebens an Bord des Schiffes anfüllen. Ein Taschentuch, das wir unten in der Region des Ofens eingesteckt haben, kommt unverändert aufs Verdeck. Geht

man wieder hinunter, so wird es feucht, schlapp und fast naß. Steigt man wieder aufs Verdeck, so gleicht es einer mit Leinen überzogenen Schindel. Man könnte sich die Zähne damit stochern.

Wie hält man diese unbarmherzige Temperatur aus? Das läßt sich in Kürze sagen und ist doch vielleicht des Erzählens werth. Der Doctor (Kane) hat immer noch drei Luxussachen beibehalten, die Ueberbleibsel besserer Zeiten — Seide unmittelbar auf der Haut, eine Zahnbürste für die Zähne und weiches Leinen für die Nase. Alles Uebrige ist arctisch und borstig — Pelz, Pelz, Pelz. Die Seide ist leicht und waschbar und bedarf weder des reinen Schmutzes der Stärke, noch der unbequemen Mühe des Plättens. Sie verschafft mir einen reinen Schirm zwischen meiner Oberhaut und der Umhüllung von Seehundsfellen.

Hinsichtlich der Bekleidung und sonstigen Ausstattung eines Reisenden versuche ich praktisch zu sein. Zum Besten armer Teufel, die einen kalten Winter durchmachen müssen, beschreibe ich ausführlich meinen Anzug, das Ergebniß vieler Versuche und, wie ich glaube, alle billigen Ansprüche befriedigend. Hier ist er vom Kopf bis zur Zehe.

Erstlich die Füße. Ein paar baumwollene Socken unter gerippten wollenen Strümpfen, die bis zur Hälfte des Schenkels heraufgehen; darüber wasserdichte Eskimostiefeln mit einem Socken von Hundefell, mit der Haarseite inwendig; der Schaft von gegerbter Seehundshaut. Die Sohle mit den Rändern aufgekrämpt, so daß sie eine wasserdichte Schüssel bildet; dazu ein Streifen Hundepelz als Einfassung und eine Lage reines Stroh auf der Sohle, welche das elastische Kissen bildet, auf welches der Fuß tritt.

Zweitens die Beine. Ein paar grobe wollene Unterbeinkleider und darüber ein paar Unterbeinkleider von Seehundsfell, genäht mit Renthiersehnen.

Drittens die Brust. Ein jackenartiger kurzer Rock von Seehundsfell mit Renthierpelz gefüttert. Dieses unschätzbare Stück kaufte ich in Disco auf meiner Pelzreise, wo ich auch für Mannschaft und Offiziere eine ziemliche Anzahl erlangte. Es besteht aus einem mit einer Kapuze versehenen Hemde von Renthierfell mit der Haarseite nach Innen, das bis an die Hüften geht, also den Beinen ganz freies Spiel läßt und sich ganz dicht an den Hals anschließt. Man zieht es an wie ein Hemd und es ist außer am oberen Rande ganz lose und bequem.

Viertens der Kopf. Unsere Leute tragen meistens Pelzmützen. Ich trage eine Tiara oder einen Kopfring von Wolfsfellen. Ein vortreffliches Kleidungsstück! Es läßt den ganzen Scheitel frei und schützt die Ohren und die Stirn wirksam; bei jedem gewöhnlichen Stand des Wetters und der Witterung, wenn die Temperatur nicht unter 8° R. unter Null sinkt, belästigt mich die Kälte nicht. Ehe ich dieses Kleidungsstück erfand, war meine Mütze stets voll von gefrorenem Wasser, steif und unbehaglich, indem aller Dunst sofort zu Eis wurde, sobald ich die Mütze abnahm. Ist das Wetter sehr kalt, so schlage ich die Kapuze in die Höhe; ist es noch kälter, ich will sagen 32° R. unter Null mit mäßigem Winde, so ziehe ich noch eine elastische seidene Nachtmütze, die an eine Maske von Wolfsfell genäht ist, über Kopf und Gesicht. Um den übermäßigen Niederschlag von Dünsten zu vermeiden, schneide ich nur zwei Augen hinein und lasse unter der Nasenspitze eine große Oeffnung zum Sprechen und Athmen frei. Die Oeffnungen sind mit wasserdichtem Wachstaffet eingefaßt und die ganze Maske bietet einen gar grimmigen Anblick dar.

Die einzige Veränderung in diesem Anzuge, die ich kenne, sind tuchene anstatt Pelzbeinkleider, wenn das Thermometer über 20° R. unter Null steigt, und ein paar dicke wollene Ueberstrümpfe, die fast bis an die Hüften gehen, wenn es unter 27° R. sinkt. Eine lange Schärpe um die Hüften ist ein schöner Schutz während des Gehens, und läßt die Kälte nicht zu den Taschen herein; sie vollendet, wenn sie kriegerisch im Winde flattert, die groteske Harmonie meines Aufzugs. [246]

---

3. Das Volk der Eskimos.

(B. Seemann, E. Kent Kane.)

Die Einwohner des Eskimolandes nennen sich selbst „Innuit“, was in ihrer Sprache „Mann“ bedeuten will. Die Bezeichnung Eskimos soll aus einer Verderbung von „Eschkimak“, d. h. Roh-Fisch-Esser, entstanden sein, ein Spottname, welchen ihnen ihre nächsten Nachbarn beilegten. Sie sind eine der am Weitesten zerstreuten Völkerschaften, denn sie beherrschen 140 Längengrade oder eine Ausdehnung von 3500 engl. Meilen. Allein dieser ungeheuere Flächenraum ist sehr dünn bevölkert. Die natürliche Beschaffenheit der Gegend und des Klimas scheinen sich einer raschen Zunahme der Einwohnerschaft oder einer dichteren Ansammlung von Gemeinden zu widersetzen, eine ungefähre Schätzung der Küste von West-Eskimoland — das Innere ist uns unbekannt — ergiebt nicht mehr als drei Seelen auf zwei Quadratmeilen.

Beide Geschlechter sind wohl gebaut, rüstig, stark von Muskeln und rührig. Die Hände und Füße sind klein und schön geformt. Ihre Größe ist verschieden: in den südlichen Gegenden sind manche Personen sechs Fuß hoch; in den nördlichen findet eine merkliche Abnahme statt, jedoch keineswegs in dem Grade, wie man zu schildern pflegt.

Ihr Antlitz ist flach, die Wangenknochen springen vor, die Augen sind klein, tiefliegend und gleich den Augenbrauen schwarz. Die Nasen sind breit, die Ohren lang und gewöhnlich durch Anhängung schwerer Zierrathen noch mehr verlängert; der Mund ist wohl geformt, die Lippen sind dünn, und bei den Männern durch dicke Pflöcke oder runde, elfenbeinerne Lippenstöcke verzerrt. Das Haar ist schwarz, straff und grob; die Männer scheeren es auf der Scheitelhöhe ab, wie Kapuziner, und lassen nur ein etwa zwei Zoll breites Band um den Kopf herum stehen, welches nach dem Nacken zu an Länge zunimmt.

Der Besitz eines Bartes ist äußerst selten, wogegen ein leichter Schnurrbart öfters vorkommt.

Die Tracht der Eskimos eignet sich vortrefflich für die Gegend; schwerlich macht man sich einen Begriff von der großen Annehmlichkeit, welche dieselbe im polarischen Winter gewährt. Die Kleider bestehen in einem doppelten Anzuge von gleicher Form und Größe, der ganze Unterschied zwischen dem oberen und unteren besteht darin, daß letzterer das Pelzwerk dem Körper zukehrt, während es bei dem oberen die Außenseite einnimmt. Die Stiefel, Hosen und Oberkleider sind aus Renthierfell gemacht; die Unterkleider aus Renthierfell oder dem Balge eines pelztragenden Thieres. Die Männer tragen einen Ueberwurf, der etwas über die Knie niederreicht und von einem Gürtel fest um den Leib gehalten wird, woran hinten der Schweif irgend eines Thieres sitzt. Eine geschmackvoll mit Wolfsfell verzierte Kapuze ist an dem Oberkleide befestigt und macht jede andere Kopfbedeckung überflüssig. Die Hosen reichen bis etwas unter die Knie, und fassen unter die Stiefeln, welche mit denselben durch eine Schnur zusammengehalten werden. In den Schuh der Stiefel wird Stroh gelegt, das häufig erneuert wird, und sehr warm halten soll. Die Handschuhe sind in der Regel aus dem Felle des Renthierkalbes gemacht; da sie indeß nicht genug gegen die Kälte schützen, so werden große, dicke Fausthandschuhe darübergezogen. Während des Sommers dient bei der Jagd auf Walfische und Seehunde ein Ueberzug von Walfischdarm und Stiefeln von Seehunds- oder Walroßfell als wasserdichte Bekleidung. Der Walguti, ein Beutel zur Aufbewahrung von Pfeifen, Tabak, Stein und Stahl, oder, in Ermangelung der letzteren Gegenstände, zwei Holzstäben zur Anmachung von Feuer, wird an dem Gürtel befestigt und ergänzt den Anzug. Die Kleidung der Frauen ist nur wenig verschieden.

Die Waffen der Eingebornen eignen sich mehr für die Jagd als für den Krieg. Ihre Speere sind aus Treibholz, namentlich aus Tannenholz, verfertigt und mit knöcherner Spitze versehen, welche die Zähne der Walrosse liefern. Ihre Lanzen, Wurfspieße und Pfeile bestehen aus demselben Material, und sind mit Spitzen von Flintensteinen, Knochen, Schiefer oder

Elfenbein versehen. Ihr Bogen, wo möglich aus Buchenholz gemacht, wird sehr sinnreich mit Strängen aus sauber bereiteten Renthiersehnen gespannt; die feinen Sehnen werden gedreht und gleich den Haaren eines Geigenbogens neben einander gelegt. Die alten Elfenbeinmesser und Beile aus Flintenstein sind durch gewöhnliche europäische Schneidemesser und Aexte verdrängt, welche die Russen ins Land gebracht haben.

Thierische Nahrung ist in Fülle vorhanden und bildet den hauptsächlichsten Lebensunterhalt. Sie besteht vorzugsweise aus Wild, Seehunds-, Walfisch- und Walroßfett. Das Fett wird nie gekocht, sondern als ein Leckerbissen betrachtet und den Kindern als solcher gereicht. Das Walroßfett schmeckt nicht übel; ich habe manches gekostet, das große Aehnlichkeit mit Käse hatte. Man scheint sehr gleichgültig darüber zu sein, ob die Speise roh oder gekocht, frisch oder alt ist. Das Wildfleisch ist, wenn es gekocht wird, immer von reichlicher Thransauce begleitet. Der Thran wird zuweilen mit Beeren gesättigt und bildet dann ein Gericht, welches auf dem Küchenzettel der Eingebornen obenan steht. Fisch wird roh gegessen und bildet gewöhnlich den Unterhalt auf Reisen. Man bewahrt ihn auf, indem man ihn in der Sonne trocknet oder unmittelbar nach dem Fange in das gefrorene Erdreich gräbt.

Das Getränk ist Wasser; bei recht kaltem Wetter aber wird Thran getrunken, der nach der Versicherung der Eingebornen dem Körper eine höhere Wärme verleiht. Berauschende Getränke sind glücklicher Weise diesen nördlichen Völkern unbekannt, nur am Norton-Sunde scheint der beständige Verkehr mit russischen Kaufleuten eine Vorliebe dafür erweckt zu haben.

Die Schlitten der Eskimos sind aus Holz und unterscheiden sich von denen aller anderen Völker. Sie messen zwölf Fuß in der Länge, zwei Fuß sechs Zoll in der Höhe, zwei Fuß in der Breite und sind am Vordertheile leicht nach aufwärts gekrümmt. Die Schleifen derselben sind schmal und mit den Kinnladen des Walfisches beschlagen, die mit hölzernen Pflöcken befestigt werden. Der Kasten des Schlittens gleicht einem Gitterwerk ohne Lehnen und befindet sich einen Fuß hoch über dem Schnee. Stränge von Renthiersehnen, Walroßhäute und Walfischknochen sichern ihn auf allen Seiten, so daß er ein Gewicht von fünfhundert bis siebenhundert Pfund zu tragen vermag.

Die Wohnungen gleichen denen der östlichen Eskimos nicht; sie sind nie aus Schnee errichtet, sondern mit größerer Festigkeit aus Treibholz hergestellt. Sie stecken mehr als zur Hälfte unter der Erde und liegen in der Regel auf niedrigen, wo möglich sandigen Stellen. Eine Grube von etwa zwanzig Fuß ins Quadrat und acht Fuß Tiefe wird an den Seiten mit Stämmen dünner Bäume ausgefüllt und jeder Zwischenraum mit Moos ausgestopft. Die reicheren Leute schlagen diese Abtheilung mit Brettern aus, welche zuvor mit der Axt anschließend gemacht wurden. Die Dächer bilden über der Mitte eine große, viereckige Oeffnung; durch dieselbe fällt das Licht und entweicht der Rauch. Sonst ist das ganze Dach mit Rasen bedeckt. Der Eingang ist unter der Erde und bildet einen Gang von dreißig bis vierzig Fuß Länge, welcher mit dem Boden der Wohnung in gleicher Höhe liegt und eine östliche Richtung vom Hause einnimmt. An jedem Ende ist ein kleiner Raum, wovon der eine mittelst eines Loches zur Wohnung und der andere ins Freie leitet. Der letztere dient zum Abschütteln des Schnees von der Kleidung, bevor man in die warme Hütte tritt. Beide Oeffnungen sind sorgfältig mit Renthierhäuten verschlossen, um der Kälte den Zugang zu wehren. Die Seitenwände der Wohnungen sind bis auf die Eingangsseite zu Schlafstätten bestimmt. Die Bettstellen sind einfache Bretter, welche sich auf Unterlagen von Baumstämmen achtzehn Zoll hoch über die Erde erheben. In einzelnen Hütten sind Weidenzweige darauf gestreut, über die zur Nachtzeit die Häute gebreitet werden. Etliche Steine bilden die Feuerstätte, sie wird gleich dem übrigen Mittelraume mit losen Brettern belegt, welche entfernt werden, wenn ein Feuer angezündet werden soll. Die viereckige Oeffnung ist mit einem Stück Walfischblase bedeckt, welche Licht durchläßt, und stark genug ist, um heftigem Schneefall zu widerstehen. In jeder Ecke befindet sich ein ausgehöhlter Stein, der Oel enthält; ein kleines Moos bildet den Docht. Dies ist die Lampe, über welcher eine Art Netzwerk zum Trocknen feuchter oder nasser Kleider angebracht ist. Das Feuer in der Mitte wird nie der Wärme wegen angezündet, da die Lampen dafür ausreichen; größere Hitze würde ein Thauen des Daches veranlassen und folglich die ganze Wohnung mit Feuchtigkeit anfüllen.

Das Innere mancher Hütten wird nett und

sauber gehalten; man wird von der darin herrschenden Behaglichkeit überrascht. Die Lampen verbreiten Licht und Wärme, und wenn der Reisende seine nassen Kleider abgelegt hat und im Schutze vor dem draußen stürmenden Schneewetter sich behaglich auf das weiche Fell niederstreckt, so verschwindet schnell das mitleidige Bedauern, welches er mit der Lage der armen Eskimos empfand, und er überzeugt sich, daß im Verhältniß zu der niedrigen Civilisation ihre Lebensweise keineswegs so jämmerlich ist, wie man wohl annimmt. Die Aufnahme geschieht immer in folgender Weise: Zuerst wird dem Ankömmlinge vorgesetzt, was die Speisekammer vermag; dann folgt ein Tanz, welcher von Gesängen begleitet wird, und bei dem sich Alle beeifern, das Wohlgefallen des Fremden zu erregen. Nach dieser Vorstellung überreicht ihm Jeder ein kleines Geschenk: obwohl man einer Gegengabe gewiß ist, so wäre es doch ungerecht, die unverkennbare Gastfreundlichkeit und das Bestreben, zu erfreuen, in Abrede zu stellen.

Selten findet man ein Dorf ohne ein eigenes Tanzhaus. Dieser Bau wird durch vereinte Kraft der ganzen Gemeinde errichtet und in derselben Weise wie die Wohnungen ausgeführt, jedoch größer und so, daß der Fußboden drei Fuß über der Erde liegt, damit ihn weniger Feuchtigkeit treffe. Die Wände sind mit Tambourins und zuweilen auch mit hölzernen Masken geziert; ringsum brennen Lampen, zu deren Fettbedarf alle Bewohner beisteuern.

Wenn die Sommerwärme den Schnee schmelzt, so bedeckt sich der Fußboden der Winterhütten einige Zoll hoch mit Wasser, und zwingt zur Zuflucht in die Zelte. Die Zelte werden aus ungegerbten Renthierfellen gemacht; sie haben eine Kegelform und sind ohne Oeffnung an der Spitze, da niemals Feuer darin angezündet wird. Ihre Errichtung erfordert wenige Minuten und eben so schnell geht der Abbruch. Ein kleines, sorgfältig unterhaltenes Feuer am Eingange bewahrt vor den Moskitos.

Die Regierung — wenn das lose Band, das einen Eskimostamm zusammenhält, diesen Namen verdient — ist eine Vermischung monarchischer und republikanischer Formen, Sclaverei selbst in ihrer mildesten Gestalt ist gänzlich unbekannt; Jedermann steht auf gleicher Stufe mit allen übrigen Bewohnern der Gegend. Nur ein erbliches Oberhaupt wird von Allen anerkannt, dessen Befugnisse jedoch sehr beschränkt sind. Es wird ihm kein Tribut von seinen Untergebenen gezollt, noch steht ihm ein Recht zu, über die Arbeit oder das Eigenthum derselben zu verfügen. Der Abschluß von Verträgen und die Ertheilung der Erlaubniß, auf dem Gebiete des Stammes zu jagen, scheint die gesammte Ausdehnung seiner Macht zu sein.

Die Entfernungen, in welche die Eskimos zum Austausch ihrer Felle reisen, sind erstaunlich. Manche Eingeborne der Hotham-Bucht waren auf Cap Lisburne sehr gut bekannt, und sogar bis nahe an die Barrowspitze gekommen. Die weiten Schnee-Ebenen scheinen ihr Element zu sein. Begleitet von ihren Schlitten, gehen sie bis fünfundzwanzig englische Meilen den Tag; wenn die Nacht anbricht, breiten sie ihre Renthierfelle aus und schlafen trotz des unbarmherzigsten Wetters so sanft wie in ihren Hütten.

Jagen und Fischen bilden fast die einzige Beschäftigung der Männer. Bei der Beschränktheit ihrer Werkzeuge wird ein großer Scharfsinn dazu erfordert.

Im Sommer befinden sich die Eskimos in einem Ekel erregenden Zustande des Schmutzes; im Winter scheinen sie völlig das Gegentheil, obgleich ihr Abscheu vor dem Waschen auf die Spitze getrieben ist. Bei Gelegenheit waschen sie den Körper wohl einmal mit einer gewissen thierischen Flüssigkeit, allein auch dies geschieht selten genug.

Ihr Benehmen beim Essen zeigt die einfachste Natürlichkeit. Eine hölzerne Schüssel mit Fleischstücken und ein anderes Gefäß mit Thran wird in den Mittelraum gestellt, wo sie sich kauernd niedersetzen. Ein Jeder wählt das Stück, welches ihm am Meisten zusagt. Wenn er es zu groß findet, um auf einmal in den Mund zu gehen, so zerlegt er es in folgender Art: Ein Ende des Fleischstückes wird mit den Zähnen erfaßt, das andere mit der linken Hand, während die rechte die Trennung vornimmt, so daß das Messer in gefährlicher Nähe der Nase vorbeispaziert. Zuweilen wird das Mahl mit einem Gericht Beeren, die mit Seehundsthran getränkt sind, beschlossen. Hierauf wird geraucht und das Frühstück, Mittagsmahl oder Abendbrod, wie man es nennen will, ist zu Ende. Die große Verschiedenheit unserer Nahrung und die Art, die Speisen zum Munde zu führen, verursachte anfänglich große Verwunde-

rung, doch machte sie einen so günstigen Eindruck, daß sich die Leute bei verschiedenen Gelegenheiten zur Befolgung unserer Sitte bestimmen ließen. Löffel und Gabeln stiegen im Ansehen und bald war es nicht mehr nöthig, daß wir uns bei unseren Ausflügen in die Umgegend von Kotzebue-Sund selbst damit versahen. Die Frauen essen für sich allein; es ist ihnen nicht gestattet, mit den Männern zusammen zu essen.

Ihre Gesänge bewegen sich gleich denen aller Ureinwohner Amerikas in dumpfen Weisen und sind ohne Rhythmus. Durch die Weisen erhalten sie einen schwermüthigen Ausdruck, und der Mangel an Rhythmus macht es schwer, sie im Gedächtnisse zu behalten. Die Wirkung derselben auf das Ohr des Europäers ist unbefriedigend und ihr Ende erscheint wie abgebrochen und unnatürlich.

Die bei den Eskimos gängigen Lieder scheinen die Anzahl von vieren nicht zu überschreiten; sie werden nur zur Begleitung der Tänze angewendet. Musik scheint überhaupt von geringer Wirkung auf sie zu sein, wenigstens machten unsere Geigen und Flöten keinen Eindruck. Die Harmonika erregte ihre Neugierde, weniger durch die Töne selbst, als durch die Art, wie sie hervorgebracht wurden. Die Frauen beschwichtigen ihre Kinder nicht durch Ammenlieder, sondern schieben ihnen ein Stück Talg in den Mund, was dieselbe beruhigende Wirkung zu haben scheint.

Ihr Tanz ist von der rohesten Art und besteht einzig in heftigen Bewegungen der Arme und Beine. Gewöhnlich wird er von einem Manne ausgeführt, doch können sich mehrere Personen zu gemeinschaftlichem Tanze verbinden. Der Tänzer ändert vor dem Beginne in der Regel die Kleidung. Er zieht einen weißen Rock und Handschuhe an und legt eine Binde um den Kopf, in welcher mitten auf der Stirn ein Vogelschnabel oder eine Thierschnauze, und über jedem Ohr eine Feder angebracht ist. Er beginnt mit heftigem Aufstampfen des rechten Fußes, streckt die Arme mit ungestümen Bewegungen aus, wirft einen schrecklichen Blick auf den Kreis der Zuschauer und schüttelt das Haupt. Dann bedient er sich des linken Fußes, und fängt nach einer Verbeugung wieder mit dem rechten an. Die Anstrengung ist zu heftig, um lange ertragen zu werden, deßhalb lösen sich die Tänzer öfters ab. Zuweilen nehmen mehrere Männer am Tanze theil, und hin und wieder werden auch die Frauen zugezogen. Diese beschränken sich darauf, den Körper zu bewegen und mit den Armen zu wehen, ohne die Stellung zu verändern, oder die Füße zu regen. Die Männer stoßen bisweilen ein Jauchzen aus, die Frauen äußern nie einen Laut.

An Stärke der Nachahmung kommen die Eskimos beinahe den Chinesen gleich. Wenn sie irgend einen Gegenstand, dessen Anwendung ihnen vortheilhaft schien, bei uns sahen, so bemühten sie sich unablässig, denselben nachzuahmen, und gewöhnlich gelang es ihnen dem Anscheine nach. Messer, Gabeln, Löffel wurden nachgeahmt und sogar einmal der Versuch mit einer Geige gemacht, die freilich nicht einen einzigen wohlklingenden Ton hervorbrachte.

Der Charakter der Eskimos ist eine Mischung von guten und schlechten Eigenschaften. Gastfreundlichkeit wird nie von ihnen verläugnet. Bei ihren Mahlzeiten behauptet der Fremde einen Vorzug, und das Beste, was das Haus besitzt, wird ihm vorgesetzt. Unter sich beobachten sie die strengste Ehrlichkeit; gegen uns wurde es nicht so streng genommen; verschiedene Gegenstände kamen uns weg, da diese jedoch für sie von unschätzbarem Werthe waren, so verdient dies eine mildere Beurtheilung.

Ihre Neigung für Kinder ist groß; allein die Behandlung richtet sich nach dem Geschlechte. Ein Knabe wird gehätschelt, während ein Mädchen im frühesten Alter zur Sclavin wird. Mütter wie Väter haben in dieser Hinsicht gleiche Ansicht und zeigen Beide Bedauern bei der Geburt eines Kindes vom weiblichen Geschlechte. Kindesmord, ein bei den Wilden so häufiges Verbrechen, scheint hier jedoch nicht vorzukommen, allenthalben wurde es mit Zeichen der Entrüstung in Abrede gestellt. Vertauschung von Kindern findet nie statt.

Die Frauen werden, wenn auch nicht ebenbürtig, doch mit größerer Rücksicht behandelt, als es bei ungesitteten Völkern der Fall zu sein pflegt.

Hohes Alter erfährt keine Verehrung, sondern ist im Gegentheil der Verspottung, ja der Mißhandlung ausgesetzt. Die bejahrten Leute haben jedoch nie Mangel an Nahrung zu erdulden, noch werden sie auf öder Steppe einem langsamen Tode ausgesetzt, wie dies von den Eskimos der Ostseite Amerikas berichtet wird.

Die Todten werden nicht in die Erde gescharrt; die Leichname sammt den Kleidern,

Schmucksachen, Waffen und sonstigen Geräthen des Verstorbenen werden in eine Walroßhaut gehüllt und auf eine etwa drei Fuß über dem Boden gemachte Erhöhung gesetzt. Auf eine Himmelsrichtung wird dabei keine Rücksicht genommen. Man bedeckt sie mit Brettern, und diese werden wieder von Baumstämmen beschützt, welche kegelförmig in die Erde getrieben werden und stark genug sind, um wilde Thiere zurückzuweisen.

Das hier Gesagte gilt eigentlich von den westlich wohnenden Eskimos. Vernehmen wir nun auch Einiges von den nördlichsten Stämmen der Ostküste dieses Volkes, diesen in den unwirthbarsten Polarwüsten hausenden Menschen, so wie es der kühnste Nordpolfahrer der Neuzeit, Dr. Kent Kane, aufgezeichnet hat.

Diese armen Eskimos des höchsten Nordens kennen außer ihrer kleinen Welt Nichts. Zeigt man nach Osten, auf das Festland, wo die Renthiere unbehelligt ziehen, weil sie dieselben nicht zu jagen wissen, so antworten sie: Gletscher, Eiswall; fragt man, wie weit ihre Nation nach Süd und Nord reicht, so erfolgt immer wieder dasselbe Kopfschütteln, dahinter giebt es für sie Nichts mehr. Holz haben sie nicht, da die See soweit keins herauf führt; sie kennen deßhalb nicht Pfeil und Bogen wie die südlicheren Stämme, und der Kajak existirt bei ihnen nur als ein sagenhaftes Wort. Der enge Belt, auf den sie angewiesen sind, ist mindestens sechshundert englische Meilen lang, und durch diese ganze Strecke kennt Jedermann den Anderen. Kein Heiraths-, Geburts- oder Todesfall, der nicht überall durchgesprochen und ins Gedächtniß aufgenommen würde. Ich selbst konnte 140 Leute beim Namen nennen. Alle scheinen eine einzige große Familie zu bilden; ihre Hütten sind in Entfernungen vertheilt, wie sie eine Hundetour ergiebt und wie die Jagdplätze liegen. Hat ihnen der Winter Straßen gebaut und Land und Meer in Eine feste Masse zusammengekittet, so beginnen die freundschaftlichen Besuche und durch die Dunkelheit verbreiten sich die Nachrichten von dem Befinden und den Hilfsmitteln Aller. Die Hauptreiseroute ist dann so ausgefahren, wie eine unserer Landstraßen; die Hunde rennen von Hütte zu Hütte, fast ohne daß der Fahrer sie leitet. Letzterer richtet sich nach den Sternen; jeder Fels hat seinen Namen, jeder Hügel seine Bedeutung, und ein Fleischversteck in dieser rauhen Wildniß kann von dem jüngsten Jäger ohne Mühe wieder aufgefunden werden.

Um zu zeigen, in welche Gefahren diese Leute gerathen können, gebe ich eine Geschichte, wie deren viele aus der neuesten Zeit im Umlaufe waren. Während der Hungersnoth im letzten Winter in Eta beschlossen zwei unserer Freunde, Awatok und Meiuk, das Walroß auf dem offenen Eise aufzusuchen. Es war ein höchst gefährliches Unternehmen, aber sie hielten es doch für besser, als ihre Hunde aufzuessen. Es gelang ihnen, ein großes männliches Walroß zu erlegen, und eben wollten sie vergnügt heimkehren, als ein Nordwind das Eis zerbrach und sie sich auf treibenden Schollen befanden. Ein Europäer würde in dieser Lage gesucht haben ans Land zu kommen, diese aber wußten, daß das Eistreiben an der Küste stets am gefährlichsten ist, und trieben ihre Hunde auf den nächsten Eisberg zu. Sie erreichten ihn nach einigen Kämpfen und arbeiteten sich mit ihren Hunden und ihrem halbzerlegten Wild hinauf. Dies war zu Ende des letzten Mondlichts im December; eine dicke Finsterniß umgab sie. Sie banden die Hunde an zackiges Eis fest und streckten sich selbst nieder, um nicht durch den Sturm fortgeblasen zu werden. Zuerst brach sich die See über ihnen, aber sie erreichten einen höheren Standpunkt, und bauten aus Eis eine Art Schirm. In der fünften Nacht erfror Meiuk ein Fuß und Awatok verlor eine große Zehe. Aber sie blieben wohlgemuth, und aßen ihr Walroßfleisch, während sie langsam nach Süden trieben. Der Berg kam zweimal in Collision mit Eisfeldern und sie waren der Meinung, sie hätten den „großen Kessel" bereits passirt und wären in das Nordwasser der Baffinsbai eingelaufen. Es war gegen Ende des zweiten Mondlichts, also nach einer Gefangenschaft von vier Wochen, als sie fanden, daß ihr Eisberg Grund gefaßt habe. Sie machten ihre Hunde vom Eise los, wo sie an lange Walroßleinen gelegt waren, und durch deren Hülfe gelang es ihnen, sich selbst durch den offenen Wassersaum durchzuschleppen, der immer einen Eisberg umgiebt, und festes Eis zu gewinnen. Sie langten in ihrer Heimat an wie vom Tode Erstandene; aber das Willkommen war ein trauriges, denn hier war noch immer Hungersnoth.

Interessant ist Kane's Mittheilung über das religiöse Leben und Wissen dieser äußersten Nordbewohner.

So viel ich mich unterrichten konnte,

erzählt er, erstrecken sich die religiösen Begriffe der Eskimos nur bis zur Anerkennung übernatürlicher Wesen, die durch gewisse Ceremonien versöhnt werden müssen. Der Priester und Zauberer (Angekok) des Stammes ist der allgemeine Rathgeber. Er bespricht Krankheiten und Wunden, dirigirt die Polizei und die Unternehmungen des kleinen Staats, und ist, wenn auch nicht dem Namen nach der Häuptling, doch in der That die Macht hinter dem Throne. Es steht ihm zu, Schmerzensopfer zu dictiren, die manchmal sehr drückend sein können. So kann der verwittwete Gatte angewiesen werden, sich der Robben- und Walroßjagd selbst ein ganzes Jahr lang zu enthalten. Oefters wird ihm die Enthaltsamkeit von einer beliebten Speise, etwa Kaninchen oder einem Lieblingsstück vom Walroß, geboten, oder man legt ihm auf, die Capuze zurückzuschlagen und unbedeckten Hauptes zu gehen. Auf die Häuptlingschaft scheint bei den grönländischen wie den übrigen Eskimos nur Derjenige Ansprüche zu haben, der sich als der Stärkste und Muthigste erweist. Sie haben gewisse Traditionen von den Spielen und Uebungen, durch welche diese Ueberlegenheit festgestellt wurde. Diese Sitte bestand noch bis in neuere Zeit, und noch jetzt finden sich Ueberbleibsel davon in ihren periodisch wiederkehrenden Belustigungen. Ringen, springen, ziehen mit gekrümmtem Finger oder Arm, gegeneinanderstemmen der Hacken in sitzender Stellung, abwechselnd Schläge auf die linke Schulter geben und empfangen, weiter und mit einem stärkeren Bogen schießen, den schwereren Stein eine größere Strecke tragen: solche Uebungen gehörten zu den Kraftproben. Ich sah einige solche Steine, welche als Andenken noch auf der Stelle liegen, wo die Athleten sie hintrugen.

Zu den Privilegien des Häuptlings gehörte das zweifelhafte Vorrecht, so viel Weiber zu haben, als er ernähren konnte. Außerdem besaß er wenig andere Auszeichnung, als einen nicht genau umschriebenen Anspruch auf gewisse Jagderträgnisse. In alten Zeiten besaßen die Unternalegaks, die Vorsteher kleinerer Niederlassungen, ihre Stellen ebenfalls in Folge des persönlichen Hervorthuns vor ihres Gleichen, und so bestand eine Art von Feudalherrschaften ohne Erblichkeit. Aber es hat auch hier, wie in anderen Feudalstaaten, zuweilen Auflehnung der Barone gegen den Oberherrn gegeben. Die Rennthierjäger von Upernavik pflegten den Lachsfluß bei Svartenhuk hinaufzugehen bis zu einem Punkte, von wo aus sie in einem Tagemarsch Okossikak, ein Jagdrevier der Omenaks, erreichen konnten. Es traf sich einmal, als die Omenaks mehr als gewöhnliches Glück auf der Jagd gehabt hatten, daß eine Schaar Upernaviks, vom Glück weniger begünstigt, den Entschluß faßten, Jenen in Begleitung ihres Häuptlings, des Oberherrn beider Stämme, einen Plünderungsbesuch abzustatten. Sie fanden die Omenaks um ihren Häuptling versammelt, einen kurzen, stämmigen Burschen, der in seinem Zelt auf echt ritterliche Weise den Wirth machte. Aber auf seinen Gruß: „Setzt euch und eßt," machte der große Upernavik, dessen Begleiter seines Winkes gewärtig waren, ein finstres Gesicht, das Gegentheil von dem, was in der Regel hierauf geschehen muß, nämlich niederzusitzen und sich vollpfropfen zu lassen. Da spannte der alte Omenak schweigend einen schweren Bogen, zog den Pfeil bis ans Ohr zurück und begrub ihn in die enge Spalte eines entlegenen Felsens. Dabei murmelte er vor sich hin: „Wer besser ist als ich" — der Schluß des Satzes: „der soll mein Herr sein" verstand sich von selbst. Hierauf setzten sich die Upernaviks und aßen, bedankten sich und gingen in Frieden ihrer Wege. Der Gebrauch, die Braut zu entführen, findet sich, wie bei einigen nordamerikanischen und asiatischen Stämmen, so auch bei den Eskimos, und selbst die Bekehrten enthalten sich dessen nur ungern. Die Mysterien der Angekoks, die in der Nähe der dänischen Ansiedlungen keine offene Anerkennung mehr finden, haben weiter nördlich noch einen sehr wesentlichen Einfluß. Ich habe mehrere dieser Leute persönlich kennen gelernt, nachdem meine ärztlichen Leistungen mir ein Ansehen verschafft, das ungefähr dem ihrigen gleichkam. Sie selbst glauben fest an ihre Macht; ich konnte keine Art von Taschenspielerei oder natürlicher Magie an ihnen entdecken; ihre Täuschungen beruhten lediglich auf Stimmveränderungen, vielleicht mit ein wenig Bauchrednerei, durch Dunkelheit imposanter gemacht. Sie sprechen unter sich einen eigenen Jargon, der nur eine Entstellung der gewöhnlichen Aussprache sein soll. Nächst den Angekoks, welche als die Spender des Guten angesehen werden, giebt es auch böse Zauberer, denen man alle die Uebelthaten zuschreibt, die man ehedem in der Christenwelt den Hexen schuld gab. Auch diese Leute wurden getödtet, und zwar unter schauerlichen Cere-

monien, wenn die alten Gebräuche befolgt wurden. Ich habe zu Pröven einen alten in gutem Rufe stehenden Eskimo gesehen, der vor seiner Bekehrung noch einen Zauberer hingerichtet hat. Es war ein alter kranker Mann, und der Eskimo beförderte ihn einfach dadurch, daß er ihn harpunirte und in die See warf und hierauf das Fleisch den Hunden gab.

Die Todesstrafe scheint nur bei Hauptverbrechen vorzukommen. Für geringere Vergehen haben sie eine Art Gerichtsverfahren. Hat ein Eskimo einen anderen schwer beleidigt — vielleicht seine Fangleinen zerschnitten, seine Hunde verletzt —, so wird er vor den Angekok gefordert. Die Freunde der Parteien und die Mächtigen aus weiter Umgegend versammeln sich am Sitz der Justiz, entweder in einer Gruppe von Hütten oder bei gutem Wetter im Freien. Der Ankläger erhebt sich und macht als Einleitung einigen Lärm mit einer Seehundsrippe auf einem Tamtam. Dann geht er zur Anklage über und bringt in langen Tiraden alles Nachtheilige und Lächerliche vor, was sich über seinen Gegner auftreiben läßt. Der Angeklagte verharrt in Schweigen; aber sowie der Redner pausirt und ein Präludium auf seinem Instrumente macht, ertönt von Freunden und Gegnern ein Beifallsgeschrei, so wohlklingend wie bei manchen Volksversammlungen der civilisirten Welt. Hierdurch angestachelt und am eigenen Feuer heiß geworden, beginnt der Ankläger seine Angriffe von neuem, und seine Beredtsamkeit wird mehr und mehr ausschweifend und anzüglich, bis er endlich vor Erschöpfung, oder weil sein Schimpfwörtervorrath nicht weiter reicht, aufhören muß. Nun tritt der Angeklagte auf und giebt Alles reichlich zurück, unter abwechselndem Lauschen und Applaudiren der Zuhörerschaft. Sind die homerischen Debatten geschlossen, so machen die Angekoks ihren Hokuspokus, und legen entweder dem Angeklagten für sein Vergehen oder dem Ankläger wegen grundloser Verfolgung eine Buße auf.

[293. 246]

4. Das Volk der Thlinkithen im ehemaligen russischen Amerika.

(H. J. Holmberg.)

Dieses Volk, das sich selbst Thlinkith, d. h. Mensch, nennt, von den Russen aber die Namen Kaljuschen, Koljuschen, Koloschen erhalten hat, bewohnt den ganzen Küstenstrich des nördlichen Amerika vom St. Eliasberge bis hinunter zum Columbiastrome, oder vom 60° bis zum 45° nördlicher Breite. Doch nicht allein die Küste des Festlandes, die unter diesen Breiten unfruchtbare, oft sogar ganz unzugängliche Ufer darbietet, wird von ihnen bewohnt, sondern auch die meisten der nahebelegenen Inseln, und zwar in noch größerer Zahl als das Festland.

Selbst geben sich die Thlinkithen Benennungen nach den Orten, wo sie sich hauptsächlich aufhalten oder vielmehr, wo sie ihre Winterquartiere haben, wie z. B. Schitkhakhóān, Tschishlkháthkhóān, Stach'inkhóān, d. h. Bewohner von Sitcha, Tschishlkháth, Stachin (Stikin); Russen und überhaupt europäische Nationen, mit denen sie in Berührung gekommen, werden von ihnen mit dem gemeinsamen Namen Russkhekhóān bezeichnet, den Amerikanern, welche stets mit den Eingebornen der N.-W.-Küste einen starken Schleichhandel getrieben, und von denen diese sich Feuergewehre und Pulver gegen Pelzwaaren auszutauschen pflegen, geben sie dahingegen die Benennung Whaschtankhóān. Die Stammwörter beider Namen erkennt man leicht in den Worten „Russki“ und „Boston“.

Obgleich die Thlinkithen in Betreff ihrer Lebensart, welche vom Klima und von anderen localen Verhältnissen abhängt, eine gewisse Aehnlichkeit mit anderen in den russischen Colonien wohnenden Völkerschaften verrathen, so unterscheiden sie sich doch nicht nur in der Sprache, sondern auch in Sitten, Gebräuchen und äußerem Typus genugsam von denselben, daß sie nicht für ein zur selbigen Race gehörendes Volk gehalten werden können. Die vorzüglichsten Merkmale im Aeußeren des

Thlinkithen sind folgende: struppiges kohlenschwarzes Haar, kleine dunkle Augenbrauen, mehr als gewöhnlich sowohl große als lebhafte schwarze Augen, welche den hübschesten Theil seines Gesichtes ausmachen, hervorstehende Backenknochen, dicke und volle Lippen, bei den Weibern überdies noch geschmückt mit Knochen- oder Holztrögen, die Nasenknorpel der Männer durchbohrt und in Folge schwerer daran hängender Bürden ausgedehnt, schöne weiße Zähne, Ohren, oft rund herum durchlöchert; hiezu kommt schließlich eine etwas dunkle Hautfarbe, mittelmäßiger Wuchs und stolze, gerade Haltung beim Gehen (dieses jedoch nur bei den Männern); die Hände der Weiber sind sehr klein, und im Allgemeinen werden nicht große Füße angetroffen.

Vor der Bekanntschaft mit den Russen bestand ihre einzige Kleidung in zusammengenähten Fellen, welche sie um sich warfen, um den sonst nackten Körper damit zu bedecken und zu schützen; außerdem trugen sie bei feierlichen Gelegenheiten Decken, gestickt aus der Wolle der wilden Ziege. Dieses Thier kommt in nördlicheren Breiten des Festlandes vor, und seine Wolle geht noch jetzt im Handel weit nach Süden. Schon längst hatten die Thlinkithen die Kunst inne, diese Wolle schwarz und gelb vermittelst Kohlen und einer Moosart, welche letztere sie „ssechoni“ nennen, zu färben, wodurch die Decken, mit denen sie sich noch jetzt bei Festlichkeiten schmücken, mit ihren Figuren und Familiengemälden einen wahrhaft erstaunenden Beweis ihres Fleißes und ihrer Kunstfertigkeit ablegen. Der Hut, aus Wurzeln geflochten und ebenfalls mit vielfarbigen Figuren und Thierbildern geschmückt, wird noch jetzt wie früher getragen.

Aber auch bei diesem Volke, welches in anderer Beziehung wohl kaum eine Spur vom Einflusse der Civilisation vermerken läßt, hat der Luxus wenigstens in Kleidungsstücken bedeutende Fortschritte gemacht.

Die Männertracht unterscheidet sich in Nichts von der der Weiber; sie besteht nämlich aus einem bis zu den Knieen gehenden Hembe aus ursprünglich weißem Mitkal, aus wollenen Decken von weißer, rother, grüner oder blauer Farbe, vorn mit einer Reihe von Zinn- oder Perlmutterknöpfen verziert, welche Decken sie so über die Schultern werfen, daß der ganze Körper von denselben bedeckt wird, sowie aus den Hüten, welche jedoch keinen wesentlichen Theil ihrer Bekleidung ausmachen. Beinkleider werden ebenso selten von den Männern als Zitzkleider von den Weibern getragen; wenn man noch hinzufügt, daß sie sowohl Winter als Sommer barfuß und stets in der eben angeführten Tracht gehen, so wird es gewiß einen Jeden wundern, daß diese Kleidung hinlänglich sein kann, sie vor dem rauhen und feuchten Klima, wie es in Sitcha ist, zu schützen. Und dennoch verhält es sich so; die einzige Erklärung möchte vielleicht der Umstand gewähren, daß sie von Kindheit an — und dieses fast bis zur Unglaublichkeit — ihren Körper abhärten. Was eine Art Schuhe oder Mocassins anbelangt, die die Thlinkithen oft in Sitcha zum Verkauf anbieten, so werden sie selten von ihnen selbst getragen, ja sie sind nicht einmal Producte ihres eignen Kunstfleißes. Sie werden von fernen und fremden Volksstämmen verfertigt, die unter dem gemeinsamen russischen Namen Tundra-Bewohner das Innere des Festlandes von Nordamerika bewohnen, und gehen dann im Handel von Hand zu Hand.

Die Festtracht ist bei jedem einzelnen Individuum so ungleich zusammengesetzt, daß sie keine allgemeine Beschreibung zuläßt. Ihr größter Schmuck besteht aus Fetzen und Lappen, gesammelt auf den Kehrhaufen bei den russischen Ansiedelungen.

Sowohl Männer als Weiber färben und malen ihr Gesicht, welches an sich eigentlich nicht so häßlich wäre, dadurch aber ein abscheuliches Aussehen erhält. Schwarz und Roth, d. h. Kohlen und Zinnober — ein Artikel, den die russisch-amerikanische Compagnie mit großem Vortheil absetzt — sind die beliebtesten Farben. Man reibt sie mit Seehundsthran ein, so daß das ganze Gesicht davon bedeckt wird, und kratzt darauf an einigen Stellen die Farbe mit einem Holzstabe ab, so daß verschiedene helle Figuren und Zeichnungen dadurch entstehen. Oft finden sich sogar beide diese Farben in schwesterlicher Eintracht auf einem und demselben Gesichte angebracht. Der reiche Thlinkith bemalt täglich sein Gesicht, der arme dahingegen nur, wenn die Farbe von selbst zu verschwinden beginnt.

Die Männer durchbohren ihre Nasenknorpel. Diese Operation wird schon frühzeitig an dem neugeborenen Knaben vorgenommen. In dem dadurch entstandenen Loche tragen sie einen großen Silberring, der oft genug den ganzen Mund bedeckt, doch werden eben andere Gegen-

stände benutzt, als Federn ꝛc. Ebenso durchlöchern sie die Ohrläppchen und tragen darin Haifischzähne, Muschelschalen und dergleichen Putzsachen; außerdem aber findet man bei Vielen den ganzen äußeren Rand des Ohres mit kleinen Löchern besetzt, durch welche sie rothe Wolle und kleine Federn ziehen. Die Anzahl solcher Ohrlöcher bestimmt das Ansehen eines Jeden, oder richtiger gesagt, jedes Loch deutet auf eine von ihm ausgeführte große That, wie z. B. die Feier eines großen Festes zum Andenken irgend eines verstorbenen Helden. Der Hals, die Arme und die Beine werden ebenfalls geschmückt, doch oft nicht mehr als mit einem rothen, wollenen Faden.

Was vielleicht mehr als irgend etwas Anderes das Aeußere dieses Volkes charakterisirt, das ist der Lippenschmuck der Weiber. Den erwachsenen Mädchen wird die Unterlippe durchstochen und in diese Oeffnung eine Knochenspitze, gegenwärtig doch häufiger ein Silberstift, gelegt. So lange sie unverheirathet ist, trägt sie diesen; erhält sie aber einen Mann, so preßt man einen größeren Schmuck von Holz oder Knochen in die Oeffnung, welcher nach innen, d. h. zur Zahnseite, etwas trogförmig ausgehöhlt ist. Mit den Jahren wird der Schmuck vergrößert, so daß er bei einem alten Weibe über zwei Zoll angetroffen wird.

Ihre Ohren sind nur an der gewöhnlichen Stelle durchlöchert, wo sie einen Ring von Silber oder Zinn tragen. Ich muß hier bemerken, daß die Thlinkithen im Allgemeinen größeren Geschmack an weißen als an gelben Metallen finden. Daher schätzen sie das Silber höher als das Gold und ziehen sogar einen Schmuck aus Zinn oder sonst einem anderen weißen Metalle einem ähnlichen aus Gold vor.

Man könnte die Thlinkithen, sowie überhaupt alle Völker an der N.-W.-Küste Amerikas, Küsten- oder Meeresnomaden nennen, weil sie nur im Winter feste Wohnplätze haben, dahingegen den größten Theil des Sommers oft in sehr entfernten Gegenden zubringen, um sich Wintervorräthe einzusammeln. Vom Meere, an dessen Ufern sie sich stets ansiedeln, erhalten sie ihre hauptsächlichste Nahrung; einige Wurzeln, Gräser und Beeren gehören nur zu den Leckerbissen des Sommers. Es ist in diesen Gegenden das Meer unendlich reich nicht allein an verschiedenartigen Fischen, sondern auch an allerlei niederen Thierarten, und die Natur selbst erleichtert den Fang derselben auf eine besonders günstige Weise. Die Ebbe, welche z. B. auf Sitcha den Wasserspiegel höchstens achtzehn Fuß senkt, entblößt zwei Mal täglich das Ufer und hinterläßt diese Nahrungsmittel unter Steinen und in kleineren Vertiefungen, von wo der Thlinkith sie nur abzuholen braucht. Es giebt kaum ein Weichthier, welches er verschmähen würde; er verzehrt sogar mehrere Arten von Meeresgewächsen. Die beliebtesten Speisen sind jedoch: Muscheln (Cardium und Mytilus), Echinus, Sepia, Häringsrogen und alle Arten Fische. Von diesen werden Cardium, Mytilus und Echinus roh, der Rogen, welchen die Häringe in Massen an Fucusarten absetzen, mit diesen Pflanzen theils roh, theils getrocknet verzehrt; in letzterem Falle bewahrt man sie zum Winter in hölzernen Kästen auf, woselbst sie erst in Fäulniß übergehen müssen, um einen wahren Leckerbissen abzugeben. Aus diesem getrockneten Rogen preßt man auch ein Oel, welches in Ansehen und Geschmack höher steht als der allgemein benutzte Seehundsthran. Sepiaarten, von denen eigentlich nur die Arme gegessen werden, kocht man so lange, bis die schleimigen Stoffe coaguliren, und Fische werden nie roh verzehrt. Das Kochen geschieht jetzt in eisernen Kesseln, vor der Bekanntschaft mit den Russen aber wurden dazu aus Wurzeln geflochtene Körbe angewandt. Es verfertigen noch jetzt die Weiber diese so dicht, daß sie kein Wasser durchlassen, und ihre Anwendung beim Kochen legt einen besonderen Beweis ab für den Erfindungsgeist des rohen Naturmenschen, durch den er sich seinen Lebensunterhalt, dazu gehörige Geräthschaften und Bequemlichkeiten, zu verschaffen sucht. Der Korb wurde nämlich mit kaltem Wasser angefüllt, und zum Glühen gebrachte Steine, zu wiederholten Malen ins Wasser geworfen, erhitzten endlich das Wasser bis zum Kochpunkt. — Der für den Winter aufbewahrte Fisch wird nicht wie bei den anderen wilden Völkerschaften in der Sonne getrocknet, sondern im Rauchfange der Jurten geräuchert.

Doch auch die größeren Meeresthiere, wie Seehunde, See- und Flußotter, Delphine, deren Jagd und Fang oft zwar mit großen Schwierigkeiten und Mühen vereint ist, spielen eine wichtige Rolle in der Oekonomie der Thlinkithen; denn abgerechnet den großen Vortheil, den sie von den Fellen des Seehundes, der Flußotter, namentlich aber der Seeotter haben, geben alle diese Thiere ihnen auch hinlängliche Nahrung und versehen sie mit

Thran, der das unentbehrlichste Gewürz bei allen Mahlzeiten der Meeresnomaden ausmacht. Als etwas Besonderes kann bemerkt werden, daß die Thlinkithen kein Walfischfleisch verzehren, es sogar verabscheuen, wie die Juden das Schweinefleisch, jedoch mit Ausnahme der in Jakhutbäth (am Fuße des Eliasberges) ansässigen Thlinkithen.

Unter allen Geräthschaften und Werkzeugen, als Producte des Kunstfleißes der Thlinkithen betrachtet, von denen ich hier nur die vorzüglichsten anführen will, ziehen die Boote oder Canots die größte Aufmerksamkeit, ja sogar Bewunderung auf sich. Und berücksichtigen wir, daß zu der Zeit, als den Thlinkithen noch der Gebrauch des Eisens fremd war und jede Holzarbeit mit steinernen Werkzeugen ausgeführt wurde, diese Canots weder in lieblicher Form noch in feiner Arbeit den jetzigen viel nachstanden, so steigt diese Bewunderung bis aufs Höchste. Sie werden nämlich aus dem Stamme von Pinus Douglasii? Sabine verfertigt, und zwar nie aus mehreren Stücken, sondern stets aus einem Stamme. Die Arbeit wird folgendermaßen ausgeführt. Wenn der Stamm, der je nach der Größe des beabsichtigten Bootes ausgewählt worden, gefällt ist, so höhlt man ihn in Form eines schmalen Troges aus. In diese Aushöhlung wird Wasser gegossen, welches, mit glühenden Steinen zum Kochen gebracht, das Holz allmälig aufweicht und biegsam macht, wonach dem Stamme die erforderliche Form gegeben wird.

Sowohl die kleinen als großen Canots sind ihrer Form nach sich gleich, nämlich lang, schmal und vorn und hinten hoch zugespitzt. Die Kriegscanots unterscheiden sich nur durch ihre ungewöhnliche Größe von denen, die gewöhnlich und allgemein im Gebrauche sind: denn während die ersteren vierzig bis fünfzig Personen tragen, können die letzteren nur zehn bis zwölf Personen fassen. Alle sind sie vorn und hinten mit bunten Figuren bemalt; außerdem aber werden die Kriegscanots stets, die übrigen nur hin und wider mit den Familienattributen der Besitzer geschmückt. Die Ruderstangen, ebenfalls mit allerlei bunten Figuren ausgeziert, haben einen Griff in Form einer Krücke, dehnen sich nach unten aus und bilden daselbst ein breites Blatt, so daß sie im Ganzen vier Fuß langen Schaufeln ähnlich sehen. Ein gutes Boot muß zwei Eigenschaften in sich vereinigen, nämlich sich schnell rudern lassen und sich aus dem Wellenschlage nichts machen. Ein Kriegscanot besitzt in Sitcha in russischen Waaren einen entsprechenden Werth von achthundert Bco. Rubeln.

Lange vor der Bekanntschaft mit Europäern und folglich auch vor der Kenntniß vom Gebrauch des Eisens, oder vor den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, hatten die Thlinkithen die Kunst inne, Kupfer zu schmieden, welches sie von den Volksstämmen am Kupferflusse im Handel erhielten. Es ist bekannt, daß dieser Fluß (von den Eingebornen Athna genannt), der sich etwas nördlich vom 60° n. Br. in den stillen Ocean ergießt, gediegene Stücke dieses Metalles in Menge auswirft, welches noch jetzt, nachdem der Gebrauch des Eisens schon allgemein verbreitet ist, seiner Geschmeidigkeit wegen bei vielen nordamerikanischen Stämmen in hohem Werthe steht.

Dolche und Wurfspieße sind die hauptsächlichsten Geräthschaften, die gegenwärtig aus Eisen geschmiedet werden. Der Dolch ist sehr breit und hat zwei geschliffene Blätter auf jeder Seite des Griffes, das obere jedoch nur ein Viertel von der Länge des unteren.

Der Dolch ist der treueste Begleiter des Thlinkithen; wohin er auch gehen oder fahren mag, jener ist unter seiner Kleiderdecke versteckt.

Wenn von den Kunstproducten dieses Volkes die Rede ist, so verdienen auch die mit mannigfachen Figuren geschmückten und selbst verschiedene Figuren vorstellenden Pfeifen, Schalen, Schmucksachen u. s. w. aus dunklem Thonschiefer erwähnt zu werden, die mit vieler Kunstfertigkeit, namentlich von kaiganschen Thlinkithen, gemacht werden. Von diesen behaupten die Pfeifen den ersten Rang. Man sollte kaum glauben, daß ein rohes, wildes und uncivilisirtes Volk im Stande sei, eine so künstliche Arbeit auszuführen. In dieser Hinsicht wenigstens stehen die Thlinkithen weit über den anderen wilden Volksstämmen Nordamerikas. Ihre früheren Steingeräthschaften sind nach der Einführung des Eisens fast gänzlich verschwunden, wenigstens ist dieses auf der Insel Sitcha der Fall. Ich war nur im Stande einige wenige Steinbeile aus früherer Zeit aufzutreiben; sie unterscheiden sich in Hinsicht ihrer Form nicht sehr von ähnlichen Geräthschaften anderer amerikanischen Volksstämme.

Jagd und Fischerei machen die Hauptbeschäftigung des Thlinkithen aus. Seine

ursprüngliche Waffe, Pfeil und Bogen, ist jetzt ganz aus dem Gebrauche und, wie es scheint, sogar aus dem Gedächtniß verschwunden, indem jetzt nicht einmal Ueberbleibsel dieser Geräthschaften angetroffen werden. Dahingegen ist der Gebrauch der Feuergewehre auch hier so allgemein verbreitet, daß kaum ein Thlinkith nicht im Besitze irgend einer Art derselben wäre.

Mehr als die Jagd verdienen vielleicht einige Arten ihrer Fischereien der Eigenthümlichkeit wegen angeführt zu werden. Der Häringsfang wird auf folgende Weise betrieben. Eine Stange von etwa $1\frac{1}{2}$ Faden Länge ist an einem Ende mit vier oder fünf großen Eisennägeln versehen, die in Entfernung von einigen Zollen von einander stehen, etwa wie bei einem Rechen. Der Thlinkith rudert mit seinem Canot in den Häringszug hinein und schlägt mit der bewaffneten Stange ins Wasser; und selten geschiehts, daß nicht auf jeden Nagel ein Häring aufgespießt wird. Dieses giebt zugleich einen Begriff von der ungeheuren Menge dieser Fische. Auf solche Weise füllt er bald sein Boot an und kehrt zurück mit seiner Beute. —

Die Kriege der Thlinkithen sind ihrem Charakter nach entweder allgemeine oder einzelne. Die allgemeinen werden eigentlich nur durch plötzlichen Ueberfall ausgeführt, und an Grausamkeit wird dabei nicht gespart. Die gefangenen Feinde werden zu Sclaven gemacht, die getödteten scalpirt man und bewahrt die Scalpen als Kriegstrophäen, welche bei festlichen Gelegenheiten einen Beinschmuck abgeben. Die Anzahl solcher deutet auf Heldenthaten. Wenn sich der Thlinkith zum Ueberfallskriege rüstet, bemalt er sein Gesicht roth, pudert das Haar mit derselben Farbe und schmückt es mit weißen Adlerdaunen; Letzteres namentlich bezeichnet die Feierlichkeit des Vorhabens.

Die einzelnen oder privaten Kriege sind nur Streitigkeiten zwischen einzelnen Geschlechtern und Familien, welche gewöhnlich, wenn sie nicht zu Ueberfallskriegen ausarten, durch Zweikampf abgemacht werden. In letzterem Falle erwählt jede Partei aus ihrer Mitte einen, der den Kampf ausfechten soll. Die Reihen stellen sich beiderseits in Schlachtordnung, die erwählten Kämpfer werden mit dicken Panzern von gegerbten Elenthier- oder Bärenhäuten bekleidet und tragen hölzerne Helme, welche, den ganzen Kopf schützend, das Thier des Familienwappens vorstellen. Die einzig hierbei benutzte Waffe ist der obenerwähnte Dolch, und der ganze Zweikampf wird von Tanz und Gesang, die sich je nach dem Siege oder der Niederlage richten, begleitet. Beim Friedensschlusse des einen sowohl als des anderen Krieges werden beiderseits Geißeln ausgetauscht, welche mehrere Tage hindurch nur mit der linken Hand essen dürfen, indem sie in der Schlacht mit der rechten Waffen trugen. Ein jeder derselben erhält von feindlicher Seite zwei Begleiter, die ihn zugleich bewachen sollen und ihm an Ansehen nicht nachstehen dürfen. — Die Thlinkithen verbrennen ihre Leichen auf Scheiterhaufen, jedoch mit Ausnahme ihrer Schamanen oder Zauberer, welche in großen, auf vier hohen Pfosten ruhenden Sarkophagen beigesetzt werden. Der Sclave darf weder der einen noch der anderen Ehre genießen, denn seine Leiche wirft man wie die des Hundes ins Meer. Wenn ein Thlinkith gestorben ist, so bereiten seine Anverwandten ein großes Fest und laden eine Menge Gäste ein, namentlich wenn der Verstorbene ein Häuptling oder sonst ein reicher und angesehener Mann war. Die Gäste müssen stets einem anderen Stamme angehören, so daß, wenn z. B. der Todte vom Rabenstamme war, diese vom Wolfsstamme sind, und umgekehrt.

Der Scheiterhaufen wird in der Nähe der Ansiedelung aufgeführt, die der Verstorbene bewohnte. Bei dieser Gelegenheit verbrennen auch Viele derselben ihr Haar, indem sie den ganzen Kopf ins Feuer stecken, Andere schneiden es kurz und schmieren ihr Gesicht mit der Asche des Verstorbenen. Die kaiganschen Thlinkithen rühmen sich namentlich dessen, daß sie sich selbst bei den Verbrennungen ihrer Angehörigen ohne Schonung und Rücksicht martern, als z. B. die Arme zerschneiden und zerreißen, das Gesicht mit Steinen schlagen und dergleichen. Nach ausgeführtem Verbrennungsact begeben sich die Gäste nach der Wohnung des Verstorbenen und setzen sich mit der Wittwe, die der Geburt nach zu ihrem Stamme gehört, um die Wände der Jurte. Darauf erscheinen die Verwandten mit abgebrannten, abgeschnittenen Haaren und geschwärztem Gesicht und stellen sich in die Mitte hin, woselbst sie, sich auf lange Stöcke lehnend und mit niedergebeugten Häuptern, ihre Beerdigungslieder mit Weinen und Heulen anstimmen. Die Gäste verstärken zugleich den Gesang, der vier Nächte der Reihe nach fortfährt und einzig und allein auf kurze Zeit von

Beköstigungen unterbrochen wird. Während dieser Klagezeit schlachten die Verwandten einen oder zwei Sclaven, je nach dem Ansehen des Verstorbenen, damit, wie es heißt, letzterer in jener Welt Bedienung habe. Wir finden hierdurch bei den Thlinkithen die Ahnung eines zukünftigen Lebens angedeutet.

Das schon früher erwähnte Fest zum Andenken verstorbener Verwandten ist das größte, welches die Thlinkithen feiern. Sie nennen es „den Verstorbenen erheben", weil dabei zugleich Denkmäler zu ihrer Ehre errichtet werden. Da nur Reiche solche Feste veranstalten können, so kommen sie nur äußerst selten vor, indem sie sehr kostspielig werden. Aus verschiedenen Ansiedelungen werden Gäste eingeladen, die außer Beköstigung noch allerlei Geschenke erhalten. Es geschieht dabei nicht selten, daß der Wirth nicht allein sein ganzes Vermögen, sondern auch die Aussteuer seiner Frau dazu anwendet, und darauf sein ganzes Leben in dürftigen Zuständen zubringen muß, einzig und allein die Ehre und das Ansehen beibehaltend, das Andenken dahingeschiedener Ahnen gefeiert zu haben. [237]

5. Die Ale-uten.

(F. H. v. Kittlitz.)

In der Bai von Illuluk auf Unalaschka hatten wir auch Gelegenheit, in den zu uns kommenden Baidarkenführern und den Proben ihrer Geschicklichkeit, die sie vor theilnehmenden Zuschauern immer sehr gern ablegen, gleichsam die letzten Sonnenstrahlen der aleutischen Nationalität glänzen zu sehen, deren eigenthümliches Gepräge damals schon sehr im Verschwinden war. Die Ale-uten, die Otez Johann sehr treffend „See-Kosaken" nannte, sind bekanntlich ganz für die Art von Seeleben geboren, welche sie auf der von ihnen mit leidenschaftlicher Vorliebe betriebenen Jagd der Seethiere führen. Man kann wohl sagen, daß ein Mann dieses Volkes erst recht zu leben beginnt, wenn er sich in seinem ledernen, gewöhnlich selbstverfertigten Schiffchen auf den Wellen befindet; und die bewunderswürdigste Gewandtheit in der Führung desselben ist die natürliche Folge dieses angebornen Triebes. Wirklich ist dieser so stark, daß selbst der den Aleuten auferlegte Zwang, für Andere zu arbeiten, in so vielen Jahren den Eifer und die lebendige Theilnahme, mit welchen jeder von ihnen diese Jagden betreibt, nicht wesentlich zu schwächen im Stande gewesen ist. Dennoch ist es unausbleibliche Folge dieser Abhängigkeit und der damit verbundenen oft übermäßigen Anstrengungen, daß zu unserer Zeit nur noch das Nothwendigste von den mancherlei Fertigkeiten cultivirt ward, in denen dieses Volk bisher geglänzt hatte. Zahlreiche Proben der höchsten Geschicklichkeit in Führung der Baidarke sowohl als der dazu gehörigen Wurfspieße, die früher fast jeder Erwachsene zu zeigen im Stande war, gehörten schon damals zu den seltneren Künsten Einzelner. Ebenso verschwand auch immer mehr der so höchst originelle Kopfputz, indem er, wie die gesammte Nationaltracht, nach und nach den russischen Kleidungsstücken Platz machte. Doch waren es immer noch die Ale-uten von Unalaschka, sowie der übrigen sogenannten Fuchsinseln, die sich durch die eben erwähnte Gewandtheit sowohl als durch Feinheit und Zweckmäßigkeit in der Bauart ihrer Baidarken auszeichneten und mit einer Art stolzen Mitleids auf die ähnliche, doch viel unbeholfenere Schifffahrt der westlicheren Ale-uten, die sich auch in der Sprache von denen der Fuchsinseln unterscheiden, herabzusehen pflegten. Die einsitzigen Baidarken von Unalaschka (die bei weitem gebräuchlichsten, denn die zweisitzigen sind seltener und die mit drei Luken hauptsächlich erst seit Ankunft der Russen im Gebrauch) zeichnen sich durch Leichtigkeit und Schnelligkeit vor allen anderen aus. Eine solche Baidarke wird von dem Ausziehenden gewöhnlich bis ans Meer, wie ein Köcher quer über den Rücken hängend, getragen; und wirklich ist es auch ein Köcher, denn die sämmtlichen Wurfspieße verschiedener Art, deren der Mann sich eben zu bedienen gedenkt, sind auf dem Verdeck in besonderen Schlingen so befestigt, daß er sie beim Sitzen in der Luke sämmtlich mit Leichtigkeit ziehen und mittelst des

sorgfältig gearbeiteten Wurfbretes, welches ebenfalls in einer dieser Schlingen Platz findet, mit großer Gewalt und Sicherheit vor sich werfen kann. Der Anblick des in diesem Fahrzeuge sitzenden Mannes, der mit seinem zweischaufligen Ruder die Wellen beherrscht und zugleich von den zahlreichen vor ihm liegenden Wurfspießen den wirksamsten Gebrauch macht, erinnert in höchst eigenthümlicher Weise sowohl an die Wagenlenker des classischen Alterthums, als an die kriegerischen Reiterkünste des Mittelalters. Wir müssen gestehen, daß die ersteren sogar beträchtlich übertroffen werden, da es hier ein und derselbe Mann ist, der das Fahrzeug lenkt und die Lanze führt. — Der Vergleich mit einem geharnischten Ritter wird aber auch noch ganz besonders hervorgerufen durch den Schutz, den ihm seine ringsumschließende Kamleika gegen die Wellen gewährt, und selbst durch den Kopfputz, den wir nur von Einzelnen tragen sahen. Er besteht der Hauptsache nach aus einem langen, gebogenen Augenschirme, denjenigen an Gestalt nicht unähnlich, die man bei uns zuweilen den Kranken verordnet. Dieser wird da, wo er an den Schläfen festsitzt, mit aufrecht stehendem, oft vortrefflich gearbeitetem Schnitzwerke von hiesigem Elfenbein (Walroßzähnen) verziert; nach hintenzu ragen federbuschartig lange, mit Glasperlen und anderem Schmuck verzierte Bartborsten der Seelöwen oder anderer großen Robbenarten in die Luft, die den natürlichen Kopfputz dieser Thiere höchst naiv, aber mit der geschmackvollsten Eleganz nachahmen. Der aus eingeweichtem Holze verfertigte Schirm selbst wird der Regel nach streifenweise mit allerlei lebhaften Farben bemalt: hellblau, weiß, ockergelb und roth, Farben, die man hier sowie auf Kamtschatka von den Kämmen der höheren Gebirge holt. Das Holz überhaupt ist hier seiner Seltenheit wegen stets ein kostbares Material und wird an den Küsten dieser Inseln mit vieler Sorgfalt gesammelt. Es scheint vorzugsweise aus den japanischen und chinesischen Gewässern herüberzukommen, wie das häufig darunter befindliche Kampherholz andeutet, wovon nicht selten ansehnliche Stämme gefunden werden sollen. Am gesuchtesten ist ein feines weißgelbliches Holz, dessen Bruchstücke, wie sie das Meer auswirft, einen Rosengeruch verbreiten. Die Russen legen es deßhalb gern zwischen ihre Wäsche, die Aleuten schätzen es aber vornehmlich als Material für den Bau der Baidarken; gewisse Theile des hölzernen Gestelles derselben, vielleicht gerade diejenigen, welche der Gefahr des Zerbrechens auf offener See zumeist ausgesetzt sind, müssen wo möglich aus diesem kostbaren Holze bestehen. — Schnitzwerke von Holz oder Elfenbein (Walroßzähnen) zu verfertigen, war früher eine sehr gewöhnliche Lieblingsbeschäftigung der Männer auf diesen Inseln, wie denn auch gewissermaßen Chamisso noch im Jahre 1815 eine zahlreiche Sammlung aus Holz geschnitzter Figuren von sämmtlichen hier vorkommenden Walfischarten erhielt, deren Beschreibung und Abbildung er später veröffentlicht hat. Aber seit lange schon fehlt es hier zu dergleichen Arbeiten an der nöthigen Zeit. Wenn man bedenkt, daß der Dienst der russisch-amerikanischen Compagnie die Hälfte des gesammten Bestandes der männlichen Bewohner dieser Inseln vom achtzehnten bis fünfzigsten Jahr unentgeltlich in Anspruch nimmt, ungerechnet alle diejenigen, welche noch bedingungsweise dafür gewonnen werden, daß ferner dieser Dienst gewöhnlich in halbjährigen Entsendungen zur Jagd der Seethiere besteht, und daß er auch den Winter über in der Heimat, wo die Jagd der Füchse betrieben wird, fortdauert: so begreift man kaum, wie noch Hände da sind für die allernothwendigsten Bedürfnisse der Familien, und wie selbst die Frauen sich noch hin und wider mit den überaus künstlichen und zierlichen Näharbeiten beschäftigen können, die zu unserer Zeit immer noch als bloße Verzierungen von Kleidern und Geräthschaften zu Stande kamen. [247]

6. Die Bevölkerung Grönlands.

(Anton v. Etzel.)

Nordgrönland ist nie von einer anderen Völkerschaft als den Eskimos bewohnt gewesen, und die alten Nordbewohner sind nur, wie die Walfischfänger der Gegenwart, auf einzelnen Zügen in diese Gegenden gekommen, haben sich aber nicht darin festgesetzt, da jede Existenz hier auf die Seehundsjagd, wie sie die Eskimos betreiben, begründet werden muß. Aus diesem Grunde ist auch jede Bevölkerung hier vereinzelter geblieben, als in allen anderen Ländern, und muß es ewig so bleiben. Halbe, ganze und mehrere Tage kann man die Küste Nordgrönlands bereisen, ohne Menschen zu sehen, und stößt man endlich auf einen bewohnten Platz, so besteht er aus zwei oder drei Häusern oder Zelten, oft auch nur aus einem, und mit Ausnahme der Colonien, die über hundert Seelen zählen, bewohnen ihn höchstens zwanzig bis fünfzig Menschen. Die Wohnungen liegen stets am Meere, nur fünfzig bis hundert Ellen vom Ufer, damit es leicht ist, die Boote ins Wasser und die gefangenen Seehunde ans Land zu bringen. Das Land selbst ist übrigens ganz unbebaut, und mit Ausnahme der Renthierjäger im Sommer, und einzelner Schlitten, die auf gewissen Strecken hier und dort im Winter über die großen Halbinseln und Inseln fahren, ziehen nur Füchse, Hasen und Renthiere über diese Gebirgsstriche wie durch ihre Thäler.

Im Jahre 1850 zählte Nordgrönland 3400 Seelen, darunter reichlich hundert Dänen. Diese Bevölkerung war über fünf Breitegrade (vom 68° bis 73° n. Br.) etwa so vertheilt, daß auf dem südlichsten, vom 68° bis 69°, $^1/_3$ der Summe, oder reichlich über 1000 Menschen wohnten; auf den nächsten wieder etwa $^1/_3$ oder 1000 Menschen, auf den dritten 800 Menschen, auf den vierten zwischen 71° und 72° durchaus keine Seele, und endlich auf den letzten, den 72° bis 73°, 400 Einwohner kommen. Sie sind ferner so vertheilt, daß auf etwa sechs Plätzen die Zahl über 100 steigt, sonst aber gegen Vierzig auf jeder Stelle beisammen wohnen.

Obschon fast Jeder, der nach Grönland kommt, sich über die Menge der blonden und echt europäischen Physiognomien wundert, die man unter den Grönländern trifft, und die in sonderbarem Contrast mit ihrer eigenen, völlig eskimoischen Lebensweise stehen, ist doch die echte Race, oder mindestens die, in der die besonderen Merkzeichen unverkennbar sind, noch die weit überwiegende. Die meisten sind klein an Wuchs und zeichnen sich vorzugsweise durch unglaublich kleine Hände und Füße aus; ihre Gesichtsfarbe ist sehr braun, selbst wenn ihre Unreinlichkeit außer Betracht bleibt, die so groß ist, daß sie sich selten, und mindestens nie mit Wasser, waschen; die Gesichter sind flach und breit, die Augen sind etwas schief, wie bei der mongolischen Race. Die Haare sind rabenschwarz, sehr grob und struppig; bei den Männern ist der Haarwuchs sehr üppig und trägt viel dazu bei, ihr Aussehen zu verschönern, da sie die langen, schwarzen Haare über die Schultern und den Nacken herabhängen lassen und nur zuweilen in gerader Linie mitten auf der Stirn abschneiden; die Frauenzimmer binden sie dagegen in eigenthümlicher Weise in einen Wulst nach aufwärts, in dessen Größe sie einen besonderen Stolz setzen, der aber durch das beständige Anstrammen und Bearbeiten der einzelnen Haare diese leicht zum Ausfallen bringt, besonders an den Seiten, was ihr Aussehen in hohem Grade entstellt. Im Ganzen sind die Männer hübscher als die Frauen, namentlich im reiferen Alter, was zum Theil in der Lebensart begründet ist, denn während die Männer durch ihre Beschäftigung stets Bewegung in frischer Luft haben, sitzen die Frauen fast immer in den engen Winterhäusern. Schon nach dem zwanzigsten Jahre verlieren sie die Jugendfrische; und sind sie erst vermählt, kümmern sie sich auch wenig mehr um ihr Aussehen und ihre Kleidung, ergeben sich unmäßigem Kaffeetrinken, großer Faulheit und grenzenloser Unreinlichkeit, und Frauen über fünfzig Jahr sind fast alle widerlich häßlich. Die krumme Stellung, in der sie auf der Pritsche sitzen, macht ihren Gang schleppend und watschelnd; die frühere Fettheit hat nur noch unzählige Runzeln im Gesicht zurückgelassen, und sieht man sie so aus dem

engen Hausgang säbelbeinig und gekrümmt herauskommen, halb kahlköpfig und die wenigen übrig gebliebenen Haare von den Seiten abstehend, von oben bis unten mit Lampenruß und Schmutz bedeckt, dann denkt man unwillkürlich an unterirdische Wesen oder Zauberer und wundert sich nicht mehr, daß die Nordbewohner die „Skrälinger“ für solche hielten.

Der allgemeine Anblick der Grönländer, namentlich der jungen, läßt die Berichte über den häufigen Hunger, den sie zu erdulden haben, für Ironie halten, denn keine andere Nation hat so viele wohlbeleibte und gutgenährte Gesichter aufzuweisen. Dies kommt sowohl von dem Leben in frischer Luft und unter freiem Himmel, als auch von der ausschließlich animalischen Nahrung, dem sehr nährenden Fleisch, Speck und Fisch. Die Gesichter der kleinen Kinder strotzen in dem Grade von Fett, daß die Augen fast darin verschwinden, und die Nase vertieft, statt erhaben erscheint. Im Alter von fünf bis sechs Jahren haben sie in der Regel auch eine frische Röthe auf den Wangen und sind wahre Bilder von Gesundheit und Wohlleben; eine Folge der unablässigen Bewegung im Freien, denn sobald sie gehen können, tummeln sie sich im Sommer und Winter vom Morgen bis zum Abend auf dem Gebirge und dem Eise umher. Selbst nach langewährendem Mangel im harten Winter pflegen die Gesichter eher auf alles Andere als Noth und Hunger zu deuten, und die Erschlaffung, welche dadurch hervorgerufen ist, bleibt, wie der Mangel selbst, nur temporär; und wenn die Grönländer einen solchen strengen Winter mit allen seinen Leiden überstanden haben und sich auf den Sommerreisen, namentlich der Renthierjagd, durch den Aufenthalt in der freundlichen Natur und der frischen Gebirgsluft erquicken, so ist es ein wahres Vergnügen, sie im Herbst zurückkehren zu sehen.

Es lebt ungefähr ein halbes Hundert Dänen vom Handwerker-, Seemanns- und Arbeiterstande in Nordgrönland, das sich mit Eingebornen verheirathet und Häuser nach grönländischer Weise, wenn schon mit großen Verbesserungen, gebaut hat, und sich vom Seehundsfang mit Eisnetzen, Fischfang und anderen Erwerbszweigen nährt, und die also, wenn sie schon in Diensten der Handelsgesellschaft stehen und daher ihren Hauptunterhalt beziehen, als eine Art Colonisten in diesem sonst für Europäer wenig einladenden Lande betrachtet werden können. Sie haben in der Regel einen gewissen Grad von Sauberkeit und Ordnung in der Haushaltung einzuführen gewußt, besitzen flinke Kinder, die sie zu grönländischem Erwerb erziehen, und die meisten unter ihnen fühlen sich zufrieden und vermissen die Heimat nicht. Durch solche Ehen hat sich im Laufe des Jahrhunderts, in dem die Colonien existiren, eine Mischrace von nicht geringer Zahl und in so vielen verschiedenen Graden gebildet, daß es schwer ist, eine Grenze zwischen ihr und der echten zu ziehen. Die Mischlinge haben in der Regel vollkommen europäische, aber sehr verschiedenartige Physiognomien. Die meisten gleichen Südeuropäern durch dunkles Haar und Gesichtsfarbe, manche haben auch ganz blondes Haar und hellen Teint, so daß sie schwer von echten Nordländern zu unterscheiden sind. Unter den Männern findet man viele sehr hübsche Gesichter. In geistiger Hinsicht schlägt aber die Mischrace viel weniger nach den Vätern und gleicht den Eingebornen im Allgemeinen, wozu die Umgebungen, in denen sie aufwachsen, Vieles beitragen. Die Grönländerinnen lernen, selbst wenn sie mit Dänen verheirathet sind, fast nie die dänische Sprache, und die Kinder, die meist ihrer Sorgfalt anvertraut sind und unter der übrigen Jugend aufwachsen, lernen sie noch weniger. Doch findet man an den Kindern dänischer Väter einen großen Unterschied gegen die übrigen, da sie mehr auf Ordnung und Reinlichkeit zu halten pflegen, thätiger sind, den Eltern mehr Gehorsam beweisen und sich den Dänen zugeneigter fühlen, während sie doch völlig so große Fertigkeit in grönländischen Erwerbszweigen erlangen, wie die Kinder der unvermischten Race. Diese Einmischung europäischer Kräfte ist aber natürlich zu schwach, um sich länger als im ersten Gliede zu halten, die spätere Generation schmilzt ganz mit der übrigen Bevölkerung zusammen, in der sich aber allmälig doch mancherlei nützliche Folgen des damit gemischten fremden Blutes zeigen dürften.

[223]

7. Eine Fahrt vom Sclavensee zum großen Fischfluß.

(Georg Back.)

Nachdem wir den Sclavensee verlassen, eröffnete sich unseren Blicken eine ganz neue Scene. Bisher waren wir auf dem glatten See gefahren, und eben deßhalb im Stande gewesen, bis hierher vorzubringen; allein jetzt hatten wir das abschüssige, häufig von Felsen versperrte Bett eines unbekannten Flusses vor uns, den wir hinauf mußten, um zu dem hochliegenden Lande zu gelangen, von dem ab das Wasser einer entgegengesetzten Richtung zufließt. Die Mühseligkeiten, denen wir uns bisher so heiteren Muthes unterzogen hatten, waren weniger anstrengend als die, auf welche jeder Reisende sich ohnehin im Voraus gefaßt macht; um aber die Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, die wir von nun an zu erwarten hatten, dazu waren außerordentliche Anstrengungen aller Kräfte und eine beharrliche Ausdauer unumgänglich nothwendig.

Der größte Theil unserer Ladung, bestehend aus drei Säcken Pemmican, einem kleinen Vorrathe von Tabak und dergleichen mehr, war schon am gestrigen Abend hinaufgeschafft worden, und am Morgen des 19. August 1833, nachdem wir zuvor aus den aufgestellten Netzen einige Weiß- und Blaufische herausgenommen hatten, ward das Uebrige ebenfalls fortgeschafft. Am meisten Schwierigkeit und Mühe machte es, daß wir das Canoe einen schlüpfrigen, dicht mit Bäumen und Gestrüpp bedeckten Abhang hinauftragen mußten. Die erste Hügelstufe, auf der wir ausruheten, bestand aus Sand und Trümmern der in der Nähe befindlichen Gebirgsarten, namentlich rothem Feldspath und Quarz. Als wir dann einen Morast durchwatet und wieder bergan gestiegen waren, kamen wir zu einem Punkte über dem zweiten Falle, und fanden dann einen stillen Teich, auf den wir das Canoe brachten, so daß die müden und angegriffenen Leute eine kleine Weile sich bei der verhältnißmäßig sehr leichten Arbeit des bloßen Ruderns etwas erholen konnten.

Nachdem wir ein paar hundert Schritte weit auf dem Teiche gerudert waren, erblickten wir abermals förmliche Dampfwolken, die vom dritten und vierten Falle herrührten, die so gefährlich waren, daß wir uns denselben nicht einmal nähern durften. Also mußten wir die Ruder ruhen lassen und abermals anfangen zu schleppen, eine um so beschwerlichere Arbeit, da das Gehölz, welches wir passiren mußten, sehr dicht war, und meistentheils von verkrüppelten Sumpffichten gebildet ward. Wir sahen uns genöthigt, über gefallene Bäume zu klettern und durch kleine Bäche und Sümpfe zu waten, so gut es eben gehen wollte. Endlich kamen wir in eine mehr offene, nicht so versperrte Gegend, die unfruchtbar und öde war. Fels sahen wir auf Fels gethürmt, bis zu einer Höhe von 2000 Fuß. Der Lauf des in ein sehr schmales Bett eingeengten Flusses, der tief unter uns lag, war durch eine ununterbrochene Linie von Dampf bezeichnet. Wir mußten häufig anhalten, um wieder frischen Athem zu schöpfen, und so gelangten wir endlich auf die Höhe dieses so schwer zu ersteigenden Passes. Der blaue See lag zu unseren Füßen vor uns da, und so herrlich war das Schauspiel, das wir von hier aus erblickten, so großartig die Natur, daß wir auf eine kleine Weile alle Anstrengungen vergaßen. Unser Hinabsteigen zum Flusse ging anfangs erträglich genug, die Abfälle waren ziemlich sanft und die Gipfel der Hügel abgerundet. Bald aber folgten mit Moos überzogene Sümpfe, und dann ein so jäher und furchtbar steiler Absturz, daß ich, obwohl nur mit Mantel und Gewehr beladen, dennoch alle mögliche Vorsicht anwenden mußte, um nicht mit den bei jedem Schritte sich ablösenden Erdmassen hinabzugleiten.

Die Leute, welche das Canoe zu schleppen hatten, hielten sich wacker zur Arbeit, und kamen nach jedem Ausgleiten oder Falle so geschickt und schnell wieder auf die Beine, daß ich sie, nach glücklich überwundenen Hindernissen, bald sämmtlich und wohlbehalten unten am Flusse sah. Dieser nahm hier auf eine Strecke von etwa drei Meilen eine nordnordöstliche Richtung, und zeigte sich, obwohl der Strom ziemlich stark war, doch glatt; zu beiden Seiten erhoben sich steile, überhängende Felsen, die zum Theil mit Grün überzogen, auch hin

und wider dünn mit Birken, Fichten und Weiden bestanden waren. Die Sonne stand bereits niedrig und die Leute waren so ermüdet, daß sie nicht weiter mehr fortkonnten. Deßhalb ruderten wir an das gegenüberliegende Ufer, wo wir einen ebenen Platz fanden, und schlugen dort unser Zelt auf.

Die unbeschreiblichen Hindernisse, die sich uns bei jedem Schritte, den wir vorwärts thaten, entgegengestellt hatten, waren glücklich durch anhaltende Arbeit beseitigt worden; allein die Anstrengung wurde um so angreifender und oft wahrhaft peinlich durch die Myriaden von Sandfliegen und Moskitos, die uns so unbarmherzig zurichteten, daß uns das Blut vom Gesicht herabfloß. Von allen Unannehmlichkeiten, die mit dem Leben eines Reisenden verbunden sind, ist keine so ärgerlich und unangenehm, als die Martern, welche ihnen von jenen kleinen Blutsaugern zugefügt werden. Denn sie abzuwehren, ist platterdings unmöglich, und wenn man anfangs auch Tausende tödtet, so werden diese durch neue Tausende ersetzt, so daß man zuletzt, von Aerger und Wuth überwältigt, sich in Verzweiflung mit dem Gesichte auf die Erde wirft, sich so dicht in die Decke hüllt, daß man dem Ersticken nahe ist und so die Stunden der Nacht ohne Ruhe und Schlaf zubringt.

Am 20. August. — Das Thermometer war bis auf 36° F. (2° R.) gefallen; um vier Uhr Morgens, sobald wir die im Flusse liegenden Felsenstücke und andere Hemmnisse, die unser Vordringen aufhalten konnten, deutlich zu unterscheiden vermochten, brachen wir auf und kamen ziemlich rasch fort, bis wir in die Nähe einer Stromschnelle gelangten, der noch viele andere folgten; wir hatten daher den ganzen Morgen über fast nichts weiter zu thun, als das Canoe zu lichten und es an einem Taue aufwärts zu ziehen; endlich kamen wir gar an einen zwanzig Fuß hohen Fall und mußten nun sowohl Fahrzeug als Gepäck schleppen. Als wir diesen Wasserfall hinter uns hatten, folgten wieder Stromschnellen, und zuletzt ward das Canoe durch die vielen Stöße, denen es ausgesetzt war, so beschädigt, daß wir unter steter Gefahr zu sinken so schnell als möglich dem Ufer zuzueilen uns gezwungen sahen.

Kaum war unser Canoe so gut als möglich ausgebessert worden, da gingen die Beschwerlichkeiten und Gefahren von Neuem an; wir fuhren nämlich in einen Canal, dessen Wasser sehr tief, aber häufig von scharfkantigen Felsen dermaßen versperrt war, daß uns kaum eine Durchfahrt zwischen denselben offen blieb. Der Strom, der hier ein bedeutendes Gefälle hatte, rauschte zwischen den Felsen hindurch oder über dieselben hinweg, und zwar mit einer solchen Gewalt, daß die ziehenden Leute sich kaum auf den Beinen zu halten vermochten, und kaum war diese Noth zu Ende, da starrten uns wieder drei Wasserfälle entgegen, die gleich Riesentreppen sich bis zu einer Höhe von fünfundvierzig Fuß erhoben. Also mußte abermals unser gesammtes Gepäck weitergetragen werden, zum großen Aerger meiner Leute; denn bei einer solchen Gelegenheit ist es allerdings von Wichtigkeit, ob ein starker, kräftiger Mann, wie der kranke Dolmetscher war, im Stande ist, mit Hand ans Werk zu legen oder nicht. Noch ein paar Stromschnellen, darauf ein Wasserfall von zwanzig Fuß Höhe, und wir hatten diesen unruhigen, unwirthlichen Fluß hinter uns. Uebrigens kann man nicht leicht eine wildere und großartigere Scenerie finden, als jene, die sich an den Ufern desselben zeigt. Hohe Felsen ragen gleich kolossalen Thürmen über den Wasserfall empor oder bilden die verschiedenartigsten Formen, sind mit verschiedenfarbigem Moose überzogen, oder von überhängenden Bäumen beschattet; bald sieht man einen ruhigen Teich vor sich, hell und klar wie die Fläche eines Spiegels, bald den Dampf, der aus einem rauschenden Wasserfalle emporsteigt. Keine Feder kann solch einen Anblick würdig beschreiben.

8. Handelsverkehr im Hudsons-Bai-Gebiete.

(J. E. Wappäus.)

Zur Betreibung des Pelzhandels in den von Hudson (1610) und seinen Nachfolgern entdeckten Ländern der Nordküste Amerikas wurde im Jahre 1670 in England durch Subscription einer Summe von 10,500 Pfd. Sterl. von Seiten des Prinzen Ruprecht und einer Zahl von Edelleuten eine Gesellschaft gestiftet, welche von Carl II. einen Freibrief erhielt, in dem ihr der ausschließliche Verkehr in allen Ländern um die Hudsons-Bai und die selbstständige Verwaltung dieser Länder garantirt wurde. Diese Gesellschaft bestand unter mannigfachen Schicksalen bis 1863.

Das Gebiet der Hudsons-Bai-Compagnie enthält*) einen Flächeninhalt von 120—130,000 Quadratmeilen; doch wird ein bedeutender Theil dieser Oberfläche durch Binnenseen eingenommen, welche namentlich den mittleren Theil desselben, den zwischen der Hudsons-Bai und den Rocky-Mountains, in außerordentlicher Zahl bedecken. Allein gerade die merkwürdige Reihe von Flüssen und Seen, welche sich von der südlichen Grenze bis zum Arctischen Meere hinziehen, ist für die Oberflächenbeschaffenheit dieses Landes charakteristisch und für die Verkehrsverhältnisse in demselben von der größten Wichtigkeit, denn der eigenthümlichen Anordnung und Verzweigung der großen Binnengewässer ist es zu verdanken, daß eine Wildniß von beinahe der Ausdehnung des continentalen Theiles von Europa, die zum großen Theil noch von rohen und kriegerischen Ureinwohnern bewohnt und durch die Ungunst ihrer klimatischen Verhältnisse sehr verschlossen ist, seiner ganzen Ausdehnung nach durch Anlage von Handelsposten, die alle unter einander in geregeltem Verkehr stehen, in den Bereich der europäischen Cultur hat gezogen werden können. Die Hauptverkehrswege in diesem Lande bezeichnen zugleich die Vertheilung der Gewässer in demselben. Den besten Aufschluß über die Natur dieser Wasserstraßen gewährt eine kurze Schilderung der Fahrzeuge und der Art des Reisens in diesen Ländern. Die Engländer haben Beides von den Franzosen angenommen, welche schon früh von Canada aus tief in das gegenwärtige Territorium der Hudsons-Bai-Compagnie eingedrungen waren und in demselben einen geregelten Verkehr mit den Indianern organisirt (durch die sogenannten Coureurs des bois)**), zum Theil sogar sich unter ihnen niedergelassen und mit ihnen vermischt hatten. Daher kommt es, daß noch heutzutage in dem großen Territorium der Briten, wie in den noch nicht cultivirten angrenzenden Gebieten der Vereinigten Staaten, die französische Nomenclatur die fast allein herrschende geblieben und auch der größte Theil der im Solde der Hudsons-Bai-Compagnie stehenden Leute, Engagés genannt, französisch sprechende Canadier oder Mestizen, (Bois brulés genannt, wegen ihrer dunkleren Farbe), Abkömmlinge von französischen Canadiern und Indianern sind. Viele Gebirge, Flüsse, Seen, viele der wichtigsten Jagdthiere, Fische und Pflanzen der britischen Territorien haben noch jetzt französische Namen, viele der Indianerstämme und ihrer Häuptlinge werden auch von den Briten nur mit den Namen bezeichnet, die sie von den Franzosen erhielten, die Boote der Compagnie heißen Canots, die größeren Boote Maître canots, die Steuerleute Pilotes, ihre Bemannungen Voyageurs und die ganze technische Sprache derselben, man kann sagen, die Verkehrssprache im ganzen Territorium ist die französische. Die Fahrzeuge, deren man sich bedient, sind folgendermaßen gebaut. Die Außenseite besteht aus der dicken und zähen Rinde der Birke, die einzelnen Stücke sind zusammengenäht mit der zu dünnen Fäden gespaltenen Wurzel der Fichte (der épinette der Voyageurs) und die Nähte mit dem Harze derselben überzogen, um sie dicht und glatt zu machen. Der Bord ist von Fichten- oder Cedernholz, etwa drei Zoll breit, und an seiner unteren Seite sind die Rippen eingefügt, die von dünnen, zu einem Halbkreis gebogenen

*) Das Folgende bezieht sich natürlich durchweg auf die Zeit vor 1863, also vor dem Erlöschen der Gesellschaft.

**) Waldläufer.

Stücken Tannenholz gemacht sind. Zwischen den Rippen und der Rinde ist eine Bekleidung von Latten, welche außer daß sie die zarte Bedeckung vor Beschädigung von Innen schützt, dazu dient, dem Fahrzeug Festigkeit zu geben. Diese Canots sind gewöhnlich fünfunddreißig Fuß lang und in der Mitte fünf Fuß breit, von wo sie sich nach beiden Enden, an welchen sie ungefähr einen Fuß höher sind, verschmälern. Beladen mit einem Gewichte von dreißig bis vierzig Centnern, außer dem der Besatzung, gehen diese Fahrzeuge kaum anderthalb Fuß tief, und ihr eigenes Gewicht beträgt zwischen dreihundert und vierhundert Pfund. Im ruhigen Wasser werden diese Boote, welche sehr elastisch sind, und deßhalb nur durch scharf einschneidende Steine, nicht aber durch Stöße gegen runde Felsen, beschädigt werden können, gerudert, und zwar mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit und Ausdauer. Staunenerregend ist die Kraft und die Ausdauer der Voyageurs, mit denen sie bei den ungeheueren Schwierigkeiten der Schifffahrt auf den Binnengewässern dieser Länder mit diesen Booten durchschnittlich Tagereisen von fünfzig bis sechszig englischen Meilen machen. Denn über niedrige Stellen werden sie durch die bis ans Knie im Wasser watenden Leute gezogen oder vielmehr geschleift, in Stromschnellen muß das Schlepptau über Felsen und Baumstümpfe, durch Morast und Dickicht gezogen werden; nur wo der Boden völlig inpractikabel ist, werden Knüppel, zuweilen auch die Gebüsche vom Ufer unterlegt. Wo endlich die Schifffahrt ganz unmöglich wird und Ladung und Fahrzeuge über Portagen (Trageplätze) geschafft werden müssen, muß, wo der Weg ganz schlecht, dieser zwei- bis dreimal gemacht werden; indem die Fahrzeuge allein bei dem ersten Gange die Kraft von mehr als der Hälfte der Bemannung in Anspruch nehmen. Von der Ladung hat jeder Mann wenigstens ein Gewicht von hundertundachtzig Pfund zu tragen, welches in kreuzweise über den Vorderkopf gelegten Lederschlingen geschieht, so daß er seine Hände frei hat, sich den Weg durch die Zweige der stehenden Bäume und über die liegenden Stämme und Aeste zu bahnen. Gewöhnlich wird um ein Uhr Morgens mit dem Rufe des Führers lève lève lève aufgebrochen; im Laufe des Tages wird meist nur zweimal, zum Frühstück und Mittagsessen, gelandet, so daß im Durchschnitt der Tag in achtzehn Stunden Arbeit und sechs Stunden Ruhe eingetheilt ist, und diese fast unglaubliche Anstrengung ertragen die Voyageurs ohne Murren und meist mit solcher Lustigkeit, wie wenig andere Menschen einen einzigen Morgen lang würden aushalten können. Den vorzüglichsten Proviant der Voyageurs bildet der sogenannte Pemmican, getrocknetes und gestoßenes Fleisch des Buffalo (Büffel) mit geschmalztem Buffalofett vermischt.

Der Handel der Compagnie mit den Indianern ist ein reiner Tauschhandel, bei dem jedoch die einzelnen Artikel in so fern einen festen Preis haben, als ein genauer Tarif dafür besteht, in dem ein Biberfell gewissermaßen als Einheit des Münzfußes gilt und die festgesetzten Verhältnißwerthe auch nach großen Veränderungen in den allgemeinen Handelsconjuncturen nicht leicht geändert werden, weil jede Veränderung des Tarifs auf die Indianer einen sehr übeln Eindruck macht. Die Indianer sind bei der Compagnie immer im Vorschuß, indem sie ihre Hauptbedürfnisse an Kleidung und Schießbedarf im Herbste auf Credit erhalten, um dieselben durch den Ertrag ihrer Winterjagd abzubezahlen.

Die auf den einzelnen Posten eingesammelten Felle, welche meist während des Winters von den Beamten der Compagnie von den oft weit zerstreut lebenden Indianern abgeholt werden müssen, werden nach den einzelnen Depots gebracht und von diesen größtentheils alljährlich zweimal, im Herbste und im Frühling, in großen Convois von Canots nach den Hauptdepots, deren es eins für jedes der vier Departements giebt, gebracht, von denen aus dann wiederum die Depots im Inneren mit den zum Tauschhandel bestimmten Waaren und den sonstigen Bedürfnissen für die Posten versorgt werden. In diesem Verkehr herrscht die größte Regelmäßigkeit, und um jede Stockung zu verhindern, hat die Compagnie in ihren Hauptemporien immer alle europäischen Waaren und Bedürfnisse für ihre Territorien auf ein Jahr im Voraus vollständig vorräthig.

Alle eingetauschten Artikel werden nach London gebracht und dort in öffentlicher Auction zum Verkauf gebracht. Der wichtigste Artikel des Pelzhandels, die Biberfelle, hat in neuerer Zeit seit der Einführung der Seidenhüte außerordentlich an Ertrag verloren. Der Reingewinn der Compagnie aus ihrem gesammten Pelzhandel beträgt zwischen 2—300,000

Thalern, wobei aber noch in Anschlag zu bringen ist, daß durch diesen Handel eine große Zahl britischer Unterthanen beschäftigt wird und London für den so wichtigen Pelzhandel der erste Markt der Welt geworden ist.

[312]

---

9. Die Indianer in Canada und der Union.

(K. Andree.)

Wann und auf welche Weise die heutigen Indianer in das Land gekommen sind, bleibt im Dunkel. Ihre Ueberlieferungen sind reich und mannigfach, aber bei Nationen ohne eigentliche Geschichte, in deren Sagen überdies offenbar fremdartige Bestandtheile eingemischt wurden, und denen die Schreibekunst mangelt, fehlt es für die sichtende Kritik an festen Anhaltpunkten. Sicher ist nur, daß dem Geschlechte, welches vor dreihundert Jahren jenen Boden bewohnte, andere Völker von einer höheren Cultur vorausgingen, die im Westen der Alleghanigebirge bis über den Mississippi hinaus wohnten. Aber von ihnen sind keine anderen Spuren übrig geblieben als Erdhügel, Festungswerke, Begräbnißplätze, mit welchen insbesondere das mittlere Mississippi-Gebiet gleichsam übersäet erscheint. Jenem räthselhaften und unbekannten Urvolke folgten andere Menschen, welche über diese alten Denkmale sich keine Rechenschaft zu geben wissen. Die „rothen Leute", die „Indianer", mit denen die Franzosen und Engländer, Holländer und Schweden in Berührung kamen, waren lediglich Jäger; sie schweiften mit Pfeil und Bogen bewaffnet über weite Strecken Landes; ihre Hauptbeschäftigung neben der Jagd war lediglich der Krieg. Sie hatten keine Schreibkunst, kaum rohe Bilderzeichen; ihre Zeitrechnung war mangelhaft, die Künste und Fertigkeiten, welche ein ansäßiges Leben in seinem Gefolge hat, gingen ihnen ab, und über ihre Herkunft mangelte ihnen jede nähere und sichere Kunde. Der große Geist, sagten sie, habe ihre Vorfahren aus dem Boden entstehen lassen; nur wenige Stämme hatten eine dunkle Sage von einem Ursprunge in einem fernen, jenseit des Meeres gelegenen Lande, und es ist noch nicht ausgemacht, ob gerade diese Tradition unverfälscht ist.

Der heutige Indianer ist in seiner Weise ein durch und durch religiöser Mensch. Die Religion beherrscht und bestimmt sein ganzes Leben, sie ist der Urquell seiner Ansichten und Handlungen, sie bildet die Hauptgrundlagen seines Charakters. Seine Religion erscheint aber als ein eigenthümliches und ganz wunderbares Gemisch von Glaubensmeinungen, Lehren und Gebräuchen, welche von Vater und Mutter auf die Kinder vererben, und sorgfältig eingeprägt werden. Der Indianer thut Nichts, ohne sich seiner Abhängigkeit von einer höheren Macht bewußt zu sein; er beginnt Krieg, schließt Frieden und geht auf die Jagd unter gottesdienstlichen Feierlichkeiten, welche auch seinen Belustigungen und Spielen eine eigenthümliche Färbung geben.

Der Indianer denkt sich das höchste Wesen nur in Verbindung mit Zeit und Raum; er hat keine rechte Vorstellung von einem unendlichen und ewigen Wesen.

In dem Schießgewehr, das Feuer giebt, steckt ein Geist; im Räderwerk der Uhr, im Compaß, in einem Insecte ist ein Geist. Jede verborgene Thätigkeit, jeder geheimnißvolle Einfluß wird personificirt. Ein Gott wohnt in der Sonne, im Monde, im ganzen Himmelsgezelt; aber auch der Lufthimmel ist von Geistern belebt, und die Gottheit in eine unendliche Menge von Fragmenten zerstückelt. Der Indianer verehrt, was sein Erstaunen und seine Bewunderung erregt; nie aber seines Gleichen, sondern nur, was außer ihm ist. Deßhalb kennt er keine zu Göttern erhobenen Priester, und hat überhaupt keinen Heroencultus. Im Vogel, im Fisch, im Bären und Büffel verehrt er Geister, aber nicht im Menschen; nur das, was er nicht näher kennt und nicht ergründen kann, was ihm geheimnißvoll erscheint, hat Anspruch auf seine Verehrung. Die unabhängigen Geister sind theils böse, theils wohlwollend, und üben auf den Menschen großen Einfluß;

man muß sie gewinnen, versöhnen oder vertreiben. Der höchste Geist ist der Gebieter und Herr des Lebens; über die Eigenschaften, welche ihm ursprünglich beigelegt wurden, und sein eigentliches Wesen sind die Ansichten verschieden. Man hat zu häufig christliche Begriffe mit indianischen Vorstellungen vermischt, und den „großen Geist" auch wohl als „Schöpfer Himmels und der Erden" dargestellt. Bei den Irokesen war er Kriegsgott. Das viel gebrauchte Wort Manito bedeutet ganz einfach einen Geist, ohne Nebenbedeutung des „gut" oder „böse"; dem Indianer ist überhaupt das, was er nicht begreifen oder ergründen kann: Manito. Dieses Unbekannte sucht er sich geneigt zu machen, es mit sich zu versöhnen, und für seine Interessen zu gewinnen. Deßhalb betet er und bringt Opfer dar. Er sieht die Einwirkung des Manito, wenn die Jagd gute Ausbeute, das Welschkorn oder der Sumpfreis reichlichen Ertrag giebt. Unglücksfälle sind gleichfalls Wirkungen der Geister, und deßhalb betete ein Indianer, dem ein Kind gestorben war: „O Manito, du zürnest mir; wende deinen Zorn von mir ab, und verschone meine übrigen Kinder!" Er bringt Opfer an Seen und Stromschnellen, auf den Wegen, die er beschreitet, wenn er auf die Jagd oder in den Krieg zieht, um den Genius einer Oertlichkeit sich gewogen zu machen. Er wirft Tabak ins Feuer, denn der Tabak ist eine geheiligte Pflanze; an diesem haben die Götter Wohlgefallen. Im Sturm auf der See streuet der Schiffer ihn in die Luft und ins Wasser, wenn er um ruhiges Wetter betet, Tabak opfert er auch, wenn er der Gefahr entgangen ist. Am Eingang zum Oberen See erhebt sich ein hoher Felsen, welcher einige Aehnlichkeit mit der Gestalt eines Menschen hat; die Odschibwäs nennen ihn „Herrn des Lebens". Auf ihren Zügen halten sie an diesem Orte still, und werfen als Opfer Tabak und andere Gegenstände ins Wasser. Dies thun sie, um dem Felsen, als dem Stellvertreter des höchsten Wesens, für das genossene Gute zu danken, und deßhalb opfern sie ihm willig ihren Schmuck und ihre größten Kostbarkeiten. Man bringt auch dem Geiste der Sonne Brandopfer dar, indem man den Rauch des Tabaks emporsteigen läßt. Aber der böse Geist des Krieges wird nur durch Handlungen der Grausamkeit gesühnt. Die Irokesen opferten einst ein algonkinisches Weib zu Ehren Areskuis, und riefen dabei: „Areskui, für dich verbrennen wir dieses Opfer; ergötze dich am Fleische desselben und verleihe uns fernere Siege". Und darauf verzehrten sie das Menschenfleisch; denn so wollte es der religiöse Brauch. Aber ihre Kinder oder ihre Stammesgenossen opferten die Indianer niemals.

Einen eigentlichen Priesterstand, eine besondere Classe, welcher die Besorgung und Verwaltung der religiösen Feierlichkeiten oblag, hatten die nordamerikanischen Indianer nicht, und man kann allerdings sagen, daß Jeder sein eigener Priester war; im Wigwam verrichtete der Familienvater, bei öffentlichen Feierlichkeiten ein Häuptling oder ein bejahrter Mann das Opfer, nur bei den südlichen Stämmen, welche eine Art von Sonnencultus hatten, scheint etwas dem Priesteramt Aehnliches, wiewohl in schwachen Umrissen, vorhanden gewesen zu sein. Der Indianer weiß, daß der Mensch bis auf einen gewissen Punkt fähig ist, die Kräfte der Natur zu bewältigen und zu beherrschen. Alle Stämme haben darum ihre Zauberer (Jongleurs, Jugglers) oder Medicin-Männer. Wer für seine Wunderthaten Glauben fand, konnte und kann noch heute als Zauberer auftreten, aber sein Treiben hat mit den gottesdienstlichen Gebräuchen und Opfern des Volkes oder Stammes nichts zu schaffen. Jeder zaubert auf eigene Hand. Der Zauberer ist auch Wahrsager und Prophet; er befragt seine guten Geister und sie verkünden ihm, was in weiter Ferne vorgeht, oder was in Zukunft sich ereignen wird; sie offenbaren ihm die körperlichen Leiden Anderer und die Heilmittel, vermittelst deren die Krankheit gehoben werden mag. Sie vertreiben die Dürre und locken Regen herab, geben den Blitzen eine beliebige Richtung, beschwören Wild in die Schußweite und Fische ins Netz, lenken durch Zaubergesänge der Weiber Herzen, offenbaren Geheimnisse und treiben böse Geister von dannen.

Der Indianer glaubt an eine Unsterblichkeit und an ein zukünftiges Leben. Aber er hat eine ganz eigenthümliche Vorstellung von der menschlichen Seele. Er nimmt an, sie sei schon vorhanden gewesen, ehe er selber Mensch wurde. Der Ausdruck: „Heraufkommen" ist ihm gleichbedeutend mit: Geboren werden.

Die vom Körper geschiedene Seele bewahrt dieselben Neigungen und Eigenschaften wie im irdischen Leben, deßhalb legt man in oder auf

ein Grab, was dem Verstorbenen lieb gewesen. Seine Tabakspfeife, seine Streitaxt, sein Manito, sein Köcher und sein Bogen gewinnen dieselbe Eigenschaft, welche die Seele selbst besitzt; sie folgen derselben ins Land der Geister. Bei den Festlichkeiten zu Ehren des Abgeschiedenen muß etwas Mais ins Feuer geworfen werden; er dient der Seele während des Wanderns zur Nahrung. Die Leichen, welche man auf hohe Gerüste legt, sind in ein aus Rinde bereitetes Leichentuch und in Pelzkleider gehüllt. Die Mutter wickelt ihr verstorbenes Kind in Rinde und Biberfelle, und legt ihm eine Wiege, eine Klapper, Glasperlen und Spielsachen neben das Grab, das sich meist an einem vielbetretenen Pfade befindet, damit die Seele des Kindes von irgend einem Vorübergehenden aufgenommen werde.

Die Vorstellung vom Paradiese ist der Lage, den Neigungen, den Bedürfnissen, Wünschen und Gedanken der einzelnen Völkerstämme entsprechend, aber allemal von durchaus sinnlicher Beschaffenheit. Der Gute wird für seine guten Thaten belohnt, der Schlechte wird von den Freuden des Paradieses ausgeschlossen. An eine Auferstehung glaubten die Indianer nicht; auch scheint in den Ansichten einer Wiedervergeltung europäische Zuthat enthalten zu sein. Die Heimat der Seligen liegt nach Südwesten hin, und Manchem verleihet es der große Geist, den Pfad zum Paradiese schon bei Lebzeiten zu wandeln. Zu dem fernen Lande führt der Geisterpfad (die Milchstraße). Ehe aber die Seelen der Abgeschiedenen zu den glückseligen Inseln gelangen, auf welchen die Dörfer der Gestorbenen liegen, müssen sie sich großer Mühsal unterziehen; sie haben in steinernen Nachen über breite und reißende Ströme zu setzen, grundlose Schluchten auf dem schlüpfrigen Rücken einer ungeheueren Schlange zu überschreiten, und auf einem wankenden Baumstamme über einen anderen tiefen und breiten Fluß zu gehen, — ein um so gefährlicheres Wagniß, da jene schmale Brücke unaufhörlich schwankt. Wer in den Abgrund stürzt, wird flugs in einen Fisch oder eine Schildkröte verwandelt; und wer hinüber gelangt, ist deßhalb noch nicht aller Gefahren überhoben. Denn am Ufer bellende Hunde von riesenhafter Gestalt bringen gegen den Ankömmling ein, der vielleicht in den Hütten seiner Verwandten kalt und gleichgültig empfangen wird. Doch pflegen sie meist sich um ihn zu drängen, und wie die Schatten in der Odyssee nach Neuigkeiten aus der Erdenwelt zu fragen. Die Dörfer der Seligen sind so groß und ausgedehnt, wie man sie auf Erden niemals findet, und die Bewohner tanzen den sogenannten Medicintanz, jagen, fischen und rauchen in ungestörtem Glück. Die aber das Leben gewaltsam verloren haben, müssen auf dem Kopfe tanzen, auch heißt es, sie hätten mit den Uebrigen keine Gemeinschaft; doch scheinen diese Angaben ungenau.

Der nordamerikanische Indianer fügt sich nur mit äußerster Mühe dem Joche europäischer Gesittung. Es fehlt ihm, wir möchten sagen, an jeder Formel für ein civilisirtes Leben, er hat, so lange er im Walde und auf der Prairie lebt, keine Neigung und beinahe keine Begabung für ein solches. Doch sind einzelne Stämme zu einem seßhaften Leben gebracht worden und haben den Ackerbau in Dörfern mit der Büffeljagd auf der Prairie oder dem Umherstreifen im Walde vertauscht. Sie sind in der Schärfe der Sinne dem Weißen überlegen, stehen ihm aber an Ausdauer nach, und unterliegen allemal, wo die moralische Spannkraft den Ausschlag giebt. Es fehlt ihnen nicht an Nachahmungstrieb und Geschick, aber sie scheinen arm an Erfindung und begreifen nur schwer die Gründe und Ursachen, welche den Arbeitstrieb des weißen Mannes rege erhalten.

Das **häusliche Leben** ist selbst bei diesen Jägervölkern nicht so farblos und einförmig wie man glauben sollte. Freilich befanden sich die Stämme im milden Süden, welche zum Theil ausgedehnten Ackerbau trieben, wie die Krihks, Tscherokis und Tschoktas in Georgien, Tennessee und Alabama in einer weit glücklicheren Lage, als die weiter nördlich wohnenden Irokesen und Algonkiner, oder die Dakotastämme auf den Prairien. Doch haben sie, von dem abgesehen, was die Oertlichkeit bedingt, in Sitten und Bräuchen ungemein viel Uebereinstimmendes. Sie Alle waren mehr oder weniger Jäger und trieben einigen Ackerbau; sie kannten keine Viehzucht, führten meist ein umherschweifendes Leben, und liebten Kampf und Krieg; sie hatten Bogen, Pfeile und Speere, übereinstimmende Glaubensmeinungen und Bräuche, und bedienten sich kupferner und steinerner Werkzeuge. Alle bauten Tabak, den sie ihren Göttern oder Geistern opferten; bei ihren Ceremonien schlugen sie die Klapper und eine Art Tambourin; sie hatten

Wampum*) und Bilderzeichen, glaubten an Verwandlung, Seelenwanderung und doppelte Beschaffenheit der Seelen. Im Wesentlichen sind sie heute noch dieselben; nur wo sie sich den Einwirkungen der europäischen Gesittung und des Christenthums nicht entziehen können, hat ihr Wesen einige Modificationen erlitten. Nur schwer lassen sie die Meinung fahren, daß die Erde eine viereckige Fläche und der atmosphärische Himmel eine Halbkugel aus irgend einem festen Stoffe sei, durch welchen die Sterne scheinen und um den sich Sonne und Mond drehen. Der große Geist aber gilt ihnen Allen für allmächtig und allgegenwärtig.

Die Frauen haben bei den südlichen wie bei den nördlichen Indianern im Allgemeinen dieselbe Stellung. Der Mann heirathet aus Neigung oder aus Eigennutz, ganz wie in der civilisirten Gesellschaft. Besondere Heirathsfeierlichkeiten finden nicht statt, nur weist man dem Bräutigam ein Abbinos an, d. h. einen fest bestimmten Platz in der Hütte, wodurch er als Mitglied der Familie anerkannt wird. Denn wer ein Recht hat, bei der Braut zu sitzen, ist eben dadurch ihr Mann. Vielweiberei ist erlaubt.

Im Wigwam gebietet die Frau, sie weist jedem Familienmitgliede einen Platz zum Sitzen und Schlafen an, welcher ohne ihre ausdrückliche Einwilligung nicht gewechselt werden darf. Dadurch wird Ordnung in einem Gebäude von so beschränktem Raum erhalten; der Mann hat über die innere Einrichtung der Hütte keine Stimme und maßt sich auch niemals eine solche an; ihm gehören dagegen der Wald oder die Prairie. Er kann sich von seinem Weibe scheiden, wenn es ihm beliebt; doch wird das Band der Ehe nur selten getrennt.

Das **Wigwam** aller Stämme im Norden vom 42° n. Br. bildet eine Art von Halbkugel und gleicht gewissermaßen einem umgestülpten Vogelneste. Den Boden bedeckt die Hausfrau gern mit Matten, welche sie aus Binsen und Hanf bereitet; den letzteren erhält sie von den weißen Handelsleuten, und sie versteht es, ihn schön zu färben und zu weben. Die Frau eines Landmannes hat weit mehr Arbeiten und Obliegenheiten als die Indianerin, welche weder Kühe melkt noch Butter zubereitet, oder spinnt, liest und ihre Kinder eigentlich erzieht. Ihr Hauswesen ist leicht besorgt, sie säet etwas Welschkorn aus, und bereitet ganz nach ihrer Bequemlichkeit Häute zu, während der Mann oft lange Zeit entfernt ist. Dann sucht sie Vorräthe trockenen Holzes zusammen, und sorgt dafür, daß Alles im Wigwam in bester Ordnung sei. Das Holzschleppen ist keineswegs mühsam, weil meist nur kleine Stäbe und Reisig gesammelt werden. Die Arbeiten auf dem Felde sind kaum der Rede werth, denn selten wird mehr als etwa ein halber Morgen mit Mais bepflanzt.

Unter den Genossen eines und desselben Stammes herrscht insgemein das beste Einvernehmen; Zank und Streit sind selten; man behandelt einander freundlich und die Gastfreundschaft ist unbegränzt.

Ein Jäger, der gute Beute heimbringt, ladet allemal seine Freunde zum Schmause; sie kommen zur bestimmten Zeit und bringen Schüsseln und Löffel mit. Ohne Tanz und Gesang ist kein Schmaus, keine religiöse Feierlichkeit. Der Indianer tanzt, wenn er seine Freude über Glück auf der Jagd oder Sieg im Kampfe ausdrücken will. Der Tanz ist mit seinem ganzen Leben und Treiben aufs Innigste verflochten, ohne ihn sind nur Klagegesänge um die Todten, Kinder- und Liebeslieder. Am beliebtesten sind der **Medicintanz** und der Kriegstanz. Von dem ersteren ist im Sommer 1849 E. S. Seymour unter den Winnebagos Zeuge gewesen, und beschreibt uns denselben. Antheil dürfen nur die nehmen, welche in die Medicin-Gesellschaft, eine Art von Geheimbund, eingeweiht sind. Auf dem Lagerplatz standen viele geräumige Hütten. Das große Zelt, in welchem der Tanz stattfinden sollte, war etwa hundert Fuß lang und zwanzig Fuß breit. Es bildete oben eine Wölbung und war mit grober Leinwand überspannt. Auf beiden Seiten befand sich eine besondere Abtheilung für die Zuschauer. Im inneren Raume sah ich mehr als hundert Indianer, Männer und Weiber, welche unter vielen Förmlichkeiten und Ceremonien einem jungen Burschen und dessen Schwester die Weihe gaben, während ihr Vater dem Medicinmanne, der Hauptperson des Festes, Geschenke im Werthe von mehreren hundert Thalern überreichte. Fünf Spielleute hatten ihre Instrumente zur Hand; der eine schlug mit einem Stabe auf ein über ein Faß

*) **Wampum**: eine Knotenschnur als Erinnerungszeichen, bei den Indianern in Nord- und Südamerika gebräuchlich. Man zog Glas- oder Muschelperlen an Schnüre, die sodann bei manchen Stämmen sogar das Ansehen öffentlicher Urkunden genossen.

gespanntes Fell, und die übrigen schüttelten hohle, mit Muscheln angefüllte Kürbisse. Diese Musik, in Verbindung mit dem Hem, Hum! womit die Männer sie begleiteten, und die dazwischen tönende schrille Stimme einer alten Frau, thaten meinen Ohren weh. Das Gesicht Aller war in widerwärtiger Weise bemalt, und Jeder hatte sein Antlitz nach Belieben anders gefärbt als die Uebrigen. Ein Auge war grün, ein anderes gelb angepinselt, die eine Wange roth, die andere blau gefärbt, der obere Theil des Gesichtes schwarz, der untere gelb. Als der Tanz begann, setzten sich die Spielleute, und die Darsteller bildeten einen Halbkreis. Man kann ihre Bewegungen nicht eigentlich als Tanz in unserem Sinne bezeichnen, es war mehr ein Auf- und Niederhüpfen, bei welchem man die Füße dicht aneinander, die Hände bewegungslos am Körper hielt, und die Augen auf den Boden heftete. Manche junge Leute hoben kaum die Füße empor. Mir fiel besonders ein schönes, lebhaftes und reich gekleidetes Mädchen auf. Sie war von Kopf bis zu Fuß mit Wampumsträngen behängt, trug breite silberne Armringe, Ohrgehänge und noch anderen Schmuck; über die Schultern wallte ein kostbarer Schal und sowohl an ihren hirschledernen Beinkleidern wie am Medicinbeutel hingen viele kleine Schellen. Sie hüpfte so gewandt wie ein Eichhörnchen und war bemüht, mit ihrem Schmuck so viel Musik als möglich zu machen. Die Einzuweihenden standen inzwischen regungslos da und verzogen keine Miene. Nachdem der Tanz eine kleine Weile gedauert hatte, setzten sich Alle auf den Boden nieder; zwei bejahrte Männer ergriffen nacheinander das Wort und sprachen jeder wohl eine Viertelstunde lang. Dann folgte das „Nehmen der Medicin“: Jeder, der aus dem Zuge trat, nachdem er mit den Uebrigen ringsherum im Zelte gleichsam marschirt war, erhielt eine Medicin. Der, welcher sie ihm gab, nahm, wenn er noch etwa einen Schritt entfernt war, den Medicinbeutel an seinen Mund, blies hinein, lief in kurzem Schritte rasch vorwärts, stieß einen zitternden Schrei aus, und hielt ihn dem Anderen vor den Mund. Die wirksame Kraft der Medicin zeigte sich so rasch, daß der „Patient“ sogleich mit dem Gesichte zur Erde fiel, gleichsam als wäre er von einem elektrischen Schlage getroffen worden. Nachdem er einige Augenblicke unbeweglich liegen geblieben war, sprang er auf, und schloß sich dem Zuge wieder an. Mehrere Indianer fielen dicht neben mir zu Boden; ihre Glieder zitterten, ich sah, wie die Muskeln ihrer entblößten Beine zuckten. Alle nacheinander versuchten die Kraft der Medicin. Hochbejahrte Männer nahmen gleichfalls am Feste theil und schienen sich noch lebhafter an demselben zu betheiligen als selbst die jüngeren Leute. Außer diesem ist der Kriegstanz bei den Indianern beliebt. Vor und während eines Kriegszuges beobachtet der Indianer überhaupt eine große Menge von Förmlichkeiten. Er setzt auf dem Hinwege seinen Mund nur an die eine Seite seines Bechers, auf der Heimkehr aber an die andere. Der Anführer sendet junge Krieger voraus, die einen Fleck Landes von Gras und Gestrüpp reinigen. Auf diesem vollzieht man den Zauber, durch welchen die Stellung des Feindes ausgemittelt wird. Man sticht zu diesem Behuf den Rasen ab, durchwühlt die Erde und bezeichnet den Platz mit kleinen Zweigen. Der Häuptling setzt sich an das Ende, welches dem Lande des Feindes gegenüber liegt, singt und betet, legt an den Rand zwei kleine runde Steine, fleht den großen Geist an, damit er ihm den rechten Pfad zeige, und ruft dann die bedeutendsten Krieger zu sich, mit den Worten: „Kommt und raucht!“ Inzwischen sind die Steine herabgefallen und von der Beschaffenheit des Eindrucks, den sie in der weichen Erde zurückgelassen haben, hängt es ab, welche Richtung man einschlägt. Auf dieser geweiheten Stätte werden allnächtlich Opfer an einem Pfahle aufgehängt, und mit denselben auch Andenken von verstorbenen Freunden. Diese letzteren müssen auf das Schlachtfeld geworfen, und wo möglich in den zerrissenen Eingeweiden der im Kampfe erschlagenen Feinde verborgen werden.

Die einzelnen Völker der algonkinischen Familien haben so wenig als jene der Dakotas und Muskoghen das Bewußtsein nationaler und sprachverwandter Gemeinsamkeit. Viele von ihnen kennen nicht einmal die innere Verwandtschaft, in welcher sie zu Völkern derselben Sprachfamilie stehen. Bei allen aber steht fest, daß der Häuptling nur so viel gilt als er persönlich werth ist, und in so weit er sich geltend zu machen versteht. Sein Ansehen hat, jenachdem die öffentliche Meinung gestimmt ist, weitere oder engere Grenzen. Bei den Odschibwäs führt der Kitschi-Okima oder Oberhäuptling den Vorsitz, und leitet die Verhandlungen; die Unterhäuptlinge, Okimas, nehmen

der Reihe und dem Alter nach das Wort. Jeder Mann, gleichviel, ob er Häuptling ist oder nicht, hat das Recht, zur Versammlung zu reden. Jedes Dorf ist unabhängig. Der Indianer liebt Versammlungen, hält gern öffentlich Reden und hört dergleichen eben so gern an. Es kommt niemals vor, daß ein Redner unterbrochen oder die Ordnung gestört würde; jede leidenschaftliche Aufwallung wird zurückgedrängt. Jeder Stamm hat Männer, welche sich auf die Erklärung der einzelnen Stränge des Wampum verstehen, und aus denselben die einzelnen Punkte der mit anderen Völkern geschlossenen Verträge erläutern, also die öffentlichen Urkunden lesen. Gleichermaßen hat jede Gemeinde eine festliche Friedenspfeife, Kalumet, welche der Häuptling mit Adlerfedern schmückt, wenn sie in der Volksversammlung feierlich eingeweiht wird. Ein Sendbote kann unangefochten in Feindesland sich begeben, wenn er die Friedenspfeife trägt; er ist eine unantastbare Person und zugleich, wie der Ausleger des Wampum, ein guter Redner. Im gemeinen Leben drückt der Indianer sich nicht eben gewählt aus, er vermeidet jedes überflüssige Pathos. Aber bei öffentlichen Vorträgen wählt er den Ausdruck auf das Sorgfältigste, er rundet den Satzbau mit großer Genauigkeit ab, legt auf Tonfall, Gesticulation und Geberdenspiel das größte Gewicht, und weiß seine Gedanken gleichsam schul- und kunstgerechter Weise zu ordnen. Deßhalb machen seine Reden jedesmal auf den Europäer Eindruck, wennschon derselbe die Sprache nicht versteht.

Durch ununterbrochene Berührung mit den europäischen Ansiedlern haben die Indianer, so unbeugsam sie auch sind, und wie fest sie auch an ihren alten Ansichten und Bräuchen hangen, doch Viel von ihrer früheren Eigenthümlichkeit verloren. Mit Ausnahme der Prairie- und Gebirgsstämme im fernen Westen, die noch völlig nach der Väter Weise leben, befinden sie sich in einem Zustande des Ueberganges. Von dem Alten haben sie sich noch nicht völlig abgelöst, und das fremde Neue ist, als ihrem innersten Wesen widerstrebend, noch nicht in ihr Fleisch und Blut übergegangen. Die Indianer im Gebiete der Vereinigten Staaten befinden sich somit immer noch theils im Zustande der Barbarei, theils in jenem einer ganz eigenthümlichen Halbgesittung.

Ueberhaupt ist das Schicksal der Indianer ein ungewisses, und ihre Zukunft unsicher, auch im Westlande, auch wenn sie sich der europäischen Gesittung völlig zuwenden, die doch innerlich ihrem ganzen Wesen widerstreitet. Die Stämme, welche sich der amerikanischen Union unterwarfen, sind vor einer Ausrottung durch Waffengewalt gesichert; ob sie aber einer langsamen Einwirkung der ihnen aufgedrungenen Civilisation in so weit gewachsen sind, daß sie dieselbe verdauen und mit sich amalgamiren, muß die Zeit lehren. Die Völker im hohen Norden sterben sicherlich ab, darüber kann kein Zweifel sein; auch die Prairiestämme haben keine Zukunft, und heute um so weniger, da sie mit den Vereinigten Staaten einen Vernichtungskrieg begonnen haben, dessen Ausgang mit Sicherheit vorauszusehen ist. Sie werden den Waffen der Weißen erliegen, und Blattern und Branntwein thun das Uebrige. Während jene Indianervölker, welche zu einem seßhaften Leben sich bequemen, an Seelenzahl wachsen, räumt der Tod unter den fernen Prairiestämmen in einer grauenhaften Weise auf. Die Blattern und andere Seuchen raffen Tausende hinweg. „Im Jahre 1837 kam dieser Würgengel über die unglücklichen Söhne der Wildniß wie noch nie zuvor; er verwandelte die weiten Jagdgründe wie die stillen Ansiedelungen jener Stämme in unabsehbare, öde Leichenäcker. Binnen wenigen Monaten starben 30,000 Menschen. Die Krieger, einst so muthig, sind nun ein Raub gieriger Wölfe auf der Prairie und die wenigen Ueberlebenden unterwerfen ihr Loos in dumpfer Verzweiflung der Barmherzigkeit der Weißen. Die Todesfackel, welche der Rothhaut zum Grabe leuchtet, ist zum Glückstern geworben für den vorwärts dringenden Ansiedler und den Handelsmann des weißen Stammes. Die einst so mächtigen Mandanen starben bis auf etwa dreihundert Köpfe dahin; von den Gros-Ventres, Rikkaris mehr als die Hälfte; auch die Assiniboins und Schwarzfüße wurden entsetzlich heimgesucht; bei dem letztgenannten Volke starben binnen wenigen Wochen mehr als tausend Zelte aus." Damals erlagen 60,000 Indianer der rasch dahin raffenden Seuche. Nicht geringere, wenn auch langsamere Verwüstungen richtete das Feuerwasser an, dem gerade die nördlichen Indianer und die Stämme der Prairien in unmäßigster Weise fröhnen. Das alte Indianerthum schwindet dahin und hat keine Zukunft mehr. Das Feuer, um welches einst

die Stämme sich sammelten, wenn sie Berathung hielten, ist erloschen, das Wild verschwunden oder selten geworden; über die Jagdgründe geht der Pflug, in den Wäldern erklingt der Schall der Axt, und auf den sonst einsamen Strömen peitscht das dampfgetriebene Schaufelrad die Wellen.

[189]

---

10. Die Stadt Montreal in Canada.

(J. G. Kohl.)

Montreal ist jedenfalls nordwärts des Breitengrades von Neu-York und Boston die größte und schwungvollste Stadt in ganz Nordamerika. Sie ist in der neueren Zeit in Entwickelung von Handel, Reichthum und Bevölkerung allen anderen Städten Canadas vorangeschritten, und hat sich so ziemlich zum Hauptstapelplatz und Mittelpunkt der Lebensbewegung am Lorenzo erhoben. Sie ist mit 100,000 Einwohnern schon jetzt eine Großstadt, und wird es bald in noch höherem Maße werden. In der That sind auch die Vortheile der geographischen Lage Montreals der Art, daß sie wohl nothwendig eine solche Stadt hier erzeugen mußten.

Es ist selten, daß die Seeschifffahrt auf einem Strome erst da endigt, wo er schon Katarakte und Felsenriffe hat; doch tritt dieser Fall bei Montreal ein; Seeschiffe von ziemlich bedeutendem Caliber konnten ohne Weiteres bis zur Stadt hinaufsegeln, wechselten aber hier mit dem indianischen Borkencanoe ab, das allein im Stande war, die oberen Flußschwierigkeiten zu überwinden, so lange noch keine Canäle zu ihrer Umgehung gebaut waren. Auch Walfische und andere Seethiere kommen zuweilen sogar bis Montreal herauf, und man kann es daher, obwohl vierhundert Meilen tief landeinwärts und in der Nähe von Katarakten gelegen, noch als einen Seeplatz betrachten.

Den Verkehrsweg längs der Katarakte und den St. Lorenzo hinauf hat man in neuerer Zeit durch Canäle, Felsensprengen und Eisenbahnen außerordentlich verbessert, und die zahlreichen Länder und Häfen des Inneren, die Städte und Staaten an den canadischen großen Seen sind daher in innige Verbindung mit Montreal gesetzt und können nun leichter als sonst mit diesem Anfange der Seeschifffahrt verkehren.

Wie es in der Beschaffenheit der großen Lebensader des St. Lorenzo selbst lag, ein Städtewachsthum auf diesem Erdflecke zu befördern, so zielten auch noch von außen und von den Seiten her verschiedene Umstände auf diesen Punkt hin, indem sie in ihm eine Kreuzung der Verkehrswege und also einen Verkehrsknoten veranlaßten. Zuerst ward dies im Nordwesten der große Nebenfluß des St. Lorenzo, der Ottawa, der in der Nähe der Insel Montreal, sie rings umfließend, seine Gewässer in den St. Lorenzo ausgießt. Dieser Strom war von Anfang an eine Hauptverkehrs-Straße. Er durchfließt ein waldreiches und zum Theil fruchtbares Land. Schon jetzt bringt er fortwährend große Holzstöße nach Montreal herab und versorgt sich von da mit Culturwaaren. Die Wälder lichten sich mehr und mehr längs seines Ufers, der Bodenanbau vermehrt sich, schon nicht mehr ganz kleine Städte wachsen schnell an seinen Geländen empor. Dampfschiffe und Eisenbahnen bringen schon über hundert Meilen längs des Stromes hinauf.

Hat sich einmal, durch günstige Naturverhältnisse gefördert, das Leben an einem Punkte so mächtig gehoben, wie es bei Montreal der Fall ist, so brechen sich dann die an Ort und Stelle geschaffenen Kräfte und Capitalien selbst weitere Bahnen und Richtungen, die anfänglich nicht so genau und direct auf das Wachsthum der Position hinwirken konnten. Einen solchen Fall hat man hier z. B. in der neuerdings auf dem kürzesten Wege zum atlantischen Ocean durchgebrochenen Eisenbahnlinie von Montreal am Lorenzo nach der amerikanischen Stadt Portland am Meere, die für die Zukunft von größter Bedeutung werden wird.

Durch alle diese Handelswege, welche theils die Natur für Montreal ausgebildet, theils die Kunst geschaffen hat, ist in dieser vor einem

halben Jahrhundert noch so bedeutungslosen Stadt ein Leben und eine Thätigkeit hervorgerufen, die den Reisenden in Verwunderung setzt. Auf Schritt und Tritt begegnet man einem entweder eben vollendeten oder einem soeben begonnenen Gebäude oder Etablissement, nicht nur in den Straßen der Stadt selbst, sondern auch weit und breit in der ganzen Umgegend, und fast glaubt man, nicht sowohl in einer zweihundert Jahre alten Stadt, als vielmehr auf einem ganz frischen Städtebauplatze angekommen zu sein. Das kolossale Montreal der Zukunft ist auch wirklich eben in der Periode seiner Kindheit begriffen, und das alte kleinere Montreal der Gegenwart und Vergangenheit arbeitet überall an einer Erweiterung seiner Räume und Localitäten, um die im Marsch begriffene Zukunft darin würdig empfangen zu können. Alles Neue wird gleich nach einem Plane und Zuschnitt begonnen, der die jetzigen Bedürfnisse weit zu überschreiten und für jene Zukunft berechnet zu sein scheint, und alles Alte scheint man nach demselben Plane vergrößern und dehnen zu wollen; so z. B. die alte lange, aber französische Hauptstraße der Stadt, la Rue Notre Dame. Alle neu aufgeführten Gebäude in ihr müssen einige Klafter weit zurückgelegt werden, damit allmälig ein würdiger Broadway wie in Neu-York entstehe. Im Parallelismus und in Concurrenz mit dieser alten und einstweilen noch engen Hauptstraße bildet sich schon eine andere Hauptstraße aus, die gleich von vornherein in den großartigsten Proportionen angelegt wird, wie sie einer Lorenzo-Capitale ziemen. Es ist die breite, mit vielen schönen Gebäuden gezierte St. James Street, der einstweilen nur noch die gehörige Länge fehlt, die aber bald wie ein Tannenbaum sich strecken wird. Die öffentlichen Gebäude, die sich schon jetzt längs dieser Straße erheben, die Banken, die Post u. s. w., suchen in Bezug auf Geschmack und Solidität der Bauart ihres Gleichen. Wo man noch vor dreißig Jahren in Sümpfen und Gebüschen Schnepfen und Rebhühner schoß, ist jetzt der befestigte Boden überall mit Kirchen der verschiedensten Confessionen und mit sehr comfortablen Wohnhäusern bedeckt. Selbst die alten französischen Katholiken, die sich sonst in kleinen dunkeln Gotteshäusern behalfen, die aber mit ihren jetzigen Herren, den Britten, und auf den Flügeln des Unternehmungsgeistes derselben höherer Bedeutung und größerer Wohlhabenheit zugeführt worden, haben sich in neuerer Zeit eine neue und stattliche Kathedrale errichtet, die nicht weniger als 10,000 Menschen faßt. Ueberhaupt ist unter diesen alten canadischen Franzosen ein neues Leben eingedrungen, und wenigstens eine große Partei unter ihnen hat sich frank und frei den Engländern angeschlossen, indem sie innig und herzlich an allen ihren Speculationen und industriellen Unternehmungen theilnimmt, neben ihnen in den zahlreichen Associationen und Comités für solche Zwecke ihren Sitz nimmt, eifrig zu den Productenausstellungen u. s. w. beiträgt. Die mächtigen, aus Quadern gebauten Quais und Mauern, mit denen man das ganze Flußufer der Stadt befestigt hat, sind ein nützliches Prachtwerk, nach welchem selbst London bisher noch vergebens verlangt hat. Die Schiffe, die Wagen, die Waaren und Menschen bewegten und quälten sich dort bis zu den neuesten Zeiten herab in einem nie weichenden Moraste und Sumpfe; seit dem Anfange der vierziger Jahre ankert und rollt nun Alles leicht und sicher in seinem eigenen Elemente. Es circuliren jetzt beständig zwei bis drei Millionen Pfund Sterling für neue Improvements in den Händen von Arbeitern, Architekten, Maschinisten, Straßenbaumeistern und Speculanten, die bald hier, bald dort etwas Schönes oder Nützliches aus dem Boden springen lassen. Nach der Art von London und Neu-York und überhaupt nach anglosächsischer Gewohnheit haben sich auch hier in Montreal Arbeit und Genuß gesondert. Es ist in der Nähe des Flusses ein eigenes Geschäftsquartier entstanden, und vor die Stadt, in die Vorstädte, sind die hübschen halbländlichen Wohnsitze der Kaufleute hinaus verlegt. Das Geschäftsquartier enthält Nichts als Packhäuser und Comptoire, und in der neuesten Zeit auch einen Anflug großer Manufacturen und Fabriken. [248]

11. Der Niagarafall.

(A. Trollope.)

Von allen Sehenswürdigkeiten auf unserer Erde, nach denen die Reisenden wandern, von allen denen wenigstens, welche ich selbst kenne, gebührt meiner Meinung nach der Preis dem Niagarafalle. Zu solchen Sehenswürdigkeiten rechne ich alle Bauwerke, Gemälde, Statuen und Wunder der Kunst von Menschenhand, wie alle Naturschönheiten, welche der Schöpfer seinen Erschaffenen zur Freude gab. Es ist damit Viel behauptet, aber nach meinem Geschmacke und Urtheile keineswegs zu viel. Ich kenne nichts so Schönes, so Herrliches, so Gewaltiges.

Die Gewässer des Erie-Sees sind in ihrem Laufe von den breiten Becken des Michigan-Sees, des Ober-Sees, des Hurons-Sees herabgekommen; daß diese Gewässer in dem kurzen und reißenden Niagara-Flusse sich in den Ontario-See ergießen und daß der Niagarafall durch eine plötzliche Unterbrechung des Niveaus jenes reißenden Flusses entsteht, ist wahrscheinlich allen Lesern dieses Buches bekannt. Alle Gewässer jener gewaltigen nördlichen Binnenseen stürzen über diese Stelle in dem felsigen Bette dieses Stromes; aus diesem Grunde ist die Flut unveränderlich in ihrer Größe und kann das Auge keinen Unterschied in der Wucht, in dem Tone oder der Gewalt des Falles erkennen, man mag ihn in der Trockenheit des Herbstes, unter den Stürmen des Winters oder nach dem Aufthauen der oberen Eiswelten in den Tagen des Frühsommers besuchen. Wie viele Wasserfälle besucht der Tourist, denen eben das Wasser fehlt! Im Niagara fehlt es nie an Wasser. Er stürzt donnernd über den Rand in einer Masse, die nie abnimmt und nie aufhört, wie es geschehen ist von der Zeit her, in welcher es noch keine Menschen gab, und wie es geschehen wird, bis nach Jahrtausenden von Jahren das felsige Bett hinweggerissen ist.

Der Fluß trennt Canada von den Vereinigten Staaten; das westliche oder fernere Ufer gehört der englischen Krone, und das östliche oder nähere liegt in dem Staate Neu-York.

Es ist gesagt worden, daß sehr viel darauf ankomme, von welchem Punkte aus man die Fälle zuerst sehe, aber dem widerspreche ich. Es kommt wenig oder gar nichts darauf an. Der Besucher sehe die Fälle zuerst im Ganzen und betrachte jeden einzelnen Punkt, so daß er seine eigene Stellung und die des Wassers erkenne; hat er dies geschäftsmäßig abgethan, dann wende er sich zum Genusse. Ich meine übrigens, das sei in Bezug auf alle Sehenswürdigkeiten der beste Rath. Gewiß lernt man in dieser Weise ein neues Bild aufs Beste und Angenehmste kennen.

Die Fälle entstehen, wie gesagt, durch eine plötzliche Unterbrechung in dem Niveau des Flusses. Alle Fälle werden wohl durch solche Unterbrechungen gebildet, im Allgemeinen aber fällt das Wasser nicht plötzlich steil herunter, wie am Niagara, und an keinem Orte, soviel bis jetzt bekannt, erfolgt so plötzlich eine Unterbrechung in einem Flusse, der eine solche oder nur entfernt solche Wassermasse führt. Oberhalb der Fälle, in einer Strecke von mehr als einer englischen Meile, springt und stürzt das Wasser über Schnellen, als wisse es schon, was ihm bevorstehe. Hier ist der Fluß sehr breit und verhältnißmäßig seicht, aber er zerreißt sich von einem Ufer bis zum anderen in eine Menge einzelner kleiner Wildbäche und nimmt bereits allmälig die Majestät seiner Gewalt an. Selbst wenn man ihn hier sieht in der Ausdehnung über dem größeren Falle, fühlt man die Gewißheit, daß es auch dem kräftigsten Schwimmer unmöglich sein würde, sich zu retten, wenn ihn das Schicksal auch nur in diesen kleinen Wirbel hineinbrächte. Das Wasser hat, obgleich im Laufe in solcher Weise unterbrochen, eine liebliche, grüne Farbe. Dieses Grün ist früh am Morgen oder gleich nach Sonnenuntergang so schön, daß es dem Orte seinen Hauptreiz giebt.

Das sieht man am besten von dem fernsten Ende der Insel — Ziegeninsel genannt —, welche den Fluß unmittelbar über den Fällen theilt. Die Insel ist in der That ein Theil jenes plötzlich abgebrochenen Randes, über welchen der Fluß hinabstürzt, und im Verlaufe der Zeit wird sie ohne Zweifel hinweggerissen

und von dem Wasser überflutet werden. Diese Zeit dürfte indeß noch lange auf sich warten lassen. Vorläufig hat sie ungefähr eine englische Meile im Umfange und ist dicht bewaldet. Am oberen Ende der Insel wird das Wasser zertheilt und kommt in zwei Strömen herab, jeder über seine eigenen Schnellen, und bildet so zwei Fälle. Die Brücke, auf welcher man zu der Insel gelangt, befindet sich vielleicht mehr als hundert Ellen oberhalb des kleineren Falles. Das Wasser ist hier durch die Insel abgelenkt worden und springt in die Flußmasse unten in einem rechten Winkel, etwa zweihundert Ellen unter dem großen Falle. Für sich allein dürfte, meiner Meinung nach, dieser kleinere Fall der wuchtigste bekannte Wassersturz sein, in Verbindung mit dem anderen aber verliert er außerordentlich von seiner Majestät. Das Wasser ist hier auch nicht grün, wie in dem größeren Falle, und obgleich der Rand durch dasselbe ausgehöhlt und ausgebogen worden ist, so daß er eine Curve bildet, so vertieft sich diese Curve doch nicht zu einem gewaltigen Abgrunde, wie in dem Hufeisenfalle oben. Dieser kleinere Fall zertheilt sich nochmals, und der Besucher, der eine Stufenreihe hinunter und auf einer schwanken Brücke hingeht, befindet sich auf einer kleineren Insel mitten darin.

Aber wir wollen uns sofort zu der Herrlichkeit, dem Donner, der Majestät und dem Zorne dieser oberen Wasserhölle wenden. Wir befinden uns noch, möge der Leser beachten, auf der Ziegeninsel, noch in den Vereinigten Staaten und auf der sogenannten amerikanischen Seite der Hauptmasse des Flusses. Treten wir über den Weg hinaus, der zu dem kleineren Falle hinunterführt, so gelangen wir zu der Stelle der Insel, an welcher die Flut des Hauptflusses hinabzustürzen beginnt.

Von hier hinunter zu der canadischen Seite setzt sich der Fall in einer Linie fort. Aber die Linie ist durchaus nicht gerade. Nachdem sie sich eine kleine Strecke von dem Ufer hinweggezogen hat, bis zu einem Punkte in dem Flusse, den man auf einer hölzernen Brücke erreicht, an deren Ende ein Thurm auf dem Felsgestein steht, beugt sich die Linie des Randes nach innen gegen die Flut, mehr und immer mehr nach innen, bis man zu glauben versucht wird, die Tiefe dieses Hufeisenfalles sei unermeßlich. Ein ungeheueres Stück, ein Ranft, ist aus der Mitte des Felsens herausgebrochen oder herausgewaschen worden, so daß die Gewässer wie wüthend einander entgegenstürzen und der Hinschauende, wenn er in die Höhlung blickt, die Mitte des Abgrundes kaum ausfindig machen zu können glaubt.

Man geht an das Ende dieser hölzernen Brücke, setzt sich hin und verweilt, bis man die ganze Welt vergißt. Es giebt keine großartigere Stelle am Niagara, als diese. Man wird buchstäblich rundum von dem Wasser umflutet. Wer die Kraft hat, die Augen ganz zu beherrschen, und sie gehört nothwendig zum vollständigen Genusse einer Landschaft, wird Nichts als Wasser sehen. Sicherlich hört er nichts Anderes, aber der Ton ist, wohl zu bemerken, keineswegs ein ohrenzerreißendes, betäubendes Tosen, Schlagen und Brausen, sondern wohllautend, weich sogar, obgleich stark wie Donner. Er erfüllt das Ohr und hüllt es gleichsam ein, aber man kann doch gleichzeitig ohne Anstrengung mit dem Nachbar sprechen. Freilich ist es an dieser Stelle und in solchem Augenblicke um so besser, je weniger man spricht. Es giebt keinen großartigeren Punkt auf der Erde. Hier, auf der Brücke sitzend, sieht man nicht die ganze Tiefe des Falles und ich glaube, es gilt von der Betrachtung der großartigsten Schöpfungen der Natur wie von jener der Kunst, daß es nie recht gethan ist, Alles zu sehen. Es muß Etwas für die Phantasie übrig bleiben und Vieles sollte halb in Geheimniß gehüllt sein. Der größte Zauber eines Gebirgszuges ist das wunderliche Gefühl, es müsse in den weitentlegenen Thälern jenseits seltsame, unbekannte, öde Welten geben. Und so mögen hier am Niagara die Fluten einander entgegen hinunter stürzen in eine Flußhölle, so viel das Auge sieht. Es ist prachtvoll, sie in ihrer ersten Beugung über den Felsen zu beobachten. Grün wie eine Smaragdfläche kommen sie daher, aber in flüchtig wechselnder Farbe, als wüßten sie, daß sie im nächsten Augenblicke als Schaum und Regen und Nebel zerspritzt werden, und weiß wie frisch gefallener Schnee in die Luft steigen. Der Dunst erhebt sich hoch in die Luft und sammelt sich da sichtbar, wie eine immer bleibende weiße Wolke über dem Falle, aber die Schaummasse, welche die untere Höhlung dieses Hufeisenfalles ausfüllt, gleicht aufgewühltem und untereinanderwirbelndem Schnee. Das sieht man nicht vollständig auf dem Platze auf der Brücke. Der Gipfel dieser Masse hebt sich oftmals aus



DER NIAGARAFALL

dem Kessel unten herauf, dieser Kessel selbst aber bleibt unsichtbar. Er ist so weit unten, so tief, als ihn die Phantasie sich nur vorstellen kann. Das Auge aber wird auf der Beugung der Wasserflut ruhen. Die Gestalt, welche man vor sich sieht, ist die eines Hufeisens, aber eines von vorn bis hinten wunderbar tiefen Hufeisens, und diese Tiefe scheint um so größer zu werden, je länger man dasitzt und hinschaut. Das, was anfangs nur groß und schön ist, wird riesig und erhaben, bis endlich der Geist gar kein bezeichnendes Wort mehr findet. Um den rechten Eindruck von dem Niagara zu haben, muß man dasitzen, bis man Nichts mehr sieht, als das, was man sehen wollte und um dessentwillen man die Reise gemacht hat. Man wird dann auch nichts Anderes hören und an nichts Anderes denken. Endlich ist man Eins mit dem hinunterstürzenden Flusse. Man fühlt sich gewissermaßen in dem Wasser, als gehörte man zu demselben. Das kühle, grüne Naß strömt durch die Adern eines so ächt Genießenden und die Stimme des Wasserfalles ist der Ausdruck seines Herzens. Er fällt, wie das schöne Wasser fällt, er stürzt sich ohne Furcht und ohne Zögern in seine neue Welt und erhebt sich dann wieder, wenn der Sprühregen aufsteigt, herrlich, schön und rein. Dann strömt er dahin in seinem Laufe zu dem fernen, unermeßlichen und ewigen Ocean.

Ist dieser Zustand erreicht und wieder vergangen, dann kann man weiter schreiten und den Thurm besteigen. Mit diesem Thurme bin ich nicht ganz einverstanden, weil er so conditormäßig aussieht. Nichtsdestoweniger ist der Thurm des Besteigens werth und man bezahlt Nichts dafür. Er ist nicht sehr hoch und hat oben einen Balcon, auf welchem etwa sechs Personen bequem stehen können. Hier schwindet nun alles Geheimnißvolle und man sieht das Ganze vollständig. Indessen hat man selbst hier keinen so vollständigen Ueberblick des Falles, als wenn man nahe daran drüben an dem canadischen Ufer steht. Jedenfalls aber nimmt er sich hier schöner aus. Auch ist die Form des Wasserfalles, hier auf der Ziegeninsel, auf der amerikanischen Seite, eine solche, daß man von dem Spritzregen nicht getroffen wird, obgleich man unmittelbar über dem Wasser steht. Auf der canadischen Seite dagegen ist die Straße, wenn sie sich dem Falle nähert, naß von dem Spritzregen und man wird ebenfalls naß, wenn man an dem Rande steht. Die Regenbogen, die man in der aufsteigenden Wolke sieht — denn die Sonnenstrahlen zeigen sich, durch dieses Wasser hindurchgesehen, in einem Bogen, wie wenn man sie durch Regen sieht — sind sehr hübsch und werden allgemein bewundert. Ich für meine Person achte auf Nichts, was „hübsch" am Niagara. Es fehlt nicht daran, aber ich vergesse es und kümmere mich nicht darum, wie bald es vergessen ist.

Aber wir befinden uns noch auf dem Thurme und hier muß ich erklären, daß, wenn ich dem Thurm verzeihe, ich dem schrecklichen Obelisken unmöglich verzeihen kann, welcher in neuerer Zeit gegenüber am canadischen Ufer über dem Falle errichtet worden ist, ausdrücklich wie es scheint — denn ich ging nicht hin — mit einer Camera-Obscura-Absicht, für welche der Unternehmer eingesperrt zu werden verdient. An solchen Plätzen, wie der Niagara, sind geschmacklose Gebäude, die an unrechter Stelle erbaut werden, um Geld einzunehmen, vielleicht nothwendige Uebel, vielleicht nicht einmal Uebel, weil sie mehr Vergnügen als Aerger gewähren, weil sie zur Steigerung des Genusses der großen Menge beitragen. Es giebt aber auch Gebäude dieser Art, deren Häßlichkeit und verkehrte Lage laut zum Himmel schreit. Sieht man dergleichen, so muß man bedauern, daß es keine Macht giebt, welche sie gleich im Entstehen zermalmt. Der neue Obelisk oder Bilderbau am Niagara gehört zu dieser Classe.

Nun gehen wir über das Wasser hinüber und kehren deßhalb auf der Brücke von der Ziegeninsel auf das Land an der amerikanischen Seite zurück. Während dies geschieht, muß ich erwähnen, daß der große Reiz des Niagara mit darin liegt, daß es außer und neben dem einen großen Gegenstande der Bewunderung und Schönheit so viel kleine Lieblichkeit giebt, namentlich Wasserlieblichkeit. Kleine Bächlein laufen hier und da über kleine Fälle, und Zweige hängen darüber und Stämme glitzern darunter auf dem seichten Boden. Blickt der Beschauer zwischen den Bäumen hindurch, so glitzern die Schnellen vor ihm und verstecken sich dann hinter Inseln. Sie blitzen und glitzern in weiter Ferne unter grünen Blättern, bis man Alles vergißt, und nicht weiß, wohin sie eilen. Dann der Fluß unten mit seinem Wirbel!

Der rascheste Weg hinüber nach Canada ist mittelst der Fähre, und auf der amerikanischen

Seite ist er auch bequem. Man geht in ein Häuschen, bezahlt zwanzig Cents, setzt sich auf einen hölzernen Karren von wunderlicher Gestalt und wenn eine Feder berührt wird, rutscht man eine gefährlich geneigte Ebene mit bedeutender Schnelligkeit hinunter. Man hat einen Blick auf den Fluß unten und erkennt leicht, daß, wenn das Seil risse, durch das man gehalten wird, die Reise mit ungeheuerer Geschwindigkeit vor sich gehen würde — zur ewigen Ruhe in dem Flusse. Da ich einige Dutzend Mal ohne allen Schaden hinuntergekommen bin, so nehme ich an, daß Andere eben solches Glück haben werden. Unten liegt gewöhnlich ein Boot bereit. Findet man es nicht sogleich da, so ist der Platz gar nicht übel gewählt, zehn Minuten da auszuruhen, denn der kleinere Fall ist ganz in der Nähe und der größere vollständig sichtbar. Betrachtet man die Schnelligkeit der Strömung in dem Flusse, so meint man, die Ueberfahrt müsse gefährlich und schwierig sein. Aber es tritt nie ein Unfall ein und der Knabe, welcher überfährt, scheint es in ziemlicher Gemüthlichkeit zu thun. Anders steht es mit dem Wege am Ufer an der anderen Seite hinauf. Er ist sehr steil, und diejenigen, welche nicht gut zu Fuße sind, werden ihn sehr beschwerlich finden.

Hat man das steile Ufer Canadas erstiegen, so geht man weiter nach den Fällen zu. Von dieser Seite wird man, wie schon gesagt, unmittelbar in den vollen Kreis des oberen Falles hineinsehen, während man zur Linken die ganze Ausdehnung des kleineren Falles vor sich hat. Für Diejenigen, welche Alles mit einem Blicke erfassen, und gar Nichts dem Errathen übriglassen wollen, Nichts dem Vermuthen, ist dies ohne Zweifel der beste Standpunkt.

Man wird von dem Schaume bespritzt, wenn man an den Rand des Felsens tritt, aber das schadet nicht. Ich bitte also, auf den spritzenden Schaum nicht zu achten. Wer dieser Meinung nicht ist, mag sich einen Wachslein-wand-Anzug für, soviel ich weiß, einen Viertel-Dollar leihen. Ein solcher ist natürlich sehr häßlich, und hat überdies den Nachtheil, daß man um Vieles nasser wird, wenn man ihn anhat, als ohne ihn.

An dieser Seite geht man bis an den äußersten Rand des Falles, und wenn man fest auftritt und sichere Beine hat, kann man den Fuß in das Wasser genau an der Stelle halten, wo der dünne, äußere Rand der Flut den Felsenrand erreicht und zu der anderen Masse hinunterstürzt. Das weiße Schaumbett unten sieht man hier gewiß besser, als an irgend einer Stelle, und der grüne Wasserbogen ist hier so hell, wie von der hölzernen Brücke drüben aus. Nichtsdestoweniger wiederhole ich, daß diese Brücke der Punkt ist, von welchem aus man den Niagara am besten sieht.

Dicht an dem Falle, genau an der Stelle, von welcher früher der Tafelfelsen vom Lande aus über den siedenden Kessel unten hinausragte, führt ein Steig zwischen dem Felsen und dem Wasser hinunter an den Fluß. Dieser Tafelfelsen löste sich von der Klippe los und stürzte hinab, wie seit Jahrhunderten von Jahren am ganzen Laufe des Flusses von Zeit zu Zeit Felsenstücke sich abgelöst haben, und sich fort und fort ablösen werden, bis das Bett des oberen Sees erreicht ist. Auf diesem Steige geht man hinunter, mit oder ohne Wachsleinwand-Anzug, wenn man will.

An der Stelle steht der Reisende auf einem breiten, sicheren Wege von Schindeln zwischen dem Felsen, über den das Wasser stürzt, und dem herabstürzenden Wasser. Er geht so weit hinunter, daß der aufsteigende Sprühdunst ihn nicht mehr belästigt. Abgesehen davon ist es um so besser, je weiter er tritt; die Zustände machen es ihm deutlich genug, wie weit er sich wagen darf. Wenn das Wasser nicht von starkem Winde getrieben wird, machen fünf Ellen den Unterschied zwischen einem ziemlich und einem ganz nassen Rocke aus. Da bleibe er denn stehen, den Rücken dem Eingange zugewendet, und schließe so den letzten Schimmer des Tages aus. So sieht er in den stürzenden Wassern hinauf oder in die nebelige Tiefe hinunter, aus welcher sie in fast eben so greifbarer Masse wieder aufsteigen. Der Felsen ihm zur Rechten ist hoch und hart, dunkel und gerade, wie die Wand einer gewaltigen Höhle, in welche gelegentlich Kinder im Traum gehen. In den ersten fünf Minuten sieht er nur das Wasser eines Falles, das Wasser eines Falles freilich, wie es keinen gleichen giebt, und die innere Seite des Bogens, die man sonst nirgends sehen kann. Allmälig ändert sich dies Alles. Er steht nicht mehr auf Bretterboden unter einem Wasserfalle; die Empfindung, als sei er in einer Höhle, in einer tiefen Höhle, unter dem tosenden Meere und als wären die Wogen wohl da, gelangten aber nicht bis zu ihm, drängt sich ihm auf, oder vielmehr nicht die

Wogen, sondern das wirkliche Innere des Oceans. Es wird ihm sein, als umringe ihn die Flut, als komme und gehe sie mit ihrer gewaltigen Stimme, und er weiß kaum, daß er nicht darin, wenn auch darunter ist. Und die Wasser, die mit unaufhörlichem Donner herabstürzen, sein Ohr nicht betäuben, sondern melodisch tönen, werden sich zu bewegen scheinen, wie die Gewässer des Oceans vielleicht in den Strömungen in der Tiefe sich bewegen. Er wird das Gefühl des ununterbrochenen Herabfallens verlieren und glauben, sie gingen in regelmäßigem Laufe um ihn herum. Der zerschlagene Schaum, der aus der Tiefe unten heraufsteigt, kommt so mächtig, so greifbar, so schnell, daß die Bewegung in jeder Richtung dieselbe zu sein scheint. Wenn er so hinsieht, werden sich seltsame Farben durch den Nebel zeigen, die grauen Tinten werden grün oder blau, abwechselnd mit weißen Lichtblitzen; wenn aber irgend ein Windstoß stärker andrängt, wird die meerumschlossene Höhle ganz dunkel und schwarz. O Freund, sorge wohl dafür, daß dann Niemand bei dir sei, der mit dir reden will, nicht einmal ein Bruder. Wenn du so stehst, sprich nur mit dem Wasser. [302]

---

12. Physiognomie nordamerikanischer Landschaft.

(C. Büchele.)

Werfen wir einen Blick auf die nordamerikanische Landschaft, so muß im Allgemeinen bemerkt werden, daß Europa den Sinnen weit mannigfaltigere Scenen und weit erhabenere und mächtigere Bilder darbietet, als sich innerhalb der Grenzen Nordamerikas finden, wofern man die Felsengebirge und die Bergketten in Neu-Mexiko ausschließt. Die Gebirgslandschaften der Vereinigten Staaten können jenen trotzig wilden Charakter und jene gigantischen Gestaltungen nicht haben, welche der Granitformation angehören. Dafür rühmt sich der Amerikaner mit Recht seiner vielen schönen Gewässer, die, wie am Hudson und Ohio, mit ihren zahlreichen Eilanden und köstlichen Waldufern einen seltenen Reiz gewähren. Europa trägt ferner in weit höherem Grade den Charakter des Fertigen und Abgeschliffenen, als selbst die bewohntesten Staaten im Osten der Union. Zwar entstehen hier durch die Fülle kleiner Wäldchen einzelne sehr anmuthige Partien, ja manche Strecken zeigen, vorzüglich im Osten, selbst etwas Parkartiges, während der Westen in der Regel noch zu viel Wald besitzt und mit seinen unaufhörlichen Fencen und Maispflanzungen, geringelten und halbverbrannten Bäumen, eher alles Andere, als schöne Aussichten darbietet — aber dennoch verbindet sich mit jenem Eindrucke des Unfertigen, nach anderer Seite hin, das Gefühl eines Mangels. Fast an jeder, selbst der kleinsten europäischen Stadt, hat sich im Laufe der Zeit ein besonderer Charakter gebildet, der sie als Individuum vor uns treten läßt; hingegen sehen fast alle Ortschaften, namentlich alle geringeren, zwischen Hudson und Mississippi wie aus Einer Form genommen aus. Wie man in einem Bienenstock oder Ameisenhaufen alle geschaut hat, so ungefähr in einer dieser Gruppen weißer Häuschen mit grünen Sommerläden alle übrigen. Selbst die Kirchen, deren es viele giebt, sind meist von unten bis zur äußersten Thurmspitze von demselben Material und Anstrich und mit den grünen Jalousien versehen. Auf neuen Ansiedelungen herrscht das Blockhaus vor, ein kleines, stallähnliches Gebäude von geschrotenen Balken, das für den Anfang dem Pflanzer zum schützenden Obdach dient, um mit der Zeit einer besseren Wohnung und Wirthschaftsgebäuden zu weichen. In größeren Städten treten an die Stelle der Farm- oder Holzhäuser immer mehr Backsteinhäuser, die dem Auge fast durchgängig das rohe Baumaterial mit dem weißen Kalk dazwischen ganz unbedeckt zeigen. In England ist es fast ebenso, aber hier hat der stete Steinkohlenrauch und Nebel einen schwarzen Ueberzug darüber gebreitet, während in Amerika, hauptsächlich wegen der viel reineren Luft, die Steine ihre rothe Farbe weit heller erhalten, somit auch sauberer und freundlicher sich darstellen. — Die Landleute wohnen hier gewöhnlich nicht in Dörfern, sondern jeder Landmann lebt auf

seinem Grund und Boden, der entweder mit einer niedrigen Mauer von auf einander liegenden Steinen oder, statt lebendiger Hecken, mit einem Holzzaune, Fence, von verschiedener Structur umschlossen ist. So erscheint das ganze Land, so weit das Auge reicht, Ebene, Hügel, Berg und Wald, von jenen losen Mauern oder Zickzack-Fencen kreuzweise durchschnitten. Und in einer dieser Abtheilungen steht das Wohnhaus des Farmers. Der erste Anblick einer solchen Landschaft hat etwas Malerisches, Mannigfaltiges und Belebtes, aber die stete Wiederkehr oder vielmehr die ununterbrochene Fortsetzung desselben wirkt durch die Einförmigkeit ungemein ermüdend. In Deutschland sieht man dort ein Dorf in der Ferne, da eins in der Nähe, zuweilen gar keins — eins liegt auf flachem Felde, eins auf der Höhe oder dem Abhange, eins im Thale, eins am Walde, eins am Rande der Wiese, eins im Busch; hier dagegen nirgends ein Dorf, sondern zerstreute Wohnungen überall, und eine so ziemlich wie die andere. In Deutschland hat man weitausgedehnte Felder, anderswo eben solche Wälder und Gebüsche und die Dörfer sind mit Gärten oder Bäumen umgeben; hier ist Feld, Wald, Wiese zerstückelt durch einander gemengt, nirgends ein großes Ganzes bildend. In Deutschland sind Felder, Wiesen, Waldungen, ist die ganze Landschaft dem Auge und Fuß offen; hier ist Alles abgeschlossen und unzugänglich. In Deutschland gehört die Landschaft gewissermaßen Allen; wo gerade keine Saat auf dem Felde oder kein Gras auf der Wiese steht, da kann auch Jedermann gehen, der Wald steht ihm offen, als wäre er sein Eigenthum und der Berg winkt ihm von der Höhe, wenn er die Gegend übersehen will. Hier fällt überall das Hemmniß, die Schranke, das Verbot in die Augen, und der einzelne Mensch erscheint der weiten Natur gegenüber viel ärmer als drüben; nur der „unfruchtbare Weg" ist ihm ohne Erlaubniß zugänglich, und wenn einst ganz Nord-Amerika von Mauern und Fencen kreuzweise durchschnitten, wird sich der Wanderer nur noch auf unfruchtbaren Felsenbergen und Sandschollen ergehen können. Die Kunst hat in Amerika lange nicht dasselbe gethan, wie in Europa, um der Natur zur Erzeugung abwechselnder und reizender Landschaftsbilder zu Hülfe zu kommen. Aber man würde auch hier nicht leicht passende Rahmen für monumentale Zierden finden, wie z. B. am Bosporus oder Golf von Neapel. Wollten die reichen Amerikaner ebenso eifrig byzantinische Kuppeln und schlanke Thürme bauen, wie sie durch Aufstellen korinthischer Säulen und Anhäufung gothischen Schnörkelwerks an ihren Kirchen und öffentlichen Gebäuden die griechische und germanische Architektur nachzuäffen versuchten, so würden sie doch kein „goldenes Horn" und keine sieben Hügel finden, um ein Constantinopel zu gruppiren. — Die Niagarafälle und die anderen Wasserstürze Nord-Amerikas sind nur im engsten Rahmen herrliche Bilder. Die Natur hat das Land mit breiten und tiefen Strömen für die Schifffahrt, mit fettester Alluvial-Erde für Mais und Weizen, für Baumwolle und Zuckerrohr und mit Ebenen, die sich für Schienenwege vortrefflich eignen, aber mit keinem Vesuv, mit keinem Olymp bedacht. Bei diesem Mangel natürlicher Anregung ist es kein Wunder, daß die Anglo-Amerikaner in Masse weder Verständniß noch Gefühl für schöne Landschaftsscenen gewinnen. Ein anderer Unterschied der Scenerie tritt in den katholischen Länderstrichen Amerikas im Vergleich mit denen Europas heraus. Hier gruppirt sich die Stadt mit ihren grauen Außenlinien und mitunter mittelalterlichen Mauern fast ohne Ausnahme um das hohe Dach und den weithinschauenden Thurm der Kirche. In Amerika ist es anders. Ein halb Dutzend übelgeformte und doch dünkelvoll sich vordrängende Thürmlein und Kuppeln gucken, mit schreienden Farben übertüncht, über den Ort; während das Hauptgebäude augenscheinlich die Schenke ist. Dadurch fühlt sich der Freund des Pittoresken unangenehm berührt, oft sogar zurückgestoßen.

Wie übrigens in den Schöpfungen der Menschenhand, so glaubt das Auge des Laien hier auch in den ursprünglichen Formationen der Natur eine gewisse Frische, Jugendlichkeit zu entdecken, was vielleicht daraus sich erklären läßt, daß der Mangel des Anbaues der Natur selbst bis jetzt noch eine primitivere Gestalt gelassen hat. So Viel ist aber gewiß, man weiß von keinen Berggipfeln diesseit des Mississippi, die das zur Nacktheit abgespülte, schroffe und zerfressene Aussehen hätten, wie es so vielen in Europa eigenthümlich ist, und fast überall in Amerika, wo das Auge auf Höhenzügen ruht, begegnet es gerundeten Umrissen, die, wofern sie überhaupt bestimmte Tinten zeigen, in frisches Grün gekleidet sind. Die Ufer des Hudson z. B. verrathen an ihren Hügeln und

Windungen, Bergen und Buchten nirgends die Einwirkungen der Zeit so deutlich, als das Thal des Rheins oder irgend welches deutschen Flusses. Zwar sieht man nirgends so großartige Naturgemälde wie von den Gipfeln der Alpen, Pyrenäen oder des Caucasus, obwohl die Riesen der westlichen Gebirgszüge in den californischen Seealpen 14—16,000 Fuß aufsteigen; dennoch entdeckt der aufmerksame Reisende in den Alleghanies manche schöne Panoramas, liebliche Thäler und Waldschluchten, und namentlich sind dieselben reicher an landschaftlichen Effectbildern als die meisten unserer deutschen Mittelgebirge. An zackigen Linien kommen ihre Kämme den Alpen nicht gleich, doch haben sie viele Gipfel, die sich ziemlich bedeutend über den Gebirgsgrat erheben. An Anmuth der Umrisse stehen sie manchen Partien im Taunus oder Siebengebirge nach, dagegen sind die großen, klaren und tiefen, in allen Farben widerspiegelnden Flüsse, welche die Thäler und Schluchten derselben durchziehen, von den schönsten Laub- und Tannenwaldungen bekränzt, und nächst ihren Contouren verleiht eben dieses grüne Pflanzenkleid den Alleghanies einen Schmuck, welcher sie vor allen Mittelgebirgen Europas auszeichnet, und besonders im Herbste, wo orangengelbe Platanen, Silberpappeln mit weißglänzenden Blättern, dazwischen dunkelrothe Sumachsträuche, goldene Ulmen und weißglänzende Birken und im Hintergrunde Fichten, Tannen und Cedern mit ihrem hundertjährigen, unverändert grünen Teint, auf verhältnißmäßig geringem Raume in einander spielend, einen herrlichen Anblick gewähren.

Je weiter man nach dem Westen der Vereinigten Staaten vorrückt, desto flacher und einförmiger wird das Land, und am Mississippi und dessen Nebenflüssen gelten schon die geradlinigen Kalkfelsen, die vom Strom durchbrochen oder vom Regenwasser ausgenagt sind, und die mit Dammerde und Wald bedeckten, selten über dreihundert Fuß hohen Bluffs für reizend. Aber das angeschwemmte, überaus fruchtbare Bottomland und die Prairien werden schon in Illinois, Missouri, Wisconsin immer mehr vorherrschend. Ueber dreihundert Meilen westlich von der Mündung des Missouri, den Lauf dieses Stromes entlang bis zum Fort Leavenworth (94° w. L.), gehen heute die äußersten Vorposten der Ansiedler. Von dort an wird das Naturgemälde immer monotoner bis zum Fuß der Felsengebirge und stellt sich in Form ungeheurer Ebenen dar, die bald flach wie ruhiges Meer erscheinen, bald in sanften, langgestreckten Wellenlinien sich heben und senken. Sie gehen weit über die nördlichste Schwenkung des Missouri am Fort Union nach Norden hinauf und dehnen sich von dort südlich in ununterbrochenem Raume bis zu den Ebenen von Texas und Neu-Mexiko aus. Im Norden Prairien, im Süden Savannen, in Neu-Mexiko Llanos genannt, meist baumlos, oder mit kleinen Waldoasen am Rande von Flußrinnen besetzt, bald kräuterreich und wenigstens zur Hälfte anbaufähig, bald kahl und öde, bilden sie, wenigstens in manchen Regionen, nichts als einen unermeßlichen Ocean von Gräsern, Blumen und Bauminseln. Aber wie gesagt, nicht überall trägt das Prairieland diesen Charakter. Auf manchen Steppen hindert die Dürre jeden Anbau und jede regelmäßige Viehzucht. Beides ist auf den Hochprairien nur strichweise, hart an den Strömen, möglich, wo Mezquito- und Buffalogras wächst. Indessen die meisten Flüsse haben, wie die Prairiejäger sich ausdrücken, einen nackten Lauf. Wo das Gras herrscht, wächst kein Holz; sobald jedoch der Graswuchs irgendwo zerstört wird, erscheint Waldung und gedeiht gut. Sobald das Gras gegen ein Stück Waldholz andrängt, weicht letzteres zurück; es dauert jedoch mehrere Jahre, ehe ein Baum vernichtet wird; der erste Prairiebrand tödtet die Rinde; jeder nächstfolgende geht tiefer, bis der Stamm so sehr geschwächt ist, daß ihn der Sturm zu Boden wirft, wo er nun abstirbt oder vom nächsten Brand völlig zerstört wird. Außerdem tragen auch die Büffelheerden zu jenem Mangel bei, indem sie auf ihren Weideplätzen, was sie nicht abfressen, mit ihren Klauen zerstampfen, so daß der Boden lange Zeit wie geschoren erscheint. Bleibt ein District wenige Jahre vom Feuer verschont, so bedeckt sich die Oberfläche mit Gesträuch, welches aus Sumach, Hasel, wilden Kirschen und Eichen besteht, und auch andere Bäume wachsen nach. Mit dem allmäligen Vorschreiten der Cultur dürfte dies um so eher geschehen. Am Südufer des Arkansas, das durch eine Kette von Sandhügeln gegen die Prairiebrände geschützt wird, ist der Baummangel nicht so auffallend, als auf der nördlichen Seite. Am oberen Arkansas sucht das Auge vergeblich nach Bäumen, es gewahrt nur Buffalo-Gras und niedrigen Cactus in größter Mannigfaltigkeit.

Auf der Straße von der Grenze Missouris nach Santa-Fé ist das Land eine rollende Prairie, dann flacht diese sich nach Westen mit dem Erscheinen des Cactus und anderer Stachelpflanzen zu einer dürren, unfruchtbaren Ebene ab. Der Westen des Staates Missouri, und das Land am unteren Kansas hat fruchtbare Hochprairien, ergiebige Bottoms, treffliches Wasser und gesundes Klima. Ein großer Theil desselben liegt innerhalb des Indianer-Gebiets. Auch die Prairien im Süden des Red-River werden als gesund, fruchtbar und zum Theil gut bewaldet geschildert. Eine eigenthümliche Erscheinung bilden die sogenannten Croß-Timbers, die sich von dem oberen Laufe des Brazos in Texas durch die Quellgegend des Trinidad über den Red-River und von da an in nordwestlicher Richtung bis zum Red-Fork des Arkansas erstrecken. Ein rauhes, durchbrochenes Hügelland, von fünf bis dreißig Meilen Breite, scheiden sie vollkommen die inneren Prairien von der großen Ebene und bestehen aus verschiedenen Arten Unterholz, besonders Pfosteichen, Ulmen, Walnüssen und einer Art Zwergeiche. Der größte Theil dieses Gehölzes wird durch die Prairiebrände an größerem Wachsthum gehindert, treibt aber alljährlich neue Schößlinge und wird dadurch immer dichter, wozu noch wilde Reben und sonstige Schlingpflanzen beitragen. Diese ganze Region ist gut bewässert und hat manche fruchtbare Strecken. Die nördlichen Prairien sind von vielen Flüssen durchschnitten, die sich in ihrem langen Laufe träge durch die Ebenen winden, zur Zeit der Wasseranschwellung das Land weit und breit überschwemmen und befruchtenden Schlamm ablagern. Deswegen zeigt sich dort nicht selten ein üppiger Pflanzenwuchs, allein der bei Weitem größte Theil ist dennoch dürr und sandig, wenn auch vielfach mit dichtem Gras bedeckt und zahlreichen Büffelheerden, Hirschen und Rehen zu Weidegründen dienend. Nach Süden breiten sich diese Wiesenflächen immer weiter bis zum Fuß der Felsengebirge auf eine Strecke von fast dreihundert Stunden aus, und die hin und wider auf den Flächen sich erhebenden Hügelketten, die bewaldeten Stromufer und klaren Seen geben einzelnen Theilen des Prairielandes einen malerischen Anblick. Aber in der mittleren Region mangelt es völlig an Holz; die Jäger müssen auf ihren Wanderungen Brennmaterial mitnehmen oder sich mit dem Dünger des Büffels behelfen. Aus dem Bisherigen ergiebt sich, daß hier von einer großen Fülle der Erzeugnisse des Pflanzenreichs nicht die Rede sein kann; nordwärts giebt es allerdings eine Menge wilder Beeren, aber der Hochprairie fehlen Früchte, auf ihr wuchern der Cactus, der Wermuth und wilde Salbei, der bei Mannshöhe einen armsdicken Stamm hat. Am Nordarme des Canadian und am Cimaron wachsen viele Arten wohlschmeckender Pflaumen und Beeren und in den Sumpfniederungen verschiedene Arten von Zwiebeln, deren eine mit dem Knoblauch Aehnlichkeit hat. Den schönsten Schmuck der Prairie bilden die Blumen, die in unendlicher Menge und Mannigfaltigkeit, vom Frühling bis zum Herbst, einander ablösen. Aber diese Blumenregion reicht nur etwa hundert Stunden weit nach Westen und fehlt der Hochprairie; zur besonderen Empfehlung gereicht ihr hingegen das äußerst gesunde Klima. Die Luft ist zwar scharf, aber durchaus rein, und wirkt so wohlthätig auf den Menschen, daß auch der schwächlichste daselbst zu Kräften gelangt. Der Körper wird gleichsam neu, sagen die Reisenden, und einer derselben schreibt: „Beinahe sechs Monate haben wir in der Prairie zugebracht, unter täglichen Strapazen gegen zweitausend Meilen zurückgelegt, in jedem Winter auf bloßer Erde geschlafen und fast nur von Fleisch gelebt. Dennoch strotzen wir Alle von Gesundheit". [205]

---

13. Farmerleben.

(Atlantische Studien.)

Der romantische Begriff vom Farmerleben im Hinterwalde, der in der Meinung Vieler sich eingeschlichen hat, beruht zum Theil auf Vorstellungen, welche alles Grundes entbehren. Gefahren, Mühen, Entbehrungen sind stets die Begleiter der Männer, die den Wald lichten

und den Boden urbar machen. Hunderte von Romanen wurden über diese Pioniere, wie man sie zu nennen pflegt, geschrieben; aber wer nach jenen Dichtungen seine Vorstellungen modelte, der möge auch auf die Stimmen derer hören, die ihr Leben in den Wäldern und Blockhütten zugebracht haben.

Man glaubt in Europa so ziemlich allgemein, daß der Hinterwäldler im Osten schon ganz verschwunden und nur noch im fernen Westen anzutreffen sei; dem ist nicht so. Noch weit und breit, besonders in Pennsylvanien, Virginien und Maryland, sind ungelichtete Waldungen zu finden und darin die angebauten Länderstrecken und Farmhäuser ziemlich vereinzelt. Der Ansiedler hat hier allerdings nicht mehr mit dem Indianer zu kämpfen, aber die Mißverhältnisse und Mühen, welche die Natur darbietet, bleiben, wenn auch nicht im ganzen Umfange, die alten; besonders auf den hohen ausgedehnten Alleghany-Gebirgen trifft man Wälder ebenso wild und unwirthbar als irgendwo im Westen.

Wälder, deren Ausdehnung nicht zu ermessen ist, Gegenden, die höchstens der Jäger durchstreift, ziehen sich in ungeheuerer Aneinanderkettung dahin. Und wie oft findet sich in ihnen herrlicher und wirklich fruchtbarer Boden mit hinreichenden Wasserkräften und Nutzhölzern, allein Farmen und Blockhütten trifft man selten; der Hirsch, der Fuchs, die wilde Katze, zuweilen auch der Bär, bilden oft die einzigen lebenden Wesen der Umgebung. Das nette, weiß und grau gestreifte Eichhörnchen entzieht sich scheu den menschlichen Blicken und der Fasan flieht lärmend von seinem Lieblingsplatze in der Nähe kleiner Bäche. Die Vögel singen nicht, ihr eintöniges Gezwitscher langweilt und höchstens im Hochsommer verirrt sich der prachtvoll gefiederte Kolibri in die niederen Thäler, um die Sträuche der Michigan-Rose schwirrend. Sommer und Winter hört man den grauen und weißen Specht am Stamme eines ungeheueren Hamlocks klopfen, und man muß erstaunen, mit welcher Zerstörungsfertigkeit dieses kleine Thier ausgestattet ist, denn es schält förmlich die Bäume von der Spitze bis zur Wurzel.

Mitten in diese Wälder tritt also der Ankömmling, und fast bei jedem Schritt, den er weiter thun will, muß er sich erst mit seiner Axt Raum hauen. Dazu kommt noch, daß der in jenen Gegenden heftige Sturm oft die größten Bäume entwurzelt und kreuz und quer in die Waldungen wirft, wo sie dann im Verlauf der Zeit faulen.

Man kann sich denken, mit welchen Mühen und Ausgaben schon die erste Ansiedlung in diesen Wäldern verknüpft ist, freilich bedarf der Hinterwäldler in den ersten Tagen nur Wenig. Eine gute Büchse, der Brodsack, eine Kanne Whisky und die unentbehrliche Axt sind seine ersten Bedürfnisse. Hat er sich einen Ort auserkoren, an welchem er seine Heimat zu finden hofft, so fällt sein Beil rüstig die Bäume; in einer oder mehreren Wochen, jenachdem er mit der Arbeit umzugehen weiß oder der Wald dicht ist, hat er einen Acker vom Holze frei gemacht, dann haut er die brauchbaren Stämme etwas zurecht und schreibt einen sogenannten „Fröhlich" aus.

Dieser „Fröhlich" oder frolock, wie ihn die englisch Redenden nennen, bildet ein ganz eigenthümliches Fest. Indeß kann davon nur dann die Rede sein, wenn Ansiedler in einer Nachbarschaft von wenigen Meilen wohnen, entfernter Wohnende werden nur sehr selten erscheinen. Die Kunde, daß der neue Ankömmling ein Haus erbauen wolle, macht die Runde und am festgesetzten Tage erscheinen in aller Frühe mit wohlgeschärften Beilen versehen die rauhen Männer, auch vielleicht ein paar Ochsen werden mitgebracht, um das Herbeischaffen des Holzes zu erleichtern. Diese Leute arbeiten nun wie die Feinde, wie es im Sprüchworte heißt, und der Tag ist noch nicht zu Ende, so steht das ganze Haus, eine Blockhütte von ungefähr zwanzig bis dreißig Fuß Länge und Breite, unter Dach und Fach. Dem Eigenthümer bleibt dann noch die Arbeit: die Thüren und Fenster einzusetzen (die Oeffnungen für diese werden nämlich in das vollständig aufgerichtete Haus vermittelst kleiner Handsägen eingeschnitten), das Bewerfen mit Lehm und die Deckung mit Schindeln. Die Gäste werden von dem neuen Ansiedler mit Kartoffeln, Speck und Whisky bewirthet; Gesänge, welche ein musikalisches Ohr zum Entsetzen bringen könnten, mischen sich in die Axtschläge und am Abende ziehen Alle, ohne den geringsten Dank zu verlangen, wieder hinweg. Nun ist wieder Alles still umher. Acht Tage später ist ein Acker Land eingefenzt, das Kamin raucht und die ersten Hausthiere, Hund und Schweine, beleben die kleine Ansiedelung.

So arbeitet sich der rastlose Ansiedler mit dem

Beil durch die Wildniß, seine Schläge, das Krachen niedergehauener Bäume, tönen laut und weit im Walde, er lebt so lange allein und hülfelos, bis er sich ein Weib nimmt; bald tummeln sich Kinder im Walde, deren Bestimmung ebenfalls wieder das Waldleben ist.

Die Geldgier hat sich auch schon bei diesen Menschen eingenistet, indeß giebt es kaum Schurken oder Diebe unter ihnen; man mag ruhig die Thüre der Wohnung offen lassen, es wird Alles unberührt bleiben.

Manches ist anziehend in diesem Waldleben, man hüte sich aber, alle diese Dinge von der poetischen Seite aufzufassen. Von Bildung wollen diese Leute nichts wissen und die alten im Busche aufgewachsenen Farmer scheuen und fliehen die Civilisation. Sie lieben ihre Wälder, ihr karges Leben, ihre Blockhütten, ihre Jagd, und wenn ihnen die Ansiedelungen zu dicht werden, verkaufen sie ihre Wohnung und Aecker um Spottpreise und ziehen weiter in den Busch, von Neuem die Mühen des Urbarmachens übernehmend. Oft übernimmt der einundzwanzigjährige Bursche, der sich eben verheirathet hat, die angebaute Farm, und die alten Eltern ziehen fort in den tieferen Wald.

So wird der Mensch daran gewöhnt, ohne Geselligkeit, ohne Umgang mit anderen zu leben; eine zahlreiche Familie ersetzt ihm diesen Genuß, seine Arbeit vertreibt ihm die Zeit und die Gewohnheit läßt ihn nicht den Mangel an Bequemlichkeiten fühlen, er ist halb wild von Jugend auf, die Wörter Kunst und Wissenschaft sind ihm fremd, Erziehung ist bei ihm ein ganz anderer Begriff als in Europa. Seine Unterhaltung beschränkt sich auf seine Arbeiten. Man wird dem Ansiedler eine unverständliche Erscheinung sein, wenn man in seine Hütte tritt und sich benimmt, wie man es in seiner Heimat gewohnt war.

Ebenso ist das Familienleben ein ganz anderes als bei den deutschen Bauern. Diese sind durch das Leben in Dörfern immer auf ihre Nachbarn angewiesen, sie kommen auf die Märkte in den Städten, während jene nur den Verkehr mit einzelnen Vorüberziehenden unterhalten. Kommt der Fremde in eine von ihren Blockhausstuben, die sich fast alle gleichen wie ein Ei dem anderen, so sieht er ein großes Kamin mit fürchterlichem Feuer darin, um das sich der Familienkreis sammelt; die Kinder, halb angekleidet, starren dem Fremden stundenlang ins Gesicht. Die Alten sind ungemein spärlich mit Worten, gewöhnlich raucht die Frau aus ihrer irdenen Pfeife einen miserablen Tabak, während der Mann und die erwachsenen Burschen denselben kauen. Zur Essenszeit bietet man dem Fremden einen Platz am Tische, man macht keine Umstände mit ihm, er ißt, was da ist. Er hat die gefüllten Schüsseln vor sich, man sagt ihm „help yourself“ und er ist dann während des ganzen Mahls vor jedem Nöthigen sicher. Der Hausrath besteht aus sehr rohen Möbeln, bei denen aber, wie in den amerikanischen Städten, nie der Schaukelstuhl fehlen wird, und wäre er auch nur auf die roheste Weise gemacht.

Die Erziehung der Kinder im Hause unter den Augen der Eltern ist fast gleich Null, sie lernen essen, sprechen, beten, stricken, und auf größeren Rädern Wolle spinnen. Mit der letzteren Beschäftigung verdienen die Mädchen bald Geld, wenn sie in der Nähe eines kleinen Ortes wohnen, man zahlt ihnen für einen Strang dieser Wolle, die ziemlich grob ist, fünf Cents und geübte Spinnerinnen können oft sechs bis acht Stränge den Tag über spinnen, was immer einen Verdienst von etwa zwei Dollars per Woche ausmacht. Für die geistige Ausbildung sind kleine ABC-Bücher, die sehr praktisch verfaßt sind, im Gebrauche; eine alte Bibel dient zu Leseübungen. Sehr frühe kommen die Kinder zur Schule, d. h. aber nur drei bis vier Monate im Jahre.

Eines von jenen oben beschriebenen Blockhäusern, gemeinschaftlich von der Nachbarschaft erbaut, auf einem auch wieder gemeinschaftlich von ihnen vom Holze freigemachten Platze, dient zur Schule. Sie ist in der Mitte der verschiedenen Ansiedelungen, indessen doch noch meilenweit von manchen Farmen entfernt. Man mache sich aber keine großen Begriffe von einem solchen Schulhause; ein alter Ofen, einige alte zerschnitzte Bänke und eine Tafel machen die Einrichtung aus. Ausnahmsweise wird es von einigen Fenstern mehr, als es bei den übrigen Blockhütten der Fall ist, erleuchtet, im Uebrigen aber unterscheidet es sich weder durch sein Aeußeres, noch durch die innere Bekleidung von den übrigen Farmhäusern. Es ist fast immer an einem der besseren Wege gelegen, wodurch den Kindern das Hin- und Hergehen erleichtert wird. Die größeren Knaben, die mit der Axt umzugehen wissen, machen in den Freistunden das Holz für den Winter, so liegen

denn manchmal Stöße Holz aufgeschichtet, auf welche mancher deutsche Bauer mit neidischen Blicken schauen würde.

In dieser Schule versammelt sich nun bei herannahendem Winter die hoffnungsvolle Jugend, Knaben und Mädchen bunt durch einander.

Die Lehrgegenstände sind Rechnen, Lesen, Schreiben, Absingen geistlicher Lieder, die Geographie beschränkt sich im Allgemeinen auf die der Vereinigten Staaten, aber auch die Entdeckungen des Christoph Columbus bilden einen Hauptpunkt; im Besonderen ist der betreffende Staat und noch specieller das County, in dem die Schule steht, der Hauptgegenstand. In der Geschichte kennen sie eben Nichts als ihre Revolution und immer die Revolution. Die Helden und Führer erscheinen als Halbgötter, jedes Gefecht als eine Weltschlacht.

Die Lage der Lehrer ist bei diesen Verhältnissen nicht beneidenswerth, sie sind abhängig von ihren Kostgebern, und müssen lehren, was diese wollen. Was diese Leute nicht verstehen oder fassen können, schelten sie Unsinn. Der Lehrer ist ein Staar. Wehe dem, der ihnen mit Neuerungen kommen will; sie lieben ihre alten Gewohnheiten und bleiben ihnen treu.

Der Gehalt dieser Lehrer beläuft sich auf ungefähr zehn bis fünfzehn Dollars per Monat während der Unterrichtszeit. Im Sommer bauen sie selbst ihre Felder und sind Farmer.

Um auch von den Freuden des Farmerlebens einen Begriff zu geben, wollen wir ein „Festschießen im Store" beschreiben. „Die Stores" sind Krämerbuden, die oft ganz einsam mitten im Walde, in der Nähe von Ansiedelungen errichtet sind. Alles von der Stecknadel bis zum größten Kochofen, Garn, Tabak, Hosen, Schuhe, Hüte, Blechgeschirre, irdene Pfeifen, Geigen, Pulver u. s. w., ist dort zu haben. Nebenbei bieten sie auch die einzige Gelegenheit, durch die man ankommende Briefe erhalten oder abzusendende befördern kann.

Kommen wir auf das Fest zurück; es war ein sogenanntes Preisschießen, an dem sich die ringsumwohnenden Farmer betheiligten. Man wußte recht wohl, daß der „storekeeper" (der Ladenbesitzer) an diesem Tage nur ein gutes Geschäft machen wollte. Die Preise bestanden in baumwollenen Tüchern, Rauch- und Kautabak u. dergl.

Schon am Abende vor dem anberaumten Tage hatten sich zahlreiche Gäste aus der Nachbarschaft eingefunden, irische und amerikanische Ansiedler mischten sich mit den Deutschen. Der Storekeeper hatte sich für diese Tage wohl versehen mit Cider und Whisky. Die Irländer und Amerikaner hielten sich mehr an das gebrannte Getränk, während die Deutschen dem kühlenden gesünderen Cider (Apfelwein) den Vorzug gaben. Die mächtigen Fässer wurden umlagert und es war schwer zu unterscheiden, welches von den beiden Getränken am meisten consumirt ward; auch die beliebten „pies" (eine Art schlechter Obstkuchen) fehlten nicht.

Wie oben gesagt, fanden sich die Gäste schon am Abende ein, und nachdem die Begrüßungsformeln gewechselt waren, wurden die „drinks" (das Zutrinken), die in Amerika unvermeidlich sind, vorgenommen. Pfeifen, Ziehharmonikas, Gewehrschüsse waren obligate Begleitungen der nächtlichen Scene, und erst dann, als das Genossene die Gemüther und Sinne abgestumpft und umnebelt hatte, dachte man an Ruhe. Der „Store" mußte eine nicht unbedeutende Menge Gäste aufnehmen, wobei allerdings der Boden und die umherstehenden Kisten willkommene Lagerstätten abgaben. Man denke sich einen so engen Raum, vollgepfropft mit Waaren, Victualien und Getränken, dessen Luft zum Ueberfluß noch durch einen beißenden Ofenrauch verdorben wurde, als Lagerstätte von einem Dutzend Menschen, kreuz und quer durch einander liegend und beinahe alle im Zustande der Bewußtlosigkeit. Des anderen Tages in der Frühe erhoben sich Alle nach verschlafenem Rausche zur Abhaltung des Schießens, das eben nichts Erhebliches bot. Nachdem viele Schüsse gefallen und die Gewinne vertheilt waren, überließ man sich abermals den schon geschilderten Freuden des vorigen Tages, als deren rechte Würze abstoßende und ekelerregende Rohheit bemerklich war. [301]

14. Die Stadt Neu-York.

(C. Büchele, M. Wagner und K. v. Scherzer.)

Neu-York, die Metropole von Nordamerika, nächst London der größte Handelsplatz der Erde, mit 1 Million Bewohnern, liegt auf der Südspitze der vierzehn bis fünfzehn Meilen langen, an zwei Meilen breiten, auf beiden Seiten vom Hudson eingeschlossenen Insel Manhattan, eine Seestadt und doch durch eine Gruppe vorliegender Inseln vor dem stürmischen Ocean gesichert. Die Stadt selbst muß schon nach dem oberflächlichsten Anblick in eine Alt- und Neustadt zerlegt werden. Jene besteht zum größeren Theile aus verhältnißmäßig schmalen, regellos nach verschiedenen Richtungen laufenden, häufig unebenen Straßen, diese hingegen erscheint allenthalben und bis hinauf in ihre fernsten Ausläufer nach Cirkel und Richtmaß angelegt und nimmt sich so in ihrer Gesammtheit fast wie ein Täfelwerk aus. Geradlinige Straßen, acht bis zehn Wagengeleise breit, schießen strahlenförmig von Süden nach Norden, und werden von etwas schmäleren, aber ebenso geraden in gleichen Zwischenräumen winkelrecht durchkreuzt. Letztere sind durch Zahlen bestimmt und dermalen bis zur fünfzig mit Häusern besetzt, während der Stadtplan ihrer hundertsechsundfünfzig aufweist. In der Altstadt concentrirt sich das Geschäftsleben mit betäubender Regsamkeit, in der Neustadt lassen sich nur auf einzelnen Gassen etliche Firmen und Läden, und im nordwestlichen Theil, wo die Vornehmen sich angesiedelt haben, nur Wohnhäuser bemerken.

In den besser gebauten Theilen, d. h. am Broadway und seinen Nebenstraßen hat Neu-York bei allen seinen Mängeln eine großstädtische Physiognomie, und dennoch ist der Eindruck, den es zurückläßt, ziemlich flach. Es wäre verkehrt, die majestätischen Bauwerke und Monumente unserer alten Städte hier zu suchen, aber es scheint der Geist zu fehlen, der jene ins Dasein gerufen, denn die Bauart springt von den schmucklosen Formen des nackten Bedürfnisses gleich zu einem kleinlichen und geschmacklosen Luxus über, welcher nicht einmal das Verständniß der Formen hat, die er nachahmen will. Die meisten in dichter Reihe stehenden Häuser sind auf schmalen Baustellen erbaut, mit der schmalen Seite nach der Straße gekehrt, und haben fast ohne Ausnahme drei Fenster Front. Unten ist an der einen Seite die Hausthüre, an der anderen sind die zwei Fenster. Das gilt von den Wohnungen der Reichen, wie der Aermeren. Der Unterschied liegt blos darin, ob das Haus mehr oder weniger Stockwerke, größere oder geringere Verhältnisse in Breite, Tiefe und Höhe, und ob es Kellerwohnungen hat oder nicht. Zwei und drei Stockwerke sind das Gewöhnliche; erst die neueren Häuser für die wohlhabenderen Classen werden höher, einzelne wohl zu sieben bis acht Stockwerken, gebaut. In allen bedeutenderen Häusern ist der Kellerraum zu Küche und Wohngemächern, daneben zu Gelaß für Keller und dergleichen eingerichtet. Diese Erdgeschosse haben gewöhnlich einen besonderen Eingang von der Straße. Es ist dann ein Stück vor dem Hause, so tief dieses Erdgeschoß geht, ausgegraben und ausgemauert und durch querliegende, eiserne Gitterstäbe gegen den darüber hinführenden Fußweg abgeschlossen. Die Glasfenster bestehen aus zwei Theilen, einer oberen und einer unteren Hälfte. Die obere steht nach außen etwas über die untere vor, und beide lassen sich nun, die obere nach unten, die untere nach oben, beide auch zugleich in entgegengesetzter Richtung schieben, und werden durch Gewichte, welche im Inneren der Fensterpfosten laufen, in beliebiger Höhe gehalten. Außen sind gewöhnlich grüne Jalousien angebracht. Während die schmucklosen Backsteinhäuser die Mehrzahl bilden, steigt gegenwärtig die Anzahl der Luxushäuser, deren Façaden mit gehauenem Stein bekleidet und mit Verzierungen überladen sind.

Imposante öffentliche Gebäude besitzt Neu-York mehrere, geschmackvolle nur wenige, von originellen nur ein einziges, das in egyptischem Styl erbaute Justizgebäude oder Gefängniß.

Kirchen zählt zwar Neu-York 250, hat es aber noch zu keinem Gotteshaus gebracht, welches viel über tausend Personen faßte. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung erklärt

sich theils aus der unendlichen Zerfahrenheit der Secten, theils aus der Speculation, welche hier der Errichtung der meisten Kirchen und Kapellen zu Grunde liegt und durch Vermiethung von Betstühlen Geld machen will. So baut man für die Haute volée marmorne, für die niedere Classe ziegelsteinerne Tempel, fordert für einen Platz in den ersteren fünfzig, in den letzteren fünf Dollars, und macht in beiden Fällen ein nettes Geschäft. Unter den Hôtels der Stadt war bisher am großartigsten das Astorhaus am Park, ganz von Granit aufgeführt, dieses ist jedoch in neuester Zeit durch das Metropolitan-Hôtel, zwischen dem Nord- und Südpol weitaus das größte Gasthaus, überflügelt worden. Es hat eine Fronte von 320 Fuß, ist sechs Stockwerke hoch, nimmt über die Hälfte eines ganzen Squares ein und faßt gegen siebenhundert Gäste.

Der Grund und Boden, den es bedeckt, ist auf 300,000 Dollars geschätzt, und Bau und Einrichtung kosten die gleiche Summe. Einen Begriff von der verschwenderischen Pracht, womit es ausgestattet ist, giebt der Umstand, daß man 20,000 Dollars auf den Marmor zu den Kaminsimsen, Thüreinfassungen, Fensterge-wänden, doppelt so viel auf Teppiche, Vorhänge und Wäsche, und 50,000 auf Möbel verwendete. Wie in allen amerikanischen Hôtels haben auch hier die Damen besondere Speise- und Empfangszimmer mit brillanter Ausstattung. Die Lesezimmer und Conversationssäle und Wohnzimmer der männlichen Gäste sind nicht minder elegant. Der große Speisesaal übertrifft Alles, was die Stadt auf dem Gebiet der Zimmerdecoration Reiches und Geschmackvolles aufweist. Jedes Fremdenapartement der ersten zwei Etagen besitzt ein eigenes Badezimmer. Die Bedienung besteht in hundertundfünfzig Kellnern unter mehreren Chefs und in der Küche arbeiten dreizehn französische Köche unter einem Obergaumenkünstler. Mit allem erdenklichen Comfort versehen, gleicht das Metropolitan-Hôtel mit seinem bis in die geringste Kleinigkeit eingreifenden Mechanismus einem ungeheueren Uhrwerke. Im Souterrain ist ein riesenhafter Kessel in den Boden eingemauert, unter dem Tag und Nacht Feuer brennt, um das Wasser im Sieden zu erhalten, von welchem der das Ganze heizende Dampf erzeugt wird. Dieser treibt aber zugleich Maschinen, welche das Gepäck der Reisenden und die Kohlen in die Höhe winden, die Bratspieße drehen, die Speisen nach und aus der Küche holen, das Wasch- und Badewasser in die verschiedenen Etagen schaffen und die Wäschrollen bewegen. Nicht weniger sinnreich sind die Erfindungen, welche die Zubereitung der Speisen und das Vorschneiden derselben erleichtern.

Machen wir noch einen kurzen Gang über den Broadway, den Paradeplatz für Alles, was es innerhalb der Marken Neu-Yorks Staunenswerthes, Schönes, Wunderliches und Thörichtes giebt, die Schaubühne für jede wirkliche oder eingebildete Größe, die sich in Amerika geltend machen will. Wir haben uns zuerst die unzähligen Schiffe besehen, unter welchen an der Weststraße besonders eines uns auffällt, abgetakelt, mit chocoladenfarbigem Anstrich, mit einer Treppe vom Ufer ab versehen. Es ist ein Betschiff, hören wir, wo Sonntags Gottesdienst für Seeleute gehalten, wo Ehepaare vereinigt und Taufen vollzogen werden, und biegen jetzt von der Southstreet in die breite Wallstreet ein, die in gerader Linie nach dem Broadway hinaufläuft. Alle Comptoire sind in Thätigkeit, alle Magazine offen, hier ungeheuere Anker und entsprechende Ankerketten, dort Taue und Segelwerk; hier Baumwollenballen, dort Fischtonnen, hier Mehl-, dort Oelfässer. Weiterhin rechts und links nichts als Banken, Assecuranz-Anstalten, Wechselcomptoirs, Mäkler- und Advocaten-Bureaus, dort die Börse schräg gegenüber, rechts das Zollhaus. Mit lüsternen Blicken weilt der Einwanderer, über das Trottoir schreitend, das oft nur aus starken eisernen Querstäben besteht, zwischen denen das Licht in die Souterrains, zugleich Geschäftslocale der großen Gebäude, fällt, bei den dicken Banknoten-Packeten, noch mehr aber bei den Haufen Gold- und Silbermünzen aller Länder und Säcken mit californischem Goldstaub, die an den Fenstern zur Schau gestellt sind, und Mancher seufzt: „Ach Gott, wie wäre mir damit geholfen!" und schreitet langsam weiter, bis er am Rande vom Broadway der Trinity-Church gegenüber steht, auf deren beiden Seiten hinter Eisengittern und Gebüsch ein Friedhof mit einzelnen Monumenten sich sehen läßt. Prächtig mag man hin und wider den Broadway in architektonischer Beziehung nennen, obwohl er seiner Krümmungen wegen nirgends ganz zu überschauen ist, aber schön ist er trotz der Mannigfaltigkeit gewiß nicht, wenn hier ein breitschultriges, chocoladenfarbig angestrichenes Haus mit gothischen Fenstern von einem

schwindsüchtig schmalen, im neuesten Pariserstyl errichteten Gebäude von weißem Marmor begrenzt ist, dieses wieder eines von nackten Ziegeln zum Nachbar hat und seinerseits an eine Wechselbank oder Kirche in Form eines dorischen Tempels sich anlehnt. Bereits fluthet vom Bowling-Green herauf ein bunter Menschenstrom auf dem Trottoir, eine unabsehbare Reihe von Karren und Carrossen auf dem Fahrweg in der Mitte an uns vorbei. Menschenbeladene, mit Blumen, Arabesken und selbst mit Portraits geschmückte Omnibusse klingeln in endlosem Zuge auf und ab; zweirädrige Karren drängen sich aus den einmündenden Gassen in den Hauptfluß des Güterverkehrs. Hüten wir uns wohl, nachdem wir einmal die westliche Seite der Straße gewonnen haben, in dem Getümmel, das uns allenthalben umströmt, auf die östliche zu gerathen. Nur das Trottoir der Westseite ist fashionable; die andere, zum Unterschiede von jener, der Dollarsseite, auch das Shilling-pavement genannt, zu beschreiten, zeugt von Mangel an Lebensart!

Eine besondere Eigenthümlichkeit von Neu-York sind die großen Speisehäuser im Geschäftsviertel, deren es allein in den der Börse zunächst befindlichen Gassen nicht weniger als hundert vom ersten Kaliber geben mag. Ueber einer in der Tiefe siedenden, backenden, schmorenden und bratenden Riesenküche, in einem fabelhaften Lärm von klirrenden Messern und Gabeln und gurgelndem Englisch, in einer bis zum Siedepunkt gesteigerten Hitze läßt der reguläre Geschäftsmann, daheim so ekel und wählerisch, die ihm hier gereichten Speisen elendester Qualität mit der Schnelligkeit einer galvanischen Batterie verschwinden, und ist er hiermit den Verpflichtungen gegen seinen Magen gerecht geworden, so mag dieser sorgen, wie er mit dem Verdauen zurecht kommt. Diese Speisehäuser, zum Theil sehr billig, wo vielleicht täglich nicht weniger als 40,000 Personen vom Handelsstande ihren Hunger stillen, gehören mit zu den Bedingungen jener unaufhörlichen Strömung commercieller Thätigkeit, wodurch sich die Hudsonstadt vor vielen anderen Handelsplätzen auszeichnet. Uebrigens hat Neu-York auch zahlreiche sehr theure und vornehme Restaurants, an deren Spitze unerreicht in jeder Beziehung, sei es in der Ausstattung und Bedienung, sei es in der Güte und trefflichen Behandlung der Gerichte, Delmonico mit seinen glänzenden Salons auf dem unteren Broadway dasteht. Ebenfalls zu den Speisehäusern gehören die Eiscrêmehallen, welche, einen zauberischen Anblick gewährend, bei Tag der Sammelplatz der vornehmen Damenwelt, an heißen Sommerabenden gedrängt voll von elegant gekleideten Männern und Frauen sind, und die auf gleicher Höhe mit ihnen stehenden, ebendaselbst befindlichen Austernkeller ersten Ranges, die rücksichtlich der Pracht an die Mährchen von Tausend und Einer Nacht erinnern.

Noch haben wir einer Straße zu gedenken, welche für die meisten Einwanderer eine Welt im Kleinen oder wenigstens ganz Neu-York ausmacht, wir meinen die Greenwich-Street. Diese zieht sich von der Nordseite der Batterie nordwestlich in unendlicher Länge bis zu den Avenues hinaus und enthält außer den zahllosen Gewerken, Läden für alle möglichen Bedürfnisse des menschlichen Lebens, in ihrer unteren, d. h. südlichen Hälfte alle die Wirthshäuser und Bureaus, auf welche die Auswanderer fast ausschließlich angewiesen sind. Manche der Herbergen, wofür die Inhaber je nach Aussehen, Lage und Räumlichkeit sechs bis zwölf Dollars jährliche Rente zahlen, sind besonders zunächst der Batterie schmucke und gefällige Gebäude; die aber, in welchen die Irländer einkehren, sind die ekelhaftesten Spelunken. Die deutschen Wirthshäuser führen alle möglichen Namen; natürlich durften in den Jahren 1849 und 1850 Hecker und Blum, Hambacher-Schloß und -Hof u. dergl. nicht fehlen, jetzt setzen die Inhaber mehr ihre eigenen Namen auf das Schild; zu verwundern ist es aber noch immer, daß in der republikanischen Stadt und unter den Deutschen, die doch noch weit republikanischer sind, als die guten Bürger der City selbst, fast kein europäischer, ja fast kein deutscher Fürstenhof ist, der nicht dort in irgend einer, wenn auch noch so obscuren Kneipe, sich repräsentirt findet. Nun übersteigen zwar die Preise, die man hier von den Einwanderern fordert, den geringen Werth dessen, was ihnen gereicht wird, nicht sonderlich, aber man plündert den Leuten die Tasche auf andere Art, z. B. mit falschen Eisenbahnbillets u. dergl., aus und giebt sie unbarmherzig dem Verderben preis. Ueber 20,000 Einwanderer mögen durchschnittlich Monat für Monat allein im Hafen von Neu-York eintreffen, eine ungeheure Masse Menschen, die einen fast ebenso ungeheuren Zuwachs an Macht für die Vereinigten Staaten repräsentiren. Dennoch kümmerte

man sich um dieselben von Seiten der Neu-Yorker bisher weniger, als um irgend eine andere Quelle der Größe und des Wachsthums der Union. Es ist wahr, man hat in den letzten Jahren verschiedene recht wohlgemeinte Gesetze erlassen, um dem Unfuge zu steuern; allein es wurde damit nur die Form, unter welcher man die Leute täuscht, verändert, in der Sache selbst aber nur sehr wenig gebessert; ja drei Viertel des „foreign pauperism", worüber die Journale Amerikas die Entrüsteten spielen, sind die directe Folge der Nachlässigkeit, mit welcher man zusieht, wie jene Raubvögel längs des Strandes die Einwandernden als gute Beute behandeln. [205. 310]

---

15. Charakteristik der Yankees.

(K. Andree, M. Wagner und K. v. Scherzer.)

Von einer Gleichartigkeit des Volkscharakters kann keine Rede sein in einem Lande, welches binnen einem Jahrzehnt nahe an drei Millionen Einwanderer aus allen Ländern Europas aufgenommen hat.

Den specifisch amerikanischen Sauerteig, welcher das Volk der gesammten Union durchdringt, bilden die Bewohner der nordöstlichen Staaten, die Nachkommen der „Pilgerväter". Es giebt auf Erden unter den civilisirten Völkern zuverlässig keinen eigenthümlicheren Menschenschlag, als den sogenannten Yankee, den echten Neu-Engländer. Er ist fürsorglich, haushälterisch, auf Geld und Gut erpicht; aber seine pfiffige Verschlagenheit, sein betriebsames Wesen, seine erfinderische Anlage und Sparsamkeit sind um so bemerkenswerther, da alle diese Eigenschaften nicht als Kinder der Noth und des äußeren Dranges erscheinen. Denn eigentliche Armuth ist in den nordöstlichen Staaten gar nicht vorhanden, und Arbeit wird immer in Hülle und Fülle angeboten. Der Yankee, welches auch seine Berufsart sein möge, „streckt sich nach der Decke"; er geht nicht leicht über seine Mittel hinaus. In dieser Hinsicht gleicht er dem sparsamen Schweizer, ist aber bei Weitem nicht so knickerig, als dieser oft zu sein pflegt. Bei jedem Geschäfte, groß oder klein, sucht er seinen Profit zu steigern. Zwar seine amerikanischen Landsleute sagen ihm nach, daß er es dabei nicht immer genau mit der Redlichkeit nehme, und daß man sich bei ihm vorsehen müsse, um nicht für echte Schinken oder Muskatnüsse täuschend ähnlich nachgemachte Waare aus Walnußholz zu erhalten. Doch das sind Auswüchse, wie sie überall vorkommen. Richtig bleibt, daß alle Classen unter den Yankees durch und durch als prosaische Nützlichkeitsmenschen, als durchaus nüchterne Utilitarier erscheinen, welche manchmal einen kleinlichen Anstrich und eine beschränkte Auffassung zeigen, daneben aber einen hartnäckigen Sinn bethätigen, der oft zum Guten ausschlägt, weil er fast immer auf nützliche Dinge, namentlich auf Arbeit gerichtet ist. Bedächtiges und gemessenes Wesen wird an einem Manne hochgeschätzt; Jeder kleidet sich anständig, sucht sich sein Haus bequem einzurichten und seine Kinder gut zu erziehen. Gewiß sorgt der Yankee dafür, daß sie Etwas lernen, das Yankeeland liefert auch die betriebsamsten Schulmeister für alle anderen Staaten.

Das Yankeeland ist nicht blos an Arbeitsamkeit einem Bienenkorbe vergleichbar, auch seine Bewohner gleichen darin den Bienen, daß in jedem Frühjahr Tausende von ihnen in die Ferne schweifen. Dem Neu-Engländer wohnt, mehr noch als anderen Amerikanern, ein Wandertrieb inne, der nicht eher Befriedigung fand, als bis er die Gestade des großen Weltmeeres im Westen erreichte. Er hat seine Heimat lieb, aber er hängt nicht an ihr, sondern sucht sich eine neue Heimstätte, gleichviel wo, wenn er dadurch seine Lage verbessern zu können glaubt. Er schweift umher wie ein Zigeuner. Nachdem er den Indianer verdrängt, wird er selber eine Art Nomade. Er schlägt aber auch in jedem Boden Wurzeln, er breitet sich aus wie Gurkengras, und es kommt ihm nicht viel darauf an, in zehn Jahren zehn Mal den Ort zu wechseln. Denn deutsche Heimatsliebe wohnt nicht in ihm; er ist mehr Beduine.

Aber diese Wanderlust übt auf Nordamerika im Großen und Ganzen einen segensreichen Einfluß. Der Yankee verpflanzt seine Ordnungsliebe, seine Betriebsamkeit und sein ruhiges Wesen in alle Gegenden; er giebt den gebildeten Einwanderern aus England und Irland ein gutes Beispiel, übt durch seine geistige Ueberlegenheit großes Gewicht auf sie aus, und trägt sicherlich nicht wenig dazu bei, daß namentlich die Irländer der zweiten Generation, wenn auch nicht in den großen Küstenstädten, doch im Binnenlande, aus rohen und trägen Menschen fleißige und ordnungsliebende Leute werden.

In den mittleren Staaten tritt der Yankeecharakter nicht mehr in seiner Reinheit hervor, da die Bevölkerung schon gemischter wird. In Neu-York ist noch holländisches Wesen nicht ganz verschwunden; in den westlichen Theilen dieses Staates und in Pennsylvanien besteht ein großer Theil der Volksmenge aus Deutschen. Diese haben das Land blühend machen helfen und gelten mit Recht für ausgezeichnete Ackerbauer. In diesen mittleren Staaten wie im Westen, wohin alljährlich mächtige Einwandererwellen einströmen, ist noch Alles in frischem Flusse, und es wird noch lange Zeit vergehen, bevor in diesen neuen Gegenden ein fester Typus sich ausprägt. Vorzugsweise nach dem Westlande ist die deutsche Einwanderung gerichtet. So lange der bei Weitem größte Theil unserer Landsleute, welcher in die neue Welt zog, aus Leuten der wenig gebildeten Classen bestand, konnten die Deutschen in Amerika sich mit den ohnehin zahlreicheren Anglo-Amerikanern nicht messen, obwohl sie hinter diesen an Redlichkeit, Fleiß und Ausdauer nicht im Mindesten zurückstanden. Seit aber besonders nach dem Jahre 1830 und abermals in der jüngsten Zeit viele tausend Familien aus den höher gebildeten Schichten der Gesellschaft, aus ähnlichen Beweggründen, wie einst die englischen Puritaner, Katholiken und Quäker, freiwillig oder gezwungen nach den Vereinigten Staaten hinüberziehen, und deutsche Cultur und Wissenschaft dort so zahlreiche und tüchtige Vertreter gewinnt, steht kaum noch zu fürchten, daß das deutsche Wesen, die Eigenthümlichkeit der gebildetsten Nation Europas, auf der anderen Seite des Oceans ferner geknickt oder verkümmert werden könne.

Der Charakter des Südländers ist von jenem des Yankee in vielen Beziehungen wesentlich verschieden. Gleich in Maryland und Virginien zeigt sich ein anderer Typus, und die Einwirkung der Sclaverei tritt scharf hervor. Der Südländer ist mehr Normanne und Cavalier, der Yankee mehr Angelsachse und Puritaner. Jener ist weniger arbeitsam, und seine geistigen Bestrebungen sind nicht lediglich auf das unmittelbar Nützliche gerichtet. Er ist in hohem Grade gastfrei, tapfer, oft edelmüthig und im besten Sinne des Wortes ritterlich; aber er hat zu rasches Blut, ist viel zu empfindlich, heftig und zu Gewaltthätigkeit geneigt. Die Gesellschaft im Süden ist franker und angenehmer als vielfach im Norden, doch versteht es sich von selbst, daß auch in diesem letzteren die eigentlich gute Gesellschaft eine Ausnahme macht.

So verschieden nun nach dem Gesagten der Charakter des Yankee in den verschiedenen Staatengruppen des Ostens und Westens, des Nordens und Südens erscheint, so mannigfaltig lauten auch die Urtheile vieler Reisenden in dieser Hinsicht. Jeder derselben bringt natürlich auch einen anderen Standpunkt der Beurtheilung mit.

Worin jedoch die Eindrücke aller europäischen Einwanderer merkwürdig zusammenstimmen, das ist die Ueberraschung über die gesehenen Culturfortschritte Nordamerikas, deren Größe — ohne Phrase — an das Mährchenhafte streift, über den kühnen Unternehmungsgeist, die feurige und glückliche Thatkraft des Amerikaners in allen Dingen, die auf praktische Einrichtungen Bezug haben. Alles, was wir darüber Rühmendes gelesen und gehört, erschien uns weit hinter der Wirklichkeit. Schon die unermeßliche Bewegung im Hafen von Neu-York hat auf dem europäischen Festlande nicht ihres Gleichen. Neben ihm möchte der Hafen von Marseille oder Havre, selbst der von Hamburg, dem Besucher still und kleinlich erscheinen. Ja nach dem Geständnisse der Kenner bildet selbst London, „wo fünf Welten ihre Schätze tauschen", dem Auge kaum ein so großartig bewegtes Gemälde, weil man dort weder den kühnen Bau der amerikanischen Ferryboote, noch die kolossalen, zwei bis drei Stockwerk hohen Flußdampfer schauen kann. Es ist überdies eine Thatsache, daß Bevölkerung, Verkehr und Reichthum in Neu-York verhältnißmäßig mächtiger fortschreiten, als in London.

Die Yankeeköpfe haben den eigenthümlichen

Zug, daß sie, wenn auch weniger erfinderisch als ihr Vetter John Bull, sich dessen Erfindungen gleichwohl rasch anzueignen, sie noch praktischer auszubeuten und selbst wesentlich zu verbessern wissen. Weder Kosten noch Risiko schrecken sie. Es zeigt sich dies nicht nur bei der Schifffahrt, sondern auch in manchen anderen Zweigen des Maschinenwesens, wo sie Vollkommeneres leisten, als die Engländer. Unser Freund und Reisegefährte, der sich darauf versteht, hatte in London die Dampfpresse bewundert, welche die Auflage des Riesenblattes „Times" in die Welt fördert. Als er aber in Neu-York die Presse manövriren sah, welche von dem noch riesigeren Blatt, dem „Sun", 15,000 Exemplare in einer Stunde fast ohne alle menschliche Hülfe druckt, indem die Maschine nicht nur die einzelnen Bogen nimmt, sondern, nachdem solche zweimal über den Letternsatz gelaufen, sie auch wohlgeordnet aufeinanderschichtet, da ging seine Bewunderung in Staunen über. In ähnlichem Falle befand sich einer unserer Bekannten in Wisconsin, welcher die englische Landwirthschaft für das Vollkommenste hielt, aber große Augen machte, als er in der westlichen Prairie den leichten amerikanischen Stahlpflug im Galopp seine Furchen ziehen und die Anwendung der verbesserten Mäh- und Dreschmaschine sah.

Je weiter der europäische Ankömmling nach dem Westen vorrückt, desto mehr nimmt gewöhnlich seine Ueberraschung zu. Erst dort, wo er sich Alles noch so wild und unwirthbar gedacht, lernt er die Kühnheit des Yankee-Geistes würdigen, dort, wo es galt, scheinbar unüberwindliche Naturhemmnisse zu besiegen. Schon auf dem Hudson, der hinsichtlich seiner Uferscenerie schon oft mit dem Rhein verglichen worden, findet ein patriotischer Rheinländer Gelegenheit zu demüthigenden Betrachtungen. Wohl giebt es hier keine so alterthümliche Stadt wie das „hohe, heilige Cöln", keine wetterbraunen gothischen Dome, auch keine Ruinen, keine Reben, keinen Johannisberger. Aber der Verkehr auf dem Wasser, Schifffahrt, Handel und Leben treten in einer imposanteren Gestalt auf als am Rhein. Mächtige Schiffe blähen ihre Segel, drei Stockwerk hohe Steamers, an Größe und Kühnheit des Baues, wie an Eleganz und Pracht der inneren Ausstattung mit einander wetteifernd, Schleppschiffe, Propellers, Dampffahrzeuge aller Sorten und Größen brausen unabsehbar auf und nieder, Auswanderer und Waaren, Reisende und Spaziergänger befördernd. Der Yankee ist ein mobiler, wanderlustiger Gesell, der nicht gern an der Scholle klebt, sondern sich überall hinbewegt, wo business und money zu machen.

Das Staunen über den materiellen Fortschritt der amerikanischen Cultur wächst bei dem europäischen Ankömmling noch bedeutend, wenn er den Eriesee erreicht hat, das dortige Leben und Treiben beobachtet, die Städte und Bauten an seinen Ufern, die Mühlen und Fabriken, deren Räder der wilde Niagara treibt, die kühne Hängebrücke über dem tiefen, senkrechten Felsbett dieses mächtigen Stromes erblickt und dann in dem Prachtsaal eines Dreideckers, wie der May-Flower, über den See gleitet, in Detroit mittelst der Eisenbahn durch Michigan rutscht und, am großen Michigansee in einen anderen dampfbeflügelten Palast aufgenommen, mit brausendem Räderschwung rasch wie der Sturmwind nach dem fernen Westen spedirt wird, wo er dasselbe wiederfindet, was ihn schon im Osten überrascht: große, volkreiche, blühende Städte voll lebendigen Verkehrs, auf ausgefüllten Sümpfen stehend, wo die Jäger noch vor wenigen Jahrzehnten wilde Enten und froschschmausende Reiher geschossen, Riesenbauten für commercielle und industrielle Zwecke, schmucke Farmerhäuser, elegante Gasthöfe u. s. w.

Am oberen Mississippi ist zwar in jenen Gegenden noch vollkommene Wildniß, wo die alljährlichen großen Stromüberschwemmungen die festen Ansiedelungen beinahe unmöglich machen. Doch haben auch hier so manche kühne Yankees und selbst einige kühngewordene deutsche Settler es gewagt, den Wald zu fällen, Mais zu säen und Blockhütten zu bauen, auf die Gefahr hin, jedes Frühjahr einmal vom tückischen Strom mit Haus und Habe fortgeschwemmt zu werden. Nahe bei neunhundert Dampfer befahren gegenwärtig den Mississippi mit seinen Nebenflüssen, sogar oberhalb der St. Anthony-Fälle sind neuerdings einige Steamers auf den Fluß placirt, und in gewissen Monaten hat man Gelegenheit, fast den ganzen Missouri aufwärts bis nahe dem Fuß der Rocky-Mountains zu befahren.

Es sind sonderbare Käuze, diese Yankees mit ihrer sächsisch-gälischen Blutmischung! Wir begreifen vollkommen, daß ehrliche und enthusiastische Deutsche von Gemüth, Phantasie und Wissenschaft sie als Individuen unerträglich finden. Wie sie dasitzen in ihren Stores und

Geschäftsstuben, in den Salons der Steamers und der Gasthäuser, ernst und wortkarg, mit frostigen Mienen, Tabak kauend und die langen Beine möglichst hoch aufwärts streckend — trockene, nüchterne, unausstehliche Gesellschafter — Nichts als Businessgedanken und Dollartrachten in den Köpfen, keinen Sinn für das Schöne, keine Freude an dem Edelsten, was des gebildeten Europäers Gemüth bewegen und begeistern kann! An den Wissenschaften kann sich der Amerikaner noch allenfalls betheiligen, besonders an solchen Zweigen, die in das praktische Leben einschlagen. Aber für Poesie, schöne Künste und selbst für den reinen Naturgenuß fehlen ihm Sinn und Liebe. Ausnahmen von dieser Regel sind selten. Bei einer Beethoven'schen Symphonie, vom deutschen Musikverein in Milwaukee herrlich vorgetragen, sahen wir ein ganzes amerikanisches Auditorium gähnen. Die lustigsten Beobachtungen aber machten wir am Niagarafalle, wohin täglich Hunderte von Yankeetouristen dampfen. Der großartigsten Naturscene, welche die Welt kennt, kehren sie gewöhnlich nach ein paar Minuten kühlen Beschauens gleichgültig den Rücken, zufrieden, sagen zu können, daß sie auch am Niagara gewesen.

[189. 310]

---

16. Humbug und Mockauction.

(Atlant. Studien, C. Büchele.)

Unter der höchsten wie niedrigsten Gesellschaft Nordamerikas ist der Humbug zu Hause. Das ist gewissermaßen ein Baum, der die ganze Union überschattet und mit seinen Zweigen selbst durch die Ritzen der Blockhütten im Hinterwalde dringt. Die Journale, die Gassen, die Märkte sind voll von seinen Früchten. Und doch, was ist Humbug? Die deutsche Sprache hat kein Wort, den Begriff desselben zu bestimmen oder nur halb zu erschöpfen. Am nächsten kommt demselben das Wort: Charlatanerie. Diese ist aber in Amerika zu solcher Höhe und Vielseitigkeit gestiegen, daß der Ausdruck der alten Welt nicht mehr ausreicht. Auch Täuschungen, die wir schlechtweg Betrug nennen würden, bezeichnet man oft mit dem Wort Humbug, indem man zur Bequemlichkeit diesem Ausdruck die weiteste Ausdehnung giebt. Es ist daher schwer, die einzelnen Arten des Humbugs zu bezeichnen. Die am häufigsten vorkommen, mögen etwa folgende sein: ellenlange, in bombastischen Hyperbeln anpreisende Anzeigen von Waaren, Medicamenten und Wundertincturen, Curiositäten und Leistungen; dreiste Behauptung eines geheimnißvollen und wunderbaren Ursprunges; dichterische Eingänge einer Ankündigung, welche mit Alexander dem Großen, Julius Cäsar oder Plato und Aristoteles anfangen und auf die Hausnummer eines Schneiders oder Schuhmachers hinauslaufen; die Behauptung, daß irgend Etwas, von diesem oder jenem europäischen Fürsten bestellt, gebraucht und anerkannt worden; Anknüpfung an Zeitereignisse oder große Unglücksfälle, an welchen letzteren in Amerika niemals Mangel ist; Vorgeben einer unmöglichen oder schwer glaublichen Erfindung; Benennung einer ganz gewöhnlichen oder sehr mittelmäßigen Sache oder Leistung mit einem neuen oder pomphaften Namen; erdichtete Anerkennungsschreiben, z. B. von orientalischen Fürsten; pomphaftes Vorgeben wissenschaftlicher oder künstlerischer Zwecke, um die Taschen des Publicums zu leeren; Erdichtung gewinnreicher Unternehmungen zu irgend einer Prellerei; Schaustellung von fabelhaften, betrügerisch fabricirten Curiositäten oder irgend welchen die leichtgläubige Menge anziehenden Dingen, Bestien und wilden oder sonderbaren Menschen; Umherfahren mit einem ungeheueren Wagen, der von zwölf mit Federbüschen gezierten Pferden gezogen wird, irgend eine auffallende Schaustellung oder Anzeige in riesenhaften Buchstaben enthält und eine betäubende Musik von sich ausgehen läßt; ganz einfach ausgesprochene Prophezeiungen über den Untergang der Welt; das Vorgeben, eine längst verstorbene Person zu sein, oder gar die Leute lebendig in den Himmel zu führen; der frechste Betrug, die dreisteste Lüge, die mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers hier der

Aristokratie, dort dem Pöbel angepaßt werden. Dies ungefähr sind die gebräuchlichsten Arten des Humbugs.

Eine Ausgeburt desselben und zwar schlimmster Art ist namentlich auch die sogenannte Mockauction, die in den großen Städten so oft wiederkehrende öffentliche Versteigerung von Uhren, Ketten, Gold- und Silberwaaren und anderen Kostbarkeiten, eine Prellanstalt, worin man nach einem wohldurchdachten und gegen den Arm des Gesetzes hieb-, stich- und schußfesten Systeme Brustnadeln von Krystall in Neusilber gefaßt für elende zehn Dollar und galvanisirte tombackene Uhren ungefähr für dreimal so Viel, also ebenfalls für ein wahres Lumpengeld losschlägt. Nothwendige Requisiten eines solchen Instituts sind: ein Parterrezimmer auf einer lebhaften Straße, eine echte und ein Kasten voll falscher goldener Uhren, einige wirkliche und ein ganzes Lager scheinbarer Pretiosen, ein Ladentisch, ein Zählbret und ein Hammer. An Personen werden erfordert: ein Auctionator mit glatter Zunge und taubstummem Gewissen, ein Schreiber, der sich auf ein wohlaffectionirtes Achselzucken eingeübt hat und zur Noth einen Meineid schwören kann, und zwei bis drei Gehilfen, die Gimpel ins Netz zu treiben — um nach gewonnenem Spiel die Beute zu theilen. Man kann sich wundern, daß diese Zutreiber und Helfershelfer, die verächtlicher als Straßenräuber, und diese Trugauctionen, die gefährlicher als Diebeshöhlen sind, nicht vom Gesetz verfolgt werden. Doch wozu würde es führen, wenn aller Lug und Trug auf einmal entlarvt würde? Von dem großen Importeur, der die Weine färbt und den Thee, zur Hälfte in den umliegenden Wäldern gewachsen, verkauft, bis zu dem kleinen Victualienhändler, der seinen irischen Landsleuten vergifteten Schnaps abzapft, opfern alle auf demselben Altar des schnödesten Mammons, und die Mockauction ist nur der Gipfel des bösen Princips, eines allgemeinen, nicht blos im Handel herrschenden betrügerischen Schwindels.

[301. 205]

---

17. Rowdies und Loafers.

(F. Löher.)

Kein Land der Welt weist so mächtige und organisirte Banden auf, deren Hauptquartier die Straße und deren Hauptgeschäft Unruhstiften ist, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die beiden Hauptclassen derselben sind die Rowdies und Loafers. Sie unterscheiden sich von ähnlichem Volke in anderen Ländern dadurch, daß sie nicht lumpig, sondern wenigstens halbwegs anständig gekleidet gehen, daß Gebildetere aus den ersten Kreisen der Gesellschaft ganz mit ihnen verwachsen sind, daß sie in den öffentlichen Angelegenheiten einen wohlorganisirten Einfluß üben, auf den Straßen entschieden die Herrschaft haben und ungescheut und meist auch ungestraft die wildesten Streiche und Verbrechen begehen. Die elterliche Zucht im Hause ist bei den Nordamerikanern fast Null zu nennen, der Drang und die Leichtigkeit, sich öffentlich hervorzuthun, führt frühzeitig auf die Straßen, die lockere Staatsverfassung und die schwache Polizei lassen dann die Massen wohlgekleideten Gesindels Raum gewinnen. Nicht blos Aermere, welche die tägliche regelmäßige Arbeit scheuen, sondern auch Söhne aus alten und begüterten Familien gerathen in seine Reihen. Der junge Amerikaner hat nämlich, da seine Studienzeit bald abgethan ist, noch ein paar Jahre frei, ehe er Frau und Geschäft bekommt; diese Zwischenzeit wendet er häufig zu nichts Anderem an, als daß er umherstreift, sich in jederlei öffentlichen Angelegenheiten, in den Versammlungen, Gerichtshöfen, Wirthshäusern zu schaffen macht, und mit dabei ist, wo es Etwas auf der Straße zu thun giebt.

So sammeln sich denn in den verschiedenen Stadtbezirken die Bekannten dieser Art Tags über in den Schenkzimmern, auf den Kegelbahnen, in den Austerkellern und Spielhöllen, und Abends an den Straßenecken. Ein Hauptquartier bilden auch die Spritzenhäuser. Um bei den täglich ausbrechenden Feuersbrünsten

gleich bei der Hand zu sein, haben sich ständige Feuercompagnien, meist aus Freiwilligen, gebildet, von denen eine Anzahl immer im Spritzenhause Wache hält. Sobald das Feuerzeichen tönt, lassen sie ihre Glocken schallen, dann eilen die anderen herbei, und rasselnd, läutend, brüllend stürzen sie über die Straßen zum Feuerplatze; namentlich bei Nacht sieht ein solches Rennen und Läuten mit Fackeln und Laternen aus, als käme eine Schaar aus der Hölle. Solche Sammelplätze widerhallen nun von rohen Witzen und Gelächter, und dabei werden die Streiche ausgeheckt; sowie ein Plan gefällt, stürzt auch gleich die ganze Bande fort, ihn auszuführen. Bald ist es ein öffentlicher Aufzug mit Bannern und Schießen, um irgend einen Mann oder ein Tagesereigniß zu feiern, bald gilt es, eine Versammlung zu sprengen, einem mißliebigen Wirthe das Haus zu stürmen, einer anderen Feuercompagnie ein offenes Gefecht zu liefern, bald über Deutsche, welche sich etwa zu einem Feste im Freien vereinigt haben, herzufallen. Sie legen auch wohl ein tüchtiges Feuer an, jedoch blos um Spaß oder Arbeit zu haben. Besonders gern suchen sie deutsche Schenkwirthe heim und diese sind in manchen Stadttheilen schon gewohnt, wenn ein solcher Bursche in den Laden tritt, mit dem geforderten Glas Brandy auch die geladenen Pistolen von der Wand zu nehmen. Das Unabhängigkeitsfest und der Neujahrstag sind die Zeiten, wo sich dies Volk in seiner Verwegenheit brüstet. Dann verfällt es in wahre Tobsucht, aber nicht ein Zehntel seiner Frevelthaten wird im Gefängnisse gebüßt. Es giebt eine Menge grundschändlicher Menschen darunter, aber bei Weitem die meisten freveln nur aus Lust am Lärmen und Raufen, aus Prahlsucht und Uebermuth. Es ist das wilde Aufschäumen der Jugend in einem jungen, reichen Lande, dem sich ungezügelte Leidenschaft und Verbrechen zugesellen. Viele Rowdies und Loafers benehmen sich sehr häufig als die gutherzigsten Leute, manche ihrer Streiche zeugen von Lust und Laune und es fehlen bei ihnen nicht Züge von Edelmuth, Brüderlichkeit und Aufopferung für einander in Gefahr, und wenn ihr Stolz aufgeregt ist, opfern sie sich auch zum gemeinen Besten. Ist einer verhaftet oder verurtheilt, so stellen die anderen die Bürgschafts- oder Strafsummen. Daß sie tapfer wären, kann man gerade nicht sagen; wo sie nicht die Uebermacht haben, reißen sie aus. Würde aber ihr Land von einem äußeren Feinde angegriffen, so würde sich gleich ein guter Theil von ihnen in eifrige Matrosen und Soldaten verwandeln.

Die ärgsten dieser Burschen, die Rowdies, bilden unter den übrigen besondere kleine Kameradschaften, welche Frevel jeder Art treiben, nicht etwa mit Witz und Schlauheit, sondern roh und gewaltthätig. Erpressung, blutige Raufereien, Raub und Einbruch, Nothzucht, Mord sind Dinge, welche bei ihnen gar nicht ungewöhnlich sind. Auch auf den großen Dampfschiffen, vorzüglich im Westen, haben sie ihr Wesen, da spielen die Neger und Farbigen mit ihnen wohl unter Einer Decke. Tags über spielen, trinken und fluchen sie im Schenkzimmer, leeren heimlich die Koffer der Reisenden oder schaffen sie auch ganz bei Seite. Ohne Messer und Pistolen mit drehenden Läufen gehen sie nicht aus, im Westen und Süden führen sie auch das Bowiemesser. Der dänische und schwedische Bursche braucht mit Vorliebe einen guten Eichenstock, der deutsche Student den blanken Schläger, der Engländer die Faust, der Franzose den feinen Stoßdegen, der Italiener den tückischen Dolch, bei den amerikanischen Burschen hat das breite Messer Zuneigung gefunden. In den Städten treiben sich die Rowdies hauptsächlich vom Dunkelwerden bis zur Mitternacht umher; nicht immer aus Raubsucht, auch blos aus Muthwillen schlagen sie ruhige Leute nieder, die ihnen begegnen. „Boy“ (Junge, Bursche) ist das Lieblingswort, mit dem sie sich anreden; „short Boys“ (scharfe Burschen) sind die jüngeren, welche noch gewisse Manieren haben und mehr aus Liebhaberei, aus Raublust die Sache mitmachen; „Fighters“ (Raufer) heißen diejenigen, deren Handwerk darin besteht, Händel zu suchen, Geld zu erpressen, von den deutschen Wirthen Getränke sich gewaltthätiger Weise zu nehmen; „Killers“ (Todtschläger) sind die rohen und starken Menschen, welche recht eigentlich auf blutige Händel ausgehen und den Gewinn, den ihnen Spiel und Schurkerei nicht eingebracht haben, durch Raub und Mord suchen. Die Rowdies erscheinen bald in der einen, bald in der anderen Stadt auffälliger und zahlreicher, und sind dann auf einmal bis auf die kleine ständige Schaar wieder verschwunden, sie machen große Reisen und kennen die Namhafteren der Brüderschaft und die Oertlichkeit in allen größeren Städten.

Das ganze übrige Straßengesindel bezeichnet man mit dem Namen Loafers. Dies

sind die Umhertreiber, welche sich irgendwie Geld und Vergnügen zu machen suchen. Wo es Etwas zu sehen, zu sprechen, zu lärmen giebt, da sind sie die Ersten dabei, und ihre größte Freude ist ein Massenaufzug mit viel Lärm und Spectakel. Die ruhigsten sind die „Loungers“ (Müßiggänger), vermögende Leute, welche kein Geschäft haben und sich die Zeit vertreiben wollen. Weil ihnen für geistige Beschäftigung Geschmack und Kenntnisse fehlen, so bleibt ihnen nichts übrig, als an den Orten, wo Leute sich versammeln, Zerstreuung zu suchen. Schärfer in ihrem Wesen, jedoch noch vornehm, sind die „Blacklegs“ (Schwarzbeinige), so genannt, weil sie schwarze Beinkleider tragen; sie sind eine rohe Karikatur des europäischen Dandy, Lion oder Flaneur, und die Hauptleute in den Spielhöllen und anderen schlechten Häusern, machen des Nachts auch wohl einige Rowdystreiche. Was für wilde Stücke in den großen Städten manchmal eine kleine Schaar junger Kaufleute und Advocaten an einem einzigen Abend ausführt, davor würde man in Europa erschrecken; sie rennen aus einem Schenkhause ins andere, trinken überall und machen Unfug, so arg und derb es nur angeht. Ihre einzige Sorge ist, nicht der Polizei in die Hände zu fallen, weil ihre Namen dann in die öffentlichen Blätter kämen; ihnen ist die Polizei gefährlich, nicht aber den ständigen Rowdies. Die untere Classe der Loafers, welche eigentlich so genannt werden, ist außerordentlich zahlreich, sie sind unsere Bummler, Eckensteher, Stromer, aber sie unterscheiden sich von ihren europäischen Brüdern dadurch, daß sie rastlos beschäftigt sind, wenn auch nur immer mit Nichtigkeiten. Sie tragen lieber alte Filzhüte als Kappen, und sind im Aeußeren keineswegs sauber; der Rowdy liebt die Wachstuchkappe, kleidet sich jedoch nicht schlecht; merkwürdig aber bei Beiden ist, daß sie gern die Hosen unten umkrempen. Zu den Loafers der niedrigsten Sorte gehören auch die „Runners“ (Ausläufer), welche durch List oder Gewalt die Einwanderer gleich von den Schiffen in die Wirthshäuser und zu den Agenturen für die Reisebeförderung ziehen, wo sie auf das Schamloseste betrogen werden.

Es fragt nun ein Europäer: aber giebt es denn keine Hülfe gegen solche Banden? Kann man nicht wenigstens den Rowdies das Handwerk legen? Nein, ohne stehende Heere ist das niemals vollständig möglich, und eher erträgt der Amerikaner, daß des Abends seine Straßen unsicher sind, als daß er die Kosten und die Gefahr übernähme, welche mit stehenden Heeren verbunden sind.

Auch zu einer schärferen und zahlreicheren Polizei will der Amerikaner sich nicht verstehen, er haßt Nichts mehr als ein immer sichtbares Eingreifen der Polizei und meint: der Rowdies könne sich jeder Mann erwehren oder ihnen wenigstens aus dem Wege gehen.

Eine Hauptsache ist aber, daß die politischen Parteien, wie sie jetzt einmal bestehen, ihre hartnäckigen Wahlkämpfe ohne die Rowdies und Loafers gar nicht führen könnten; diese sind di Leute, welche die Politik der Parteihäupter dem Volke mundgerecht machen, die Stimmberechtigten zusammenwerben und herbeiholen, die Gegenpartei zurückschrecken, Wahlkasten zertrümmern, kurz hin und wider das Volk terrorisiren. Es ist nicht so selten, daß Rowdies für ihre Hülfe bei den Wahlen mit großen und kleinen Aemtern belohnt werden, gerade in der niederen Polizei finden sie ihre Stellen und sind dann geneigt, ihren alten Kameraden durch die Finger zu sehen. Treibt aber das Straßenvolk seine Rohheiten zu arg, so heißt es bei den Amerikanern regelmäßig, es häufe sich an aus den hungrigen und ungebildeten Schwärmen der Einwanderer. Das ist aber so unwahr, daß man die Rowdies nur einmal recht anzusehen oder ihnen zuzuhören braucht, um zu wissen, daß sie echte eingeborene Landessöhne sind. Unter den Loafers sammeln sich Eingewanderte schon eher, namentlich Irländer. Das Rowdy- und Loaferwesen ist aber im Ganzen recht eigentlich aus den amerikanischen Zuständen hervorgegangen. [256]

---

18. Die Mormonen.

(Katholische Wochenschrift.)

Der Mormonismus entstand in Amerika, wo zahllose Secten nebeneinander leben, und jeder Sectenstifter voller Freiheit genießt; aber er hat sich bereits nach Europa verbreitet und ist im Wachsthum begriffen. Im Jahre 1831 zählte die Secte fünf Gläubige; 1853 zählte sie 300,000. Seit Mohammed war kein so abenteuerliches, sonderbares, ja widersinniges Religionssystem hervorgetreten.

Stifter der neuen Religion ist Joseph Smith (geb. 23. December 1805), dem Handelsstande angehörig, ohne alle höhere Bildung. Er lebte in einem kleinen Dorfe der Vereinigten Staaten und ward durch Wesleyanische Predigten in seiner Phantasie aufgeregt. Er hörte die verschiedensten Lehrsätze vortragen und fand in seinem Geist keine innere Harmonie. Er kam dahin, alle bestehenden Culte für gleich falsch zu halten, und beschloß, einen neuen zu gründen. Nach seiner Versicherung soll schon im Jahre 1820 eine wunderbare Stimme ihm gelehrt haben, daß von den bestehenden Religionen keine die wahre sei, und die wahre Lehre, die Vollendung des Evangeliums, später, und zwar ihm selber, werde geoffenbart werden. Diese Verheißung ward, nach dem Zeugnisse des Propheten — drei Jahre später erfüllt. Am 21. September 1823 erschien ihm ein Engel, um ihm die Vergebung seiner Sünden und die Erfüllung der von Gott den Juden gemachten Verheißungen anzukündigen; die Zeit, in der das Evangelium in seiner Fülle allen Nationen solle gepredigt werden, um die Welt auf das tausendjährige Weltalter vorzubereiten. Er, Joseph Smith, sollte nach der Aussage des Engels das von Gott dazu auserwählte Werkzeug sein. Es ward ihm auch geoffenbart, daß die Indianer Amerikas die Nachkommen eines Restes der zerstreuten Stämme Israels seien und ihnen vor 1400 Jahren die Annalen ihres Stammes zur Strafe ihrer Sünden entzogen worden, daß aber diese Annalen noch sich vorfänden, und zwar auf Erz- oder Goldtafeln geschrieben und vergraben an einem Hügel bei dem kleinen Dorfe Manchester im Gebiete von Neu-York. Sogleich suchte er am 22. September die kostbaren Tafeln auszugraben und fand sie wirklich. Der Engel des Herrn erleuchtete ihn; er ward erfüllt vom heiligen Geiste und schaute die Herrlichkeit Gottes. Der Engel sagte ihm, auf den gefundenen Tafeln, die er jedoch einstweilen mit sich nahm, stehe die Vollendung des Evangeliums aufgezeichnet.

Während der vier folgenden Jahre empfing Smith fortwährend Besuche und Belehrungen von dem Engel. Endlich am 22. September 1827 gab ihm dieser die Tafeln zurück, deren Inhalt das heilige Buch der Mormonen ward. Unterstützt durch die Gnade Gottes und durch die Hülfe eines bei dem Buche befindlichen Instruments, bestehend aus zwei transparenten Steinen, die man sich auf das Herz legen sollte, begann nun Smith die Uebersetzung des geheimnißvollen prophetisch-historischen Buches, die er drei Individuen dictirte, welche, sowie auch acht andere Zeugen, die Tafeln wirklich gesehen haben wollen. Das Buch enthält die Geschichte Amerikas seit der ersten Niederlassung einer vom Thurm Babels weggezogenen Colonie bis zum Beginne der christlichen Aera. Christus soll nach seiner Auferstehung in Amerika erschienen sein und dort seine Kirche gegründet haben; aber sein Volk ward seiner Sünden wegen vernichtet, und der letzte der amerikanischen Propheten erhielt den Befehl, die Geschichte des gestraften Volkes aufzuzeichnen und in die Erde zu vergraben, und erst in den „jüngsten Tagen" sollte sie wieder zum Vorschein kommen. Das Buch rühmt aber auch von sich selbst, daß es eine neue Offenbarung enthalte, die Gott durch einen Engel dem Joseph Smith gemacht habe, und fordert für sich alle Rechte eines inspirirten Buches gleich der Bibel, ja seine Religion soll die ausschließlich wahre sein, alle anderen falsch.

Natürlich ward das Buch Mormon nie aus einem Hügel ausgegraben, nie von einem Engel dem Smith mitgetheilt, nie in Gold- oder Kupfertafeln eingegraben. Es verhält sich damit

also: Ein protestantischer Geistlicher, Salomon Spaulding, dem sein Amt Muße genug zu solchen Arbeiten vergönnte, schrieb einen historischen Roman über die Ureinwohner des amerikanischen Continents oder Abenteuer der zerstreuten Stämme Israels in Amerika. Das Buch war bereits unter der Presse, als den Verfasser der Tod ereilte. Das Manuscript blieb eine Zeitlang in den Händen eines gewissen Paterson, Herausgebers eines Journals in Pittsburg, in dessen Diensten Sidney Rigdon stand, Mitschuldiger und Werkzeug des J. Smith. Durch Jenen ließ nun Smith das Manuscript heimlich copiren, und das Original verschwand zuletzt. Die Aussagen der Wittwe Spauldings erhärten das Plagiat Smiths, durch das aus einem Roman eine zweite Bibel werden sollte. Die angebliche Uebersetzung war nichts Anderes, als der Roman von Spaulding, den Smith umarbeitete und nach seinen und seines Freundes Cowdery prophetischen Ideen ausschmückte. In den amerikanischen Zeitungen und in besonderen gedruckten Anzeigen ward der Fund einer goldenen Bibel mit reformirten ägyptischen Charakteren und die darauf beruhende neue Offenbarung als die Vollendung der mosaischen und der christlichen mit allem Pomp ausposaunt.

Die ersten Anhänger fand der Visionär im Kreise seiner Familie, an seinen Brüdern und an seinem Vater. Aber auch bei Anderen gewann er allmälig großen Einfluß. Der Pächter Martin Harris gab ihm gleich Anfangs fünfzig Dollars, um seine „goldene Bibel" drucken zu lassen. Smith und Cowdery, die Leiter des Ganzen, wurden am 15. Mai 1829 von einem Himmelsboten getauft und zu Priestern nach der Ordnung Aarons durch Handauflegung geweiht. Um sie sammelten sich nach und nach Gläubige. Die erste Kirche der „Heiligen der jüngsten Tage" bestand zu Manchester nahe am See Ontario; von hier wurden schon Apostel ausgesendet. Als sie zahlreicher und bereits verfolgt wurden, zogen sie sich nach Kirtland im Ohiogebiet zurück; eine Vision hatte dem Propheten diese Gegend gezeigt. Bald dachten sie daran, in dem weniger bewohnten Westen sich neue Wohnsitze zu gründen. Joseph Smith sandte gleich Josua Kundschafter nach dem Comitat Jackson im Missouristaate, die viel Günstiges berichteten; dann ging er selbst dahin. Die Milde des Klimas und die Sicherheit der Gegend bewogen ihn, hier sein Neu-Jerusalem zu gründen (1833). Eine neue Offenbarung berief nun dorthin die Brüder. Aber an den Ufern des Missouri hatten sie neue Kämpfe; ihre Nachbarn warfen ihnen Plündereien und Räubereien vor; sie mußten weichen. Endlich zogen sie, bereits 15,000 zählend, nach Illinois, wo sie Schutz fanden. Der Staat Missouri soll die Auslieferung Smiths als eines Verräthers, Räubers und Mordbrenners verlangt haben; aber Illinois lieferte ihn nicht aus, sondern es gab ihm sogar 1840 Privilegien für sein Gebiet, wie für einen unabhängigen Staat. Die Mormonen zeigten sich hier als ein arbeitsames, industriöses Volk, gewannen mit Geld viele Arbeiter und unterstützten sich wechselseitig, besonders die Armen.

Hier im Staate Illinois gründeten sie die Stadt Nauvoo am Mississippi, in sehr schöner Lage. In anderthalb Jahren bauten sie 2000 Häuser nebst Schulen und öffentlichen Gebäuden. Das glückliche Oberhaupt dieser „heiligen Stadt der Auserwählten" war Joseph Smith, zugleich geistlicher und weltlicher Regent, wie Mohammed Prophet, Priester, General, Präsident und Maire in einer Person; sein Wille war Gesetz. Er gab dem neuen Staat Gesetze und organisirte eine Miliz, die „Legion von Nauvoo". Nicht ganz britthalb Jahre nach ihrem Abzuge von Missouri legten die Mormonen am 6. April 1841 in Folge einer neuen göttlichen Offenbarung den Grundstein zum Tempel von Nauvoo. Derselbe ward großartig und sehr hoch gebaut, hatte einhundertundzwanzig Fuß Länge, achtzig Fuß Breite und bildete ein schönes Rechteck mit acht Fenstern auf jeder Seite und drei großen Thüren an der Front, Alles mit den schönsten Ornamenten geziert, so daß die Mormonen ihn das achte Wunder der Welt nannten. Durch die in England verbreiteten Mormonentractate wurden neue Colonien herangezogen; die Stadt vergrößerte und verschönerte sich immer mehr und mehr. Sie war symmetrisch gebaut, mit vielen Manufacturen und Fabriken und gigantischen Häusern versehen, wie sie kaum je ein Volk in so kurzer Zeit hergestellt. Sie schien ein Eldorado irdischen Glückes. Smith war mehr als religiöser Schwärmer, er war auch politischer Abenteurer. Ihm genügte es nicht, eine neue Secte zu stiften, einen Roman dem Evangelium an die Seite zu stellen; er wollte gleich Mohammed auch Beherrscher eines großen Landes sein. Er strebte nach dem Präsidentenstuhl der

Vereinigten Staaten, publicirte zu diesem Behufe eine Adresse an das amerikanische Volk und setzte sich in Rapport mit Clay und Calhoun, zwei gefürchteten Mitbewerbern, freilich erfolglos.

Indessen dauerte das Glück des neuen Chalifen nicht lange. Wie Helena den Untergang Trojas, so verursachte die Lehre von den geistlichen Bräuten (Frauen) die Vertreibung der Mormonen von Illinois und die Ermordung von Joseph und Hiram Smith. Die Mormonen hatten die Druckerei eines ihnen feindlichen Blattes gewaltsam zerstört. Das Volk der ganzen Nachbarschaft schrie laut um Rache und wollte Blut sehen. Nach einigen Nachrichten übergaben sich Joseph Smith und sein Bruder Hiram freiwillig der Justiz, um so vor der Rache ihrer Feinde geschützt zu sein, nach Anderen wurden sie vom Gouverneur Thomas Ford verhaftet. Aber die wüthenden Volksmassen stürmten in die Gefängnisse und ermordeten den Propheten nebst seinem Bruder (27. Juni 1844). Wohl zu frühe für ihn ward ihm statt der königlichen Ehre der Ruhm des „Märtyrers" zu Theil, seine Anhänger aber fanden Trost in seinem Ende, das dem Tode Jesu gleichen sollte.

Nach dem Tode des Propheten zeigten sich unter den Sectenhäuptern ähnliche Zwistigkeiten, wie einst unter den Generalen Alexanders des Großen und unter den Verwandten Mohammeds. In Folge dieser inneren Zerwürfnisse entstanden neue Etablissements. Samuel Smith, Brigham Young und Sidney Rigdon hatten die meisten Ansprüche auf das Nachfolgeramt. Letzterer aber war mißliebig, weil seine „Offenbarungen" denen des Joseph Smith entgegen waren und die von ihm begünstigte Praxis der geistlichen Frauen der Partei in jenem Augenblicke gefährlich ward. Daher excommunicirte ihn der Rath der zwölf Apostel, „weil er vor dem Herrn gelogen, und die Vernichtung der Heiligen projectirt habe", und übergab ihn dem Satan, „bis er seine Missethaten ernstlich bereue". Brigham Young ward gewählt; auch Samuel Smith soll großen Anhang gehabt haben.

Die Mormonen bauten indessen ihren Tempel aus, der ihnen mehr als zwei Millionen Francs gekostet haben soll. Aber die Kämpfe dauerten fort. Die Secte gab unverhohlen zu erkennen, es müsse der Tag kommen, wo bis zum atlantischen Meere keine andere Religion herrsche, als die ihre. Das beunruhigte und reizte ihre Nachbarn; es kam zu offenen, blutigen Kämpfen, und zuletzt wurden die Mormonen von der jetzt ihnen ungünstigen Regierung aus Illinois vertrieben. Im September **1846** wurden sie nach dreitägiger Belagerung aus Nauvoo verjagt und das herrliche Neu-Sion sammt seinem kostbaren Tempel gänzlich zerstört. Die Verfolgung brach ihren Muth nicht und vermehrte nur die Zahl ihrer Proselyten. Die Mormonen sahen das Bedürfniß einer weiteren Emigration. Auf der Castorinsel im Michigan-See that James Strang als „König der ganzen Erde" sich hervor. Er soll bei feierlichen Gelegenheiten mit Krone und Scepter erschienen sein, dann aber auch wieder Vieh und alles bewegliche Gut geplündert haben. Die Insel ward ein Asyl für Verbrecher; Falschmünzerei, Menschendiebstahl, besonders Jungfrauenraub ward ihren Bewohnern vorgeworfen, endlich machte die Regierung von Michigan ihrer Herrschaft auf der Insel ein Ende und stellte sie vor Gericht. Ein anderer Theil der Mormonen ging nach Californien. Die Meisten aber zogen **1847—48** nach der Wüste Utah westlich vom Felsengebirge, nachdem Anstrengungen ihre Reihen bedeutend gelichtet. An den Ufern des großen Salzsees gründeten sie eine bedeutende Colonie; anfangs wollten sie nur dort überwintern und dann nach San Francisco ziehen, aber das Land bot ihnen so viele Vortheile, daß sie zu bleiben beschlossen. Man fand Aehnlichkeit zwischen dem salzigen See und dem todten Meer und erbaute die Stadt Deséret, die bald **20,000** Einwohner zählte und stark befestigt ward.

Die Mormonen wollten in die amerikanische Union mit den Rechten eines eigenen Staates aufgenommen sein; gelang ihnen Das nicht, so setzten sie doch Vieles durch, was den Weg dazu bahnt. Der Gouverneur mit Executivgewalt ward vom Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt; die legislative Gewalt wurde zwei Assembléen übertragen. Das Gesetz vom 9. September **1850** hat das Territorium von Utah feierlich anerkannt, und der Congreß bewilligte Geldsummen für ein Haus der gesetzgebenden Versammlung und für eine öffentliche Bibliothek in Deséret. Die richterliche Gewalt übt ein oberster Gerichtshof; unter ihm stehen drei Bezirksgerichte, unter diesen die Friedensrichter.

Die Secte macht von hier aus in allen

Ländern Propaganda, ihre zwölf Apostel sind ausgesendet, und die Hauptgemeinde richtet bereits allgemeine Sendschreiben an die auf der ganzen Erde zerstreuten „Heiligen". Sie haben Missionen in Chili und auf den Sandwichinseln; John Taylor war in Italien und Frankreich thätig, Lorenz Snow in Italien, besonders in Sardinien und in der Schweiz, Ernst Snow in Deutschland und den skandinavischen Reichen, Franklin Richards, der zu Liverpool residirt, in England. Viel Energie, aber kein gründliches Wissen zeichnet diese Missionäre aus; die Socialisten, denen sie sich annähern, sind ihre besten Proselyten. Unter steten Kämpfen und bei wechselndem Glücke steigt ihre Anzahl immer höher.

Die Mormonen halten strenge an einer göttlichen Offenbarung fest. Den Namen „Heilige der letzten Tage" gründen sie auf jene Bibeltexte, wo von den dies novissimi die Rede ist. Wie die Bibel, so ist auch das Buch Mormon nach ihnen inspirirt.

Das Buch der Mormonen verhält sich nach ihrer Lehre zum Neuen Testament, wie dieses zum Alten; es ist die Ergänzung der Bibel, beide gehören zusammen. Sie sind aber überzeugt, daß ein todtes Buch sich nicht selbst erklären kann; sie suchen also einen lebendigen Ausleger, und diesen finden sie in der beständigen Vereinigung mit Gott durch Inspirationen, Offenbarungen, Visionen und Wunder. Seit vierhundert Jahren, sagen sie, lebte die von den Aposteln gegründete Kirche in einem Traumleben fort. Die Wunder- und Prophetengabe kann in der Welt nicht aufgehört haben. Darum haben auch Joseph Smith und andere Mormonen große Wunder gewirkt und Teufel ausgetrieben; da das Weltende nahe ist, so hat Gott in den Heiligen der letzten Tage, die bei den Propheten und in der Apokalypse vorherverkündigt sind, seine Gnaden erneuert und seine Offenbarung vollendet; jetzt ist das Leben in die todte Kirche zurückgekehrt.

Die Lehren der Mormonen werden in verschiedenen Schriften, religiösen Poesien und Zeitschriften fortgepflanzt; eines der Journale theilt folgendes Glaubensbekenntniß mit:

„Wir glauben an Gott, den ewigen Vater, und an Jesus Christus seinen Sohn, und an den heiligen Geist. Wir glauben, daß der Mensch wegen seiner eigenen Sünden gestraft wird, keineswegs aber wegen des Ungehorsams in Adam. Wir glauben, daß kraft des Versöhnungsopfers Christi alle Menschen selig werden können durch ihre Unterwerfung unter die Gesetze des Evangeliums; daß diese Gebote sich beziehen auf den Glauben an unsern Herrn Jesus Christus, auf die Reue über unsere Sünden, auf die Taufe durch Untertauchung zur Nachlassung der Sünden, auf die Handauflegung behufs der Mittheilung der Gaben des heiligen Geistes, auf die Feier des Abendmahls des Herrn. Wir glauben, daß man, um das Evangelium zu predigen und die Sacramente zu verwalten, speciell von Gott berufen und mittelst der Handauflegung von Jenen geweiht werden muß, die dazu die Mission erhalten haben. Wir glauben an die Organisation, welche die Urkirche besaß, und wir haben demnach die Apostel, Propheten, Hirten, Lehrer, Evangelisten (und Diakonen). Wir glauben an die Gaben und Vollmachten des ewigen Evangeliums, an die Gaben nämlich des Glaubens, der Unterscheidung der Geister, der Prophetie, der Offenbarungen, der Visionen, Heiligung und Sprachen, der Charitas und der brüderlichen Liebe. Wir glauben an das Wort Gottes, wie wir es finden in der Bibel, im Buche Mormon und in anderen guten Büchern. Wir glauben fest Alles, was uns Gott geoffenbaret hat, jetzt offenbart und noch offenbaren wird, besonders in Beziehung auf das Reich Gottes und die zweite Ankunft des Messias. Wir glauben an die Wiederherstellung Israels und seiner zwölf Stämme; und glauben, daß auf dem westlichen Continent Sion wiederhergestellt und Christus auf Erden tausend Jahre regieren wird, daß die Erde erneuert und vom Glanze des Paradieses widerstrahlend werden soll. Wir glauben, daß nach Ablauf der tausend Jahre die Leiber auferstehen, zuerst die der in Christo Gestorbenen, dann die der übrigen Todten. Wir reclamiren das Recht, in aller Sicherheit und Ruhe unseren allmächtigen Gott anzubeten gemäß dem Wunsche und Verlangen unseres Gewissens, und wir räumen jedem Menschen dasselbe Recht freier Gottesverehrung ein. Wir glauben, daß man den Königen, Königinnen, Präsidenten und sonstigen Obrigkeiten Unterwerfung schuldig ist in Dem, was den Gehorsam gegen die Gesetze und die zu deren Vollzug schuldige Mitwirkung betrifft. Wir glauben, daß es unsere Pflicht ist, rechtschaffen, wahrhaftig, keusch, mäßig, wohlwollend, wohlthätig, tugendhaft, aufrichtig gegen Jedermann zu sein. Wir werden Alles,

was tugendhaft, liebenswürdig und lobenswerth ist, aufsuchen, indem wir beständig unseren Blick auf den uns verheißenen Lohn hinwenden."

Das angeführte Symbolum enthält indessen noch keineswegs alle Dogmen der Mormonen, abgesehen davon, daß neue Offenbarungen täglich neue Glaubenswahrheiten an das Tageslicht bringen können. So halten sie Gott für ein aus Theilen zusammengesetztes, mit Sinnen begabtes, den Leidenschaften unterworfenes, körperliches Wesen, eine Lehre, die Orson Pratt mit dem größten Eifer vertheidigt. Auch scheinen sie die Ewigkeit der Materie anzunehmen, was mit jener Lehre eng zusammenhängt. Sie erkennen ein doppeltes Priesterthum an: eines nach der Ordnung des Aaron und eines nach der Ordnung des Melchisedech, und haben eine Hierarchie von Propheten, zwölf Aposteln, zahlreichen Bischöfen, Großpriestern, Doctoren, Aeltesten und Diakonen. Sie haben verschiedene Taufen: Sündertaufen, Krankentaufen, Todtentaufen; einige Taufen finden im Flusse statt, andere im Baptisterium. Am merkwürdigsten ist die Todtentaufe, die stellvertretende Taufe für Verstorbene, die dadurch von der Verdammniß losgekauft werden sollen. Sie stützen dieselbe auf 1. Cor. 15, 29; die Priester oder Aeltesten nehmen sie vor, um dadurch die Seelen der Abgeschiedenen unmittelbar aus der Hölle in den Himmel zu versetzen. Beim Gottesdienst erscheinen die Mormonen bewaffnet. Das anziehendste Dogma der Secte, besonders für Proletarier, ist aber dieses, daß die ganze Erde und alle ihre Güter eigentlich nur den „Heiligen der letzten Tage" angehören, die darum auch mit Christus im tausendjährigen Reich Alles im Ueberfluß genießen sollen. Die neueren amerikanischen Berichte stimmen darin überein, daß die Mormonen am großen Salzsee mit der Auflösung ihrer Gemeinde bedroht seien. Brigham Youngs Autorität wird angefochten, eine starke Partei hat sich gegen ihn und die Polygamie erhoben. Aufruhr im Inneren und massenhafte Auswanderung bedrohen die Existenz seiner sonderbaren Schöpfung. Die Hauptveranlassung scheint in den reichen Goldentdeckungen zu liegen, die ungefähr sechszig deutsche Meilen von der Mormonen-Hauptstadt gemacht worden sind, und eine so unwiderstehliche Anziehungskraft auf viele Hunderte der heiligen Gemeinde ausgeübt haben, daß sie dahin gezogen sind, ohne auch nur die reife Ernte eingeheimst zu haben. Tausende schicken sich an, ihnen zu folgen, und da die Hauptkraft des Mormonismus in der Abgeschlossenheit ihres Staates bestand, diese Abgeschlossenheit aber schwinden muß, wenn fremde Abenteurer in ihr Gebiet gelockt werden und Eisenbahnen immer näher an dieses hinanrücken, so mögen die amerikanischen Blätter füglich Recht haben, wenn sie behaupten, daß der Mormonismus in seinem innersten Lebensmark getroffen sei. In Washington waren bekanntlich vielerlei Plane ausgedacht worden, um die Mormonencolonie mit ihren „eigenthümlichen Institutionen" zu vertilgen, und verschiedenemale war eine militärische Expedition als das beste Vertilgungsmittel vorgeschlagen worden. Das dürfte in Zukunft nicht mehr nöthig sein. Gold, das den Amerikanern schon zu so Vielem verholfen hat, scheint ihnen auch als deus ex machina gegen den Mormonismus beistehen zu wollen. [317]

---

19. Ein Methodisten-Camp-Meeting.

(Skizzen aus Nordamerika.)

Gestern Abend um neun Uhr kam ich nach einer zweistündigen Fahrt von Cincinnati aus mit einigen Gefährten auf dem Gebiete an, das sich die Methodisten zu ihrem Feldlager gewählt hatten. Es war eine schöne Waldpartie in einer romantisch gelegenen Thalvertiefung, aus welcher uns bei unserem Annähern schon aus der Ferne das sonderbarste Tosen entgegenbrauste. Es schallte bald wie das Geschrei bei einer weit um sich greifenden Feuersbrunst in einer volkreichen Stadt, bald wie das zügellose Jauchzen bei einem alten heidnischen Trinkgelage, bald wie der Schlachtgesang der alten Britten bei ihren Kriegen mit den Römern,

bald wie das Jammergetön einer unzähligen Menschenmasse, die eben sieht, daß der Erdboden unter ihren Füßen einsinken will. Wir überstiegen den Riegelzaun, welcher die für den Gottesdienst bestimmte Waldfläche einschloß, und stießen alsbald auf geräumige weiße Zelte, einige blos zum Wohnen, andere blos zum Beten und viele für Beides eingerichtet. Wir gingen dann an Haufen glühender Feuerbrände vorbei, bei denen vor einer Weile das Abendessen bereitet worden, stolperten über frisch gefällte Bäume, und gelangten endlich zu dem Hauptpunkte des Lagers.

Einstöckige, für ihre zeitweilige (acht- bis zehntägige) Bestimmung zu hohe hölzerne Häuser faßten da in schöner Regelmäßigkeit einen viereckigen Flächenraum ein, der an Größe dem Marktringe manches deutschen Städtchens nicht viel nachstand. Auf diesem Raume waren sehr viele Sitzbänke aufgeschlagen, und auf einer Seite war eine erhöhte rauhe Bretterbude für die Prediger errichtet. An dieser wie an den Bäumen, die man mit malerischer Auswahl stehen gelassen, waren Lampenlichter reichlich angebracht. Rings um diesen weiten freien Betplatz und innerhalb des Häuservierecks formirte sich ein breiter Wandelgang, wozu die ehrwürdigen Waldriesen mit ihrem zauberisch erhellten Eichen- oder Weißbuchen-Laube die prächtigste natürliche Allee bildeten. Die fünfzig bis sechszig Fuß hohen Bäume aus grauer Urzeit, die mit ihren mächtigen Wipfeln wie Weltpfeiler das tiefblaue Gewölbe über sich zu stützen scheinen, die magische Beleuchtung der Laternen von unten, das reine Silberlicht des Mondes von oben, das in diesem Erdtheile so stark hervortretende Funkeln eines klaren Himmels, die zierlichen Häuser und hohen Zelte mit den feinen weißen Linnenfenstern und Linnenthüren und dem geschmackvoll geordneten Inneren (was die Amerikaner so gut verstehen), eine angenehme kühle Abendluft, die nach einer sengendheißen Tageshitze desto wohlthuender kommt, die Anwesenheit so vieler schöner Anglo-Amerikanerinnen brachten eine feenartige Erscheinung in dem entlegenen Gehölze hervor. Aber wie schön auch die Waldgegend gewählt, wie echt theatralisch im großartigsten Sinne die Schaubühne auch zusammengestellt war, da die gigantische Natur der westlichen Halbkugel selbst die Scenerien liefern mußte, um so abscheulicher und widerlich abstechender war das religiöse Spectakelstück, das die Methodistensecte unter dem Namen „Revivals" — „Seelenerweckungen" — hier aufführte.

Bevor wir noch zu dem Hauptplatze gekommen waren, leiteten wir hastig unsere Schritte einer Bretterhütte zu, die durch das peinlichste Zetergeschrei unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Welch ein herzbrechender Anblick! Eine Dame war eben in dem Zustande, der nach dem Methodistenglauben dem sogenannten „Gnadendurchbruche" vorangeht, d. h. wo sich der Geist Gottes selbst körperlich fühlbar zu erkennen geben soll. Man denke sich ein Frauenzimmer im höchsten Grade der Verrücktheit, die freiwillig im religiösen Irrwahn erzeugt ward; wie es stöhnet und ächzet, und seufzet und schreit, in Winseln und Jammergeheul ausbricht, mit den Händen und Füßen und dem Kopfe um sich schlägt; wie die Umstehenden zu gleicher Zeit schreien und singen und beten, dann auf die Knie sich werfen auf einem Flächenraume, wo für dieselbe Personenzahl kaum Platz zum Stehen gewesen, und dann im eigentlichen Sinne wie Kraut und Rüben untereinanderfallen, wie Einige wieder aufspringen und ohrenzerreißend plärren, Andere „Trost ins Ohr der Begnadigten" flüstern, und wieder Alle auf einmal: „Glory, — Amen, — Amen, — Glory, Glory" ohne Unterlaß aus den Hälsen hinausgurgeln, und wie diese Raserei im höchsten Grade am längsten dauert; — ich konnte es nicht mehr dabei aushalten, mußte weiter, und glaubte das Schlimmste überstanden zu haben. Ich kam auf den früher beschriebenen Hauptplatz. Eine große Menge andächtiger Methodisten-„Brüder" und „Schwestern" hatte sich da versammelt; mehrere Prediger standen auf den Bänken und trugen in marktschreierischem Tone ihre geistlichen Ermahnungen und Zusprüche vor, dann wurde wieder gesungen und geschrieen und „der Herr" um Bekehrung beschworen. Zu den bereits auf dem „Angstsitze" oder der Armensünderbank Knienden und mit gesenkten Häuptern zur Reue sich Anschickenden gesellten sich noch Andere hinzu und dasselbe Manoeuvre, welches ich gerade in der Bretterhütte gesehen, wurde neuerdings wiederholt. Einige sprangen in die Höhe, und wurden dabei von ihren zwei nächsten Nachbarn auf beiden Seiten unterstützt, um die Luftsprünge noch höher zu treiben, was diesem Acte das Ansehen einer in Gang

gesetzten Stampfmühle verschaffte. Den Damen, welche nicht allenfalls schon früher ihre Köpfe entblößt hatten, wurden ihre Hüte abgebunden, wenn sie von religiöser Begeisterung ergriffen wurden, bei deren Ausbruch sie wüthenden Bacchantinnen grausenhaft ähnelten, und die zarten, vor Kurzem liebreizenden Gesichtszüge auf schreckhafte Weise verzerrten. Während der ruhigeren Pausen dieser Begnadigten wisperte ihnen ein „Bruder"-Prediger oder ein einfacher Bruder oder eine Schwester „Tröstungen" ins Ohr, oder nahm heimliche Beicht-Lispelungen auf. Neben solchen Individuen aus dem „schwächeren" Geschlecht stellten auch Männer mit fettem John Bull-Fleische oder kräftigem Bruder Jonathan-Knochenbaue, blühende Jünglinge und alte zu Kindern gewordene Greise mit Gestöhn und Geächze, Ringen und Klatschen mit den Händen dieselbe Tollhäuslerei offen zur Schau. Auch sie glotzten die Bretterwand vor oder neben ihnen, oder den „offenen" Himmel über ihnen bewegungslos — wie im Starrkrampfe an, beteten still oder laut, langsam und dann stärker und schneller, und gebärdeten sich wie Verzweifelnde. Sie schlugen mit geballter Faust die vor ihnen stehende Bank, verschoben die Gesichtsmuskeln, verdrehten beinahe alle Leibesglieder, und brüllten wie Rasende um „den süßen Jesus". Oefters schwätzten sie solch verworrenes Zeug, daß sie und ihre gläubigen Gefährten meinten, sie müßten erst mit dem Teufel kämpfen, ehe der Geist Gottes käme. Sie stürzten wie Fallsüchtige zur Erde, stießen, schlugen, strampelten mit allen Vieren, und lagen dann wie umgehauene Baumklötze mitten unter Männern, Weibern und Jungfrauen in Ohnmacht!

Dann erhuben die Anderen ein widriges, frohlockendes Gekreisch, patschten in die Hände, sangen: „Glory — Alleluja, — Alleluja!" und waren vor Narrheit ganz außer sich. — Wieder andere Besessene predigten dazwischen hinein, winselten um Hülfe und Rettung für ihre Seelen, und spieen mit Schrifttexten um sich herum, als wenn das Wort Gottes aus dem Höllenpfuhle heraufgeholt worden wäre.

Wenn sich nun dieselben Gräuelscenen, vielleicht in noch schrecklicherer Färbung, meinen betroffenen Augen darboten, wohin immer ich sie auf dieser „camp" wenden mochte: so mußte ich dem Unbekannten Recht geben, der zufällig neben mir stand, und zu seinem Begleiter in einer Sprache, von der er glaubte, daß ich sie nicht verstehe, sagte: „Nein, auch die wildesten Thiere würden sich schämen, so Etwas auszuüben". [298]

20. Cincinnati.

(F. Löher.)

Wir landeten vor Cincinnati. Vergebens sah ich mich um nach „der Königin des Westens"; was vor mir lag, war nicht einmal prächtig, die Werfte berghoch, oben der gewöhnliche Wall von Geschäfts- und Trinkhäusern und fensterlückigen Baracken, und dahinter das bekannte Häuserschachbrett. Die Straßen der Stadt sind aber recht freundlich, weil Baumgrün sie belebt und fast überall am lichten Ende Fluß oder Hügel erscheint; von Palästen jedoch ist wenig zu sehen. Nicht einmal freie Plätze oder Parks sind vorhanden, bei der Anlage der Stadt dachte man nicht daran, und auch jetzt fühlt man höchstens das Bedürfniß, auf den Landhäusern während des Sommers die Natur zu kosten. Die Amerikaner haben überhaupt merkwürdig wenig Natursinn. So unfähig die meisten sind, Schönheitsfülle und Ideengehalt einer Beethoven'schen Symphonie von einem lustigen Walzer zu unterscheiden, so selten trifft man einen darunter, der das gewaltige und geheimnißvolle Leben der Natur und ihre leisen Glockentöne in sich vernehmen könnte. Niemals traf ich daher auf den herrlichen Höhen am Ohio einen echten Amerikaner, der an dem prachtvollen Landschaftsbilde zu seinen Füßen die Augen geweidet hätte. Cincinnati ist von einem weiten Ringe sonniger Waldhügel umzogen, in deren reizenden Vertiefungen die Blicke sich verfangen. Der hellspiegelnde Ohio durchzieht die Rundfläche, an einem Ufer breitet sich Cincinnati aus, gegenüber kommt aus einem weit entlegenen Thale der Licking herbei, an dessen Mündung sich zwei Städte, auf der einen

Seite Covington, auf der andern Neu-Port, gebettet haben. Von den Hügeln herab erscheint die Rundfläche tief in das Land eingeschnitten, nach noch einem Menschenalter wird sie wohl eine halbe Million Menschen beherbergen. Einen ansehnlichen Theil dieses jetzt so unschätzbaren Bodens tauschte der alte Longworth, ein noch lebender Bürger von Cincinnati, einst für zwei kupferne Branntweinblasen ein.

Den Ohio auf und ab glänzen die weißen Landhäuser zwischen dem Ufergebüsch, auf der Kentuckyseite winken die dunkeln Waldungen, auf der Ohioseite die zahllosen Weinfelder. Die Rebenpflanzungen vermehren sich so rasch, daß die Weingärtner mehr Geld ziehen aus dem Verkauf der jungen Schößlinge, als aus Wein und Trauben. Die Mäßigkeitsgesellschaften gehen freilich in ihrem fanatischen Eifer so weit, daß sie den Anbau des verführerischen Weines ganz verhindern wollen; aber zum Glück ist von unsern deutschen Landsleuten schon auf so vielen Hügeln und Aeckern die edle Rebe eingebürgert, daß sie nicht mehr auszurotten ist.

Die ganze Ohioseite ist bis tief ins Land hinein bereits sorgfältig angebaut, und wohin man blickt, stehen zwischen Waldgrün zierliche Farmen. Vom Urwald sind indessen nur noch Bruchstücke da, und auch diese können sich an Anmuth mit unsern Wäldern nicht messen, es fehlen die blumigen Matten, die plätschernden Wasser und die lauschigen Plätzchen. Anderen Charakter hat dagegen jenseit des Flusses die Kentuckyseite. Dort ist man gleich tief in den „finsteren und blutigen Waldgründen," wo einst so blutig mit den Indianern gefochten wurde. Noch jetzt hat das Land von Kentucky ein dunkles Ansehen, noch jetzt bewahren seine Bewohner, obgleich auch sie schon vom Yankeethume durchsäuert sind, einen guten Rest der alten Herzenswärme und Ritterlichkeit, aber auch der wilden und rohen Sinnesart. Man opfert bei ihnen zwar nicht mehr im Indianerkriege Blut und Leben mit heißem Ungestüm für Freunde und Genossen, man nimmt auch nicht mehr Unterricht in der feinen Kunst, dem Gegner im Faustkampf ein Auge auszudrehen; aber auch jetzt noch fällt auf das beleidigende Wort sogleich der rächende Schlag, auch jetzt noch ist Geradheit und natürlicher Rechtssinn dort vorzugsweise zu Hause. Gleich bei der ersten Begegnung merkt man dem Kentuckier ein anderes, warmherzigeres Leben an, als dem dürren Yankee und dem sinnlich trägen Creolen.

Kentuckier und Pennsylvanier-Deutsche, Yankees und Neudeutsche haben Cincinnati gegründet, eine reiche, lebensvolle Stadt; der Gegensatz des amerikanischen Ostens und Westens verbindet sich in ihr mit europäischen Zuflüssen zu einem neu-amerikanischen Wesen. Auch Engländer scheinen mit Vorliebe Cincinnati für ihre Niederlassung zu wählen. Die Yankees, welche aus den Neuenglandstaaten abstammen, geben in Geschäft, Kirche und Politik vorzugsweise den Ton an, ihre strenge und rastlose Thätigkeit beherrscht und treibt zugleich die Uebrigen.

Die **Deutschen** mögen in und um Cincinnati jetzt beinahe die Hälfte der Bevölkerung bilden, sie rücken jährlich mehr in die vornehmeren Stadttheile und größeren Geschäfte ein, die Masse wohnt jenseit des Canals, der die Stadt durchschneidet. Das ganze Ansehen Cincinnatis und das Leben und Treiben darin ist und bleibt aber vorzugsweise englisch-amerikanisch. Es geht den Deutschen hier wie überall im Auslande, als Einzelne achtet man sie nicht selten sehr hoch, das Volk nur gering. Ich kam einmal übel an bei einer Amerikanerin, als ich meinte, ich hätte sie im deutschen Stadttheile gesehen. „Nein, Herr", sagte sie mit scharfer Betonung, „ich gehe niemals jenseit des Canals." Der Abstich des deutschen, ärmlicheren Stadttheils gegen den englischen macht sich besonders Sonntags bemerklich, dann ist hier Alles still, dort strömen die Leute zu den Bier- und Kaffeehäusern, mit denen die Anhöhen rings besetzt sind. Das ist nun der alten Amerikaner endloser Aerger, ein „Sabbathschänder" ist für sie ein halbes Satanskind; wenn sie es könnten, würden sie dem Niagara und der Meerfluth verbieten, am Sonntag zu rauschen, damit ringsumher nur die stumme, feierliche Ruhe wäre, in welcher ganz ungestört die Geschäftspländchen für die nächste Woche gedeihen. Es kam wohl vor, daß uns, wenn wir in mehreren Wagen Sonntags Ausflüge machten, die Buben Steine nachwarfen. Der Amerikaner denkt vom Deutschen nur gar zu gern: er hat Nichts und er glaubt Nichts. Unter einander aber sind unsere Landsleute, besonders in Cincinnati, in heftige Parteiung zerfallen, kirchlich und politisch, sie marschiren und kämpfen fortwährend gegen einander in geschlossenen Gliedern.

Cincinnati ist jetzt noch wie fast alle amerikanischen Städte nichts als Handels- und Fabrikort; Beides wird die Stadt immer bleiben, denn der Ohio kann ihr nie genommen werden, und die Lande an seinen beiden Ufern sind reichlich besiedelt und bringen Lasten von Roherzeugnissen hervor. Ein Gang am Vormittag über den Marktplatz zeigt eine außerordentliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Bodenerzeugnisse. Zu Weihnachten will jede angesehene Fleischerbude auch ihren Bären aushängen haben. Das bunte Gewühl auf solchem Markte, die Auszierung der Buden, der helle Lichterglanz dazwischen, erinnern lebhaft an Italien. Schon des Abends vorher reihen sich die kleinen Farmerwagen an den beiden Langseiten des Platzes. Morgens früh kaufen die Amerikaner englischer Abkunft ein, da sieht man wenig Damenhüte, aber Richter, Prediger und Aerzte mit ihren Marktkörben. Gegen neun Uhr kommen die deutschen Frauen, diese wollen die Einkäufe für die Küche doch lieber selbst besorgen, als sich von ihren Männern ranzige Butter und abgängige Eier ins Haus bringen lassen.

Neu-York, San Francisco, Cincinnati, St. Louis und Chicago sind ohne Zweifel die Städte in der Union, welche die nächste größte Zukunft vor sich haben. Cincinnati aber scheint mir danach angethan, nicht blos ein großer Mittelpunkt des Handels, sondern auch ein Sitz der geistigen Interessen des Westens zu werden. Die Stadt hat eine für Amerika ziemlich gesunde Luft. Ihre Umgebung ist lieblich und unter ihren Bewohnern herrscht mehr als anderswo die Neigung, sich geistig zu beschäftigen. Bis jetzt ist freilich noch wenig Wissenschaft da, ich glaube, wenn man die große Menge der gebildeten Deutschen abrechnet, giebt es in der ganzen Stadt nicht drei Amerikaner, welche ohne Hülfe ein lateinisches oder griechisches Buch lesen. Aber es besteht darin ein großer Unterschied von europäischer Bildung, daß in Amerika an jenem geistigen Gute alle Volksclassen, keine ausgenommen, gleichmäßig theilnehmen, und daß jede Idee auch sofort auf den Probirstein des Praktischen kommt. Das ganze Volk denkt und sinnt Tag und Nacht auf Maschinen und neue Gewerbe, und nirgends in der Welt unterhält man sich so viel von Riesendampfern, von Städten, in welchen jedes Haus durch unterirdische Heizröhren eine beständige und wohlfeile Wärme empfangen soll, von Tunnels unter dem Meere hin, Luftschiffen und allen Erd- und Himmelsgeistern. Es ist nichts so Verwegenes, nichts so Tolles unter der Sonne dagewesen, was in Amerika nicht wieder gedacht würde und nicht seinen Markt fände.

[256]

---

21. Cincinnatis Saufleischfabriken.

(Moritz Busch.)

Ich schaue ihre Herrlichkeit und — rieche sie, puh! Die vergangene Woche mit ihrer Kälte schloß die Porkhäuser auf, ließ Legionen borstiger Opferthiere durch die Straßen nach Merkurs Altären wimmeln, schichtete Tausende auf Tausende von Pökelfässern in die Speicher, schwängerte die Atmosphäre, durchräucherte alle Gemächer mit unendlichem, unüberwindlichem, unentfliehbarem Fettdampfe. Schinken, Schweinsrippen und Specköl heißt fortan die Parole, auf die alle Kräfte sich concentriren, ist fürderhin das Streben, worin alle Gedanken, wird von nun an drei Monate lang der Gegenstand sein, um den neunundneunzig von hundert Gesprächen, Zeitungspressen und Karrenrädern sich drehen.

Der Mangel an Absatzquellen für ihren Mais zwang die Ansiedler des Westens, ihn zu Branntwein zu destilliren, der sich leichter transportiren läßt, und ihn Schweinen zu füttern, die ihren Schmeer selbst zu Markte tragen. Die achtzehn Millionen Bushel, welche in dem Hungerjahre 1847 nach Europa verschifft wurden, machten kaum mehr als drei Procent der Ernte von 1846 aus. Aber für gewöhnlich wird sogar nur etwa der hundertste Theil des Ertrags ausgeführt und ungefähr der zehnte im Hause verbraucht. Da nun die

Whiskyfabrikanten für den von ihnen verwendeten Mais nicht den Preis zahlen können, den das in Schweine vermästete Getreide bringt, so hat die Zucht dieser Thiere hier eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen. Die Vereinigten Staaten haben nach der Zählung vom Jahre 1860 circa fünfundvierzig Millionen Schweine, d. h. ziemlich so viel als ganz Europa. Davon rechnet man fünf Achtel auf das Mississippithal, wo alljährlich allein 1,700,000 zur Verpackung kommen. Von der letzten Zahl aber werden zwischen siebenundzwanzig und achtundzwanzig Procent in Cincinnati geschlachtet und verschickt — eine ungeheure Menge, besonders wenn man sich erinnert, daß dieses Geschäft sich auf nur etwa drei Monate beschränkt.

Die Schweine laufen das Jahr über wild im Walde umher, bis sie Ende September in die Maisfelder gelassen werden, um Fett anzusetzen. Es giebt Farmer, die jährlich über tausend Stück für den Verkauf mästen. Wer weniger als hundert Stück besitzt, überläßt sie, wenn die Pork Season beginnt, an Händler, die sie auf geeignetem Platze einpferchen, bis sie eine Heerde zusammen haben, die das Hinabtreiben nach Cincinnati oder anderen Märkten am Flusse verlohnt. Hier werden sie in Umzäunungen hart neben den Schlachthäusern gebracht, wo sie so dicht als möglich an einander gedrängt stehen. In dieser Stellung werden sie getödtet, indem der Schlächter über ihre Rücken schreitet und einem von den Thieren nach dem anderen mit einem zweispitzigen Hammer den Kopf einschlägt. Sobald dies geschehen, schleppt man sie mit Haken in den sogenannten sticking room, wo man ihnen die Kehlen durchschneidet, und das Blut in große Bütten ablaufen läßt, aus denen es in die Fabriken von Preußisch-Blau verkauft wird. Neben den sticking rooms befinden sich mit Dampf geheizte Bottiche zum Abbrühen. Aus diesen wird das Schwein durch Maschinerie auf eine lange Bank geworfen, wo es von so vielen Personen, als daran kommen können, ohne sich gegenseitig hinderlich zu sein, abgeputzt und der Borsten entledigt wird. Hierauf sperrt man ihm die Hinterfüße mit einem gekrümmten Stocke auseinander und hängt es an den Deckbalken auf, wo ein Arbeiter es ausweidet — eine Operation, die wie andere hier vollzogene so flink besorgt wird, daß in der Minute durchschnittlich drei Thiere zur Versendung fertig werden.

Cincinnati hat zehn dieser Schlachthäuser. Sie befinden sich in der äußersten Vorstadt im Nordwesten und sind gewöhnlich von Holz errichtete Schuppen, 120 bis 150 Fuß lang und zwischen 50 und 60 Fuß breit. Die Seitenwände bestehen aus beweglichem Fachwerke, welches, wofern die Kälte nicht zu streng ist, zurückgeschoben wird, um der freien Luft Zutritt zu gewähren. Die größten von diesen Etablissements beschäftigen zuweilen über hundert Personen, und die Löhne, welche diesen gezahlt werden, betragen zwischen vierzig und sechszig Dollars monatlich. Von den Schlachthäusern werden die Schweine auf mächtigen Rüstwagen, die sechszig bis hundert Stück auf einmal laden, nach den Pork-Factories zur Verpackung geschafft. Hier werden die geschlachteten Thiere in haushohen Haufen über einander geschichtet, um zunächst gewogen, dann mit einem schwertartigen Instrumente zerhauen und darauf in Salz gelegt zu werden. Dies geschieht mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, so daß die heute noch grunzenden Schweine morgen schon wohlgepökelt und verpackt von den Draymen, deren Karren zu Hunderten auf den Hauptstraßen auf- und abrollen, nach den Dampfbooten hinabgeführt werden. Eine Vorstellung von der Größe der geschlachteten Thiere ist aus der Statistik von 1850 zu entnehmen, welche sieben Stück von durchschnittlich 720 Pfund, 5 von 640, 22 von 410 und 102 von 380 Pfund aufwies. Einen Anhalt endlich für die Beurtheilung dieses Geschäftszweiges im Allgemeinen giebt die Berechnung, daß die Porkhäuser Cincinnatis während der Monate November 1847 bis März 1848 nicht weniger als fünfmalhunderttausend Schweine verpackten und 180,000 Tonnen Pökelfleisch, 25,000,000 Pfund Schinken und 16,500,000 Pfund Speck versendeten, ungerechnet die geringeren Thiere und die Abfälle an Füßen, Köpfen, Eingeweiden, die in anderen Fabriken zu Schmalz abgedämpft wurden, oder in die dreißig Lard Oil Factories gingen, von denen im verflossenen Jahre eine einzige anderthalb Millionen Pfund Specköl und Stearin erzeugte. Man rechnet, daß diese Etablissements zusammen an zehntausend Menschen, worunter allein 1500 Böttcher sind, Beschäftigung verschaffen, und der Werth der von ihnen producirten Waare belief sich im Jahre 1848 auf die enorme Summe von acht Millionen Dollars.

Das größte Porkhaus im Mississippithale

und sonder Zweifel in ganz Amerika ist das von Milward und Oldershaw. Es befindet sich in Covington hart am Flusse und bedeckt eine Fläche von zwei Acres.

Ein anderes Geschäft dieser Art, die Firma Davis und Comp., verschickt im Jahre durchschnittlich 16,000 von der erstgenannten und 600 von der letzteren Viehgattung. Die Fabrik von Shooley und Hug endlich liefert alljährlich zwischen 70,000—100,000 in den Handel. [212]

22. Der Getreidehandel in Chicago und Buffalo.

(A. Trollope.)

Chicago ist in mancher Hinsicht die merkwürdigste von allen merkwürdigen Städten der Union. Sie wuchs am raschesten und ihr Gedeihen ist am meisten gesichert. Vor fünfundzwanzig Jahren gab es kein Chicago und jetzt zählt der Ort 120,000 Einwohner. Cincinnati am Ohio und St. Louis am Zusammenflusse des Missouri und Mississippi sind größere Städte, aber sie sind weder so schnell groß geworden, noch scheinen sie zu einer so ungeheueren Verkehrsentwickelung bestimmt zu sein. Chicago kann man die Metropole des amerikanischen Getreides, den Lieblingsaufenthalt der amerikanischen Ceres nennen. Die Göttin sitzt da im Staube der vollen Lagerhäuser und erklärt sich als Herrscherin nicht blos des Ackerbaues, sondern auch der politischen und philosophischen Angelegenheiten. Sie denkt nicht blos an Furchen, sondern auch an Freihandel und Bruderliebe. Auch fühlt sie in ihrer Brust, sie sei jetzt schon stärker als Mars. In Chicago giebt es große Straßen und Reihen von Häusern, die sich zu Wohnungen eines neuen Börsen-Adels eigneten. Sie schauen hinaus auf den großen See, welcher jetzt die Hauptstraße für „Brodstoffe" ist und der Kaufmann sieht, während er sich am Fenster rasirt, eines seiner Schiffe nach dem anderen rasch nach Osten zu schwimmen.

Ich besuchte das große Getreidelager der Herren Sturgeß und Buckenham in Chicago. Es war dies eine Welt für mich und die staubigste aller Welten. Als ich darin war, enthielt es eine halbe Million Scheffel Weizen, aber nicht als Lager war dies große Gebäude so merkwürdig, sondern als Canal oder Flußbett für Getreidefluthen. Es steht so, daß sowohl Eisenbahnwagen als Schiffe unmittelbar unter seine Klauen kommen können, wie ich die gewaltigen Rüssel seiner Aufheber nennen möchte. Aus den Eisenbahnwagen wird der Mais und Weizen hinauf in das Gebäude gehoben und herunter in die Schiffe bringen es wiederum solche Maschinen. In Chicago wird das Getreide gekauft und geht in andere Hände über, vieles also muß lagern, eine längere oder kürzere Zeit, jenachdem die Umstände sind. Während meiner Anwesenheit in Chicago beschränkte die Schnelligkeit der Beförderung nur der Zustand und die Zahl der Schiffe. Es gab deren nicht genug, das Getreide von Chicago fortzubringen, wie die Eisenbahn nicht genug Transportwagen oder Locomotiven hatte, dasselbe nach Chicago zu schaffen. Das Land borst, wie gesagt, von der eigenen Fülle und erstickte in seinem Reichthume.

Die Getreideproduction in den Thälern des Mississippi und der Beiflüsse desselben steigt sicherlich rascher als die Bevölkerung zunimmt. Tausend Acker in einer Fläche werden mit Weizen und Mais besät. Ich hörte von einem Farmer, der zehntausend Acker Mais besaß. Vor dreißig Jahren wurde Getreide und Mehl aus dem Staate Neu-York nach Westen gesandt, um die Bedürfnisse derer zu befriedigen, welche in die Prairien ausgewandert waren, und nun haben dieselben Prairien offenbar die Bestimmung, die ganze Welt zu ernähren. Chicago ist der Hauptpunkt der nordwestlichen Ausfuhr aus Illinois und es sendet gegenwärtig aus seinen Lagerhäusern mehr Getreide, als irgend eine andere Stadt in der Welt. Die Masse desselben geht in der Gestalt von Körnern oder Mehl von Chicago nach Buffalo, und die letztere Stadt ist gewissermaßen das Thor von den Seen oder großen Wassern zu den Canälen oder kleinen Wassern. Ich theile hier den Betrag an Körnern und Mehl in Scheffeln mit,

welchen man im Monat October von vier auf einander folgenden Jahren in Buffalo zur Weiterbeförderung empfing:

October	1858	4,429,055	Scheffel.
„	1859	5,523,448	„
„	1860	6,500,864	„
„	1861	12,483,797	„

Im Jahre 1860 gingen, von dem Aufgange bis zum Ende der Schifffahrt, 30,837,632 Scheffel Körner und Mehl durch Buffalo. Im Jahre 1861 betrug die Menge, welche man bis zum 31. October empfangen hatte, 51,969,142 Scheffel. Da die Schifffahrt im November geschlossen werden mußte, so vertraten die obigen Zahlen den ganzen im Laufe des Jahres beförderten Betrag nicht genau. Er mag wohl bis zu 60,000,000 Scheffeln gestiegen sein. Ich gestehe, daß solche statistische Angaben mir keinen ganz genauen Begriff geben. Fünfzig Millionen Scheffel Körner und Mehl sind für mich ein starker Superlativ-Ausdruck und schwindet bald wie andere Superlative in unserer Zeit starker Wörter. Ich war im October 1861 in Chicago und Buffalo, besuchte die Lagerhäuser und kletterte auf die Einladevorrichtungen. Ich sah den Weizen in Strömen aus einem Schiffe in das andere fließen und von den Eisenbahnwagen hoch hinauf auf die Böden der Lagerhäuser ziehen, denn diese Nahrungströme fließen eben so leicht nach oben als nach unten. Ich sah das Getreide mit einem Vierzig-Scheffel-Maße so leicht messen, wie wir ein paar Loth Käse wiegen, und schneller. Ich überzeugte mich, daß diese Arbeit an Wochen- und Sonntagen, Tag und Nacht ununterbrochen fortgeht und daß solche Weizen- und Maisströme immer und immer flossen. Ich sah die Menschen im Getreide gleichsam sich baden. Ich sah Körbe zu Zwanzigen mit Weizen beladen und in jedem Korbe war Raum zu einer ansehnlichen Wohnung. Ich athmete Mehl, trank Mehl und fühlte mich von einer Welt von Brodstoffen umgeben. Da glaubte, da fühlte, da verstand ich, daß hier in den Getreideländern Michigans, unter den Hügeln Wisconsins, auf den Hochebenen-Flächen Minnesotas und den Prairien von Illinois Gott die Speise für die mehr und mehr wachsenden Millionen der östlichen Welt, sowie für die kommenden Millionen der westlichen bereite. Wer keinen Mais im Felde in Illinois oder Minnesota gesehen hat, weiß nicht, wie weit die Fruchtbarkeit des Bodens gehen und wie groß die Ernte sein kann.

Wir traten an manche Felder und brachten Proben von dem Mais mit. Kolben oder Aehren mit sechszehn Körnerreihen, deren jede vierzig Körner enthielt, Aehren, deren eine zur vollen Sättigung eines hungrigen Menschen hinreichte!

Nicht Viele werden gesinnt und gestimmt sein wie ich und deßhalb wage ich es, die obigen Zahlen zu veröffentlichen. Ich halte sie im Ganzen für richtig, und wenn man ihnen glaubt, werden sie zeigen, daß die Zunahme in den letzten vier Jahren mit mehr als fabelhafter Schnelligkeit erfolgt ist. Auf mich würden diese Zahlen, ich gestehe es gern, keinen Eindruck gemacht haben, wenn ich nicht selbst an Ort und Stelle gewesen wäre. Man kann die Resultate einer solchen Arbeit vielleicht nicht mit einem flüchtigen Blicke erfassen, auch nicht mit Bestimmtheit einem Anderen die Ueberzeugung mittheilen, welche man durch kurze Erfahrung für sich selbst gewonnen hat, aber es heißt: Sehen ist glauben. Mir erging es so in Chicago und Buffalo. Ich erkannte da, was es für ein Land heißt, von Milch und Honig überzufließen, an eigener Fruchtbarkeit zu bersten und in eigenem Reichthume zu ersticken. Von St. Paul den Mississippi hinunter an den Küsten Wisconsins und Iowas, — von den Häfen am Pepin-See, — von La Crosse, von wo eine Eisenbahn nach Osten geht, — von Prairie du Chien, dem Bahnhofe einer zweiten, — von Dunleath, Fulton und Rock-Island, von wo drei andere Bahnen nach Osten gehen durch jenen wunderbaren Staat Illinois, den Stolz der Farmer, — längs den Häfen der großen Seen, — durch Michigan, Indiana, Ohio und weiter Pennsylvanien bis nach Buffalo, der mächtigen Pforte der westlichen Ceres, fragt man laut: „Wie werden wir unseren Mais und unseren Weizen los?" Die Folge davon war, daß sechszig Millionen Scheffel Brodstoffe in einem Jahre durch diese Pforte gingen.

Die großen Märkte, nach welchen die westlichen Staaten sehen und immer gesehen haben, sind Neu-England, Neu-York und Europa. Mais und Weizen erntet man gewöhnlich nicht in Neu-England. Boston, Hartford und Lowell beziehen ihren Bedarf aus den großen westlichen Staaten. Der Staat Neu-York, welcher vor dreißig Jahren sich durch seine Getreideproduction auszeichnete, bezieht jetzt das, was er braucht, aus jenen Staaten. Neu-

York selbst würde verhungern, wenn es von seinem eigenen Staate abhinge, und es wird bald eben so wahr sein, daß England hungern müßte, wenn es auf sich allein angewiesen wäre.

[302]

---

23. Der Mississippi.

(Moritz Busch.)

Ungemein überraschend ist die Plötzlichkeit des Ueberganges aus den sanften Fluthen des Ohio in die trübe, mit ingrimmiger Hast dahinschießende Strömung des Mississippi. Nicht, daß die Formation der Ufer eine auffallende Verschiedenheit zeigte, und ebensowenig ist der Hauptstrom bedeutend breiter, als sein mächtiger Nebenfluß. Wohl aber ist der Charakter des ersteren ein vollkommen anderer. Es ist nicht mehr das milde, friedliche Dahingleiten eines bernsteinhellen Wassers, in dem sich anmuthige Hügelketten und schön gerundete Inseln spiegeln, sondern es ist das wüste Thalabwärts-Wüthen eines finsteren, stolzen Wüstendämons zwischen Sandbänken, die er in seiner Zerstörungslust heute zur Rechten aufwälzt und morgen auf die Linke treibt, zwischen wildzerrissenen Eilanden, an denen er einen Wust entwurzelter Stämme aufgeschichtet hat, zwischen schroff eingesunkenen Uferstrecken, tollen Wirbeln, gefahrvollen Untiefen, emporstarrenden zackigen Baumstümpfen, ausgewaschenen, zerwühlten Felstrümmern und verschlämmten Wäldern, denen der Spätherbst während unserer Fahrt ein rothbraunes, nur zuweilen mit dem düsteren Grün von Cedern verbrämtes Trauergewand angezogen hatte. Erinnert man sich hierzu, daß die Menschenwohnungen hier bis in die Nähe von St. Louis um Vieles seltener und bei Weitem armseliger sind, als am Ohio, so wird das Bild, welches das Gedächtniß vom „Vater der Gewässer" bewahrt, zwar immer ein erhabenes bleiben, aber durchaus nicht zu den freundlichen zu zählen sein. Kurz, es liegt im Anschauen des Mississippi, sobald der Verstand nicht hinzutritt und den Blick auf die glorreiche Zukunft des Stromes und seines Riesenthales hinlenkt, weit eher etwas Niederdrückendes, als etwas Begeisterndes, und die Stimmung, die dadurch erweckt wird, mag sich mit der vergleichen lassen, welche eine Betrachtung der Völkerwanderung von den Bergen der Hunnenheimat bis zu den catalaunischen Gefilden hervorruft.

Niemand von Denen, welche auf diesem gewaltigsten der Urströme Nordamerikas zum ersten Male fahren, empfängt eine klare und entsprechende Vorstellung von seiner Großartigkeit und der Wasserfülle, welche er dem Meere zuwälzt. Zwischen Cairo und St. Louis ist er lediglich, wo eine Insel sich entgegenstemmt, breiter, oft aber, wo Bluffs ihn einengen, schmaler als eine englische Meile. Bedenkt man jedoch, daß er von den Fällen von St. Antony an bis nach Neu-Orleans Flüsse auf Flüsse mit Mündungen so weit, als er selbst, verschlingt, ohne daß er sein Bett irgend erweiterte — sieht man auf der Karte, daß er den mächtigen Missouri, den breiten Ohio, den Arkansas und Red-River, allesammt größer als der Rhein, in sich aufnimmt, so beginnt man das Maß seiner Tiefe zu ahnen, und vor der Masse des flüssigen Elements zu staunen, welche, in sein Bett gezwängt, dem Ziele der Ströme zufluthet. Und wie er selbst, so gewaltig wird dereinst auch die Entwickelung seiner Uferstaaten sein. Wenn wir von den Myriaden Menschen lesen, die im Alterthume die Gestade des Nils bewohnten, und die weiten Flächen zur Rechten und Linken des Mississippi damit vergleichen, so erblicken wir eine Welt vor uns, vor welcher selbst dem Nüchternen die Gedanken verschwimmen.

[212]

---

24. Der Llano Estacado.

(B. Möllhausen.)

Die Hochebene, oder el Llano Estacado (die abgesteckte Ebene), die sich über vier Längen- und vier Breitengrade erstreckt, erreicht an ihren hervorragendsten Punkten eine Höhe von 4707 Fuß, und die durchschnittliche Erhebung wird auf 4500 Fuß, also 222 Fuß über ihrer Basis, gerechnet. Der Boden auf derselben ist sandig, und horizontale Lagen von rothem und weißem Sandstein ziehen sich von einer Grenze bis zur anderen. Nur wenig von dieser ausgedehnten Fläche ist bis jetzt bekannt, indem Reisende sich scheuen, in Regionen vorzudringen, wo sie durch gänzlichen Mangel an Holz und Wasser dem Untergange preisgegeben sein würden, und abgesehen davon, daß das Ersteigen derselben nicht zu den leichtesten Arbeiten gehört, bequemt man sich doch ungern dazu, einzelne Ecken derselben abzuschneiden, um dadurch einen großen und beschwerlichen Umweg zu sparen.

Der Mond war eben untergegangen und Dunkelheit an die Stelle der lichten Beleuchtung getreten, als das Signal zum Rüsten gegeben wurde. Undurchdringliche schwarze Finsterniß lag in den Schluchten und Thälern geheimnißvoll und nur undeutlich stachen die Thürme und Wälle der Hochebene gegen den tiefgrauen Himmel ab. Wir hatten noch zwei Stunden vor dem Aufgange der Sonne, als der erste Schein im Osten das Herannahen des jungen Tages verkündete, breite, milchweiße Strahlen nach allen Richtungen aussendete und in regelmäßigen Zwischenräumen das Firmament bis zum Zenith hinauf bedeckte. Es war kein gewöhnliches Morgenroth, welches schon eine matte Beleuchtung auf die dunklen Schatten geworfen hätte; es war noch zu früh, um ein solches erwarten zu können, denn die äußersten Streifen, die sich schräg gegen Norden und Süden hinneigten, ließen leicht berechnen, wie tief die Sonne noch stehen mußte. Licht ging von den Strahlen Anfangs nicht aus, die bleiche Farbe derselben ließ im Gegentheil den Himmel in noch dunklerem Grau erscheinen.

Als die Strahlen eine röthliche Färbung anzunehmen begannen und dann ein magisches Licht verbreiteten, welches allmälig zunahm und die Dämmerung erzeugte, glimmten nur noch Kohlen in dem verlassenen Lager, in deren Nähe hungrige Wölfe sich um die Abfälle des Frühmahles bissen. Wir waren schon weit fort, einzelne Reiter hielten auf der Hochebene und rüstig folgte ein Wagen dem anderen die steile Höhe hinauf. Oben angekommen, rollten die Räder leicht auf der glatten Fläche, auf der sie keinen Widerstand fanden; kaum merklich lehnten sich die Thiere in die Geschirre und die schweren Lasten folgten willig und leicht nach. Blitzender Glanz im fernen Osten lenkte alle Blicke nach der Richtung hin, wo dunkelglühend die Sonne dem Llano Estacado entstieg. Gerade so erhebt sich die Sonne aus dem endlosen Ocean, wenn die wilden Wogen schlafen, kein Hauch die spiegelglatte Fläche trübt und ein feuriger Streifen sich von der Sonne bis zu dem Beobachter erstreckt. Auch auf dem Llano fehlte der glanzvolle Schein nicht, doch nicht auf glatter Wasserfläche brachen sich die ersten Strahlen, sondern in Milliarden von Thautropfen, die verschwenderisch die dürren Halme und Gräser beschwerten. Auf dem Ocean späht Jeder, sobald der junge Tag erwacht ist, am fernen Horizont nach Segeln und freut sich bei dem Anblick eines solchen; er fühlt sich dann nicht verlassen und allein in der erhabenen Einsamkeit. Auf dem Llano schweifen des Wanderers Blicke vergeblich in die Ferne, kein Baum, kein Strauch grüßt dort sein Auge. Das spiegelglatte Meer schläft nur, und wie das Athmen eines Leviathans verrathen die Schwellungen sein Leben; der Llano Estacado aber ist todt, und geheimnißvoll baut die Mirage ihre trügerischen Nebelbilder auf derselben.

Bei weiterem Fortschreiten wurden wir durch eine breite Schlucht aufgehalten, welche sich von Norden nach Süden erstreckte und durch die zerrissenen Ufer und Nebenspalten andeutete, wie die schweren Regen nicht nur an dem Rande der Hochebene emsig nagen, sondern auch mitten auf derselben die dicken Sandsteinlagen durchbrechen, und dann nach allen Richtungen zerstörend wirken, um neue Thäler bilden zu

können. Es war der Encampment Creek, an welchem unsere Expedition hielt und sich dann einen Weg hinunterbahnte, um unter vereinzelten, schattigen Pappelweiden die Wagen zusammenzufahren und den Thieren einige Stunden Ruhe zu gönnen. Dann zogen wir weiter.

In kurzer Entfernung vom Encampment Creek schauten wir noch einmal zurück, doch zeigte sich überall nur die Ebene in ihrer ganzen Oede und Einförmigkeit, die Spalten und Schluchten mit ihrer spärlichen Vegetation waren unseren Augen schon entzogen.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange entgegen, als noch ein weites, unabsehbares Feld sich vor uns ausdehnte und uns darauf vorbereitete, an diesem Tage ein spätes Nachtlager zu finden.

Kleine Heerden von Antilopen begleiteten den Zug und sprengten neugierig in geringer Entfernung an demselben auf und ab, neckten die jagdlustigen Schützen, munterten sie immer wieder zu neuen erfolglosen Anstrengungen auf, führten sie weit von dem Zuge fort und wie im Fluge eilten sie zurück, um sich wieder in den ungewohnten Anblick von Reitern und Wagen zu versenken. Schräger fielen die Strahlen der Sonne auf die Ebene, bis sie endlich den kleinen Hügeln der weit ausgedehnten Dörfer der Prairiehunde kurze Schatten entlockten, die sich verlängerten und endlich einander berührten; der trockene Wind, der während des Tages über die graue Fläche hingestrichen, schlief ein und ließ das leiseste Geräusch aus weiter Ferne zu unseren Ohren bringen. Wie Gemurmel klang der Chor der feinen Stimmchen von Tausenden der fröhlichen Erdbewohner durch die stille Abendluft, matt schnaubten die ermüdeten Thiere, der Staub, der während des Tages von dem Luftzuge entführt worden war, wirbelte vor ihnen auf, vermischte sich mit ihrem Athem und wurde ihnen beschwerlich; wir Alle schauten gegen Westen, doch Nichts verkündigte uns das Ende des Llano Estacado und das Ziel eines langen, ermüdenden Marsches. Immer tiefer sank die Sonne und wie ein feuriger Ball lag sie wenige Momente lang auf der öden Fläche; doch nicht funkelnd und strahlend wie am frühen Morgen, sondern dunkelrothglühend warf sie ihre Scheideblicke auf die müden Wanderer, auch die Sonne sah ermattet von ihrer weiten Reise aus, träge und schläfrig begab sie sich zur Ruhe, führte neidisch die Dämmerung mit sich fort, und Nacht verhüllte die Reisenden und ihre Straße.

Wenn am Tage schon die spiegelglatte, unabsehbar hingestreckte Prairie an den weiten Ocean erinnerte, so gehörte bei Nacht nur wenig Einbildungskraft dazu, sich am Meeresstrand oder auf einer kleinen Insel in der großen Wasserwüste des Oceans zu wähnen. Das nächtliche Schauspiel ward durch den Aufgang der Gestirne am äußersten Saume der Ebene verschönert. Sie stiegen auf wie am Meeres-Horizont, funkelnd an der tiefblauen Himmelsfläche; der hochgekrümmte Bogen der Milchstraße goß sein mildschimmerndes Licht über uns aus. Das erhabene Schauspiel der aufsteigenden und niedersinkenden Sternbilder erfüllte uns mit ernsten, frommen Betrachtungen. Schweigend wie ein schwarzer Schatten verfolgte unsere Expedition die dunkele Straße. Ein mildes Licht im Osten verkündigte den baldigen Aufgang des Mondes; es verstärkte sich, bis es dem röthlichgelben Schein einer fernen Feuersbrunst glich; die Atmosphäre wurde heller und verbleichte allmälig den Glanz der Sterne, bis in glühender Röthe die Scheibe des Mondes sich von der Ebene trennte, die, von magischem Lichte übergossen, vor uns lag. So bewundert, auf das fern erleuchtete Meer hinblickend, der Schiffer das oft gesehene große Schauspiel des Aufganges, wenn er müßig auf dem Verdeck schreitet und darüber die Windstille vergißt.

[264]

25. Die Indianer der Prairie.

(Theodor Waitz.)

Dichte Wälder und Gebirge, die nur unzureichende oder gar keine vegetabilische Nahrung darbieten, nöthigen zum Jägerleben, das vor Allem die Bevölkerung in kleine, isolirt von einander lebende Gruppen theilt, weil ein solches die ausschließliche Beherrschung einer größeren

Länderstrecke durch verhältnißmäßig Wenige zur Nothwendigkeit macht, wovon eine weitere Folge ist, daß eine höhere Civilisation sich nicht entwickeln kann. Muth, körperliche Kraft und Gewandtheit, Ausdauer in der Anstrengung, so weit sie nöthig ist, sind die natürlichen Eigenschaften eines Jägervolkes, an die sich ein wild kriegerischer Sinn um so gewöhnlicher anschließt, als der Jäger oft sich genöthigt sieht, dem Wilde nachzuziehen und den Kampf um die eigene Existenz mit Anderen aufzunehmen, deren Gebiet er betreten hat. Nahrung, Kleidung und Wohnung müssen dem Jäger von den Thieren geliefert werden, die sich ihm darbieten. Die Fertigkeiten, die er sich aneignet, um sich ihrer zu bemächtigen, richten sich nothwendig größtentheils nach der Lebensart dieser Thiere und bleiben auf einer niederen Stufe der Ausbildung stehen, so lange ihre Ausübung gerade hinreicht, um die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Die Werkzeuge, deren er sich dazu bedient, muß er ebenfalls unmittelbar aus seiner Naturumgebung entnehmen. Holz, Steine, Thierknochen liefern ihm dazu zunächst das Material, bis etwa die Benutzung von Metallen, wenn sich ihm solche darbieten, ihn einen Schritt weiterführt.

Wie die Gegenwart einer einzigen Thierart die ganze Lebensweise des Indianers sehr wesentlich verändern kann, zeigt hauptsächlich der amerikanische Büffel (Bison), der sich nur in den großen Prairien findet. Diese Prairien selbst, welche sich in Nordamerika vorzugsweise von dem Mississippi bis zum Felsengebirge über ein ungeheures Ländergebiet erstrecken, gewähren im Vergleich mit den großen Wäldern auf der Ostseite des Mississippi dem Wanderleben eine sehr bedeutende Erleichterung, und hierin eben liegt der hauptsächlichste Grund davon, daß die Indianerstämme, welche im Westen dieses Flusses leben, fast durchgängig umherziehende Jäger ohne allen Ackerbau sind, während im Osten desselben die minder ergiebige Jagd, die oft für sich allein keinen ausreichenden Lebensunterhalt gewährt, den Indianer genöthigt hat, sich zu einem, wenn auch meist sehr unvollkommenen Landbau zu bequemen, der natürlich für ihn das Wandern noch stärker erschweren mußte. „Die einzigen Ackerbau treibenden Völker westlich vom Mississippi, sagt Gallatin, sind die Sauks und Fuchsindianer vom Algonkinstamme, nördlich vom rothen Fluß, die Pawnies und nur drei Völker der Sioux-Familie, die zur südlichen Gruppe gehören, außer den Mandans und den festsitzenden Minataries. Die sechs westlichen Völker der Dacotahs, die Assiniboins, Krähenindianer und anderen Stämme, mögen sie östlich oder westlich vom Felsengebirge wohnen, haben gar keinen Landbau; die im Osten des Felsengebirges nähren sich hauptsächlich vom Fleische des Büffels."

Der Büffel lebt in großen Heerden oft von vielen Hunderten beisammen. Seine Jagd gewährt reichliche Nahrung und es bedarf zu ihr weniger List und Geschicklichkeit, als Schnelligkeit. Ohne das Pferd würde sie dem Indianer kaum möglich sein, oder doch so geringe Ausbeute gewähren, daß er noch anderer Hilfsquellen zu seinem Lebensunterhalt bedürfen würde. Wie spärlich und unzureichend aber diese letzteren in dem Büffellande sind, wird man leicht aus folgender Schilderung Parkmans entnehmen:

„Hat Jemand Lust, die Prairien zu besuchen, und wählt er dazu den Weg des Platteflusses (den besten vielleicht, den es giebt), so darf er nicht glauben, das Paradies seiner Phantasie dort zu finden. Ein mühseliger Eingang erwartet ihn, er muß lange Geduld haben, bis er die Schwelle überschreitet und ‚die große amerikanische Wüste' wirklich betritt, diese dürren Einöden, wo der Büffel und der Indianer wohnt, wo selbst jeder Schatten von Cultur hundert Meilen weit hinter ihm liegt. Das zwischenliegende Land, der große und fruchtbare Gürtel, der sich mehrere hundert (engl.) Meilen vor der eigentlichen Grenze hinzieht, wird wohl den gewöhnlichen Vorstellungen, die man von den Prairien hat, ziemlich gut entsprechen, denn von diesem Landstriche haben Touristen und Maler, Dichter und Novellisten, die selten weiter vorgedrungen sind, die Bilder entlehnt, die sie von der ganzen Gegend entworfen haben. Wer ein Malerauge hat, dem wird seine Prüfungszeit nicht ganz interesselos hinfließen. Die Scenerie, zwar nicht großartig, ist anmuthig und gefällig. Da giebt es weite Ebenen, die das Auge nicht ermißt, grüne Wellen, dem sanften Wogen des Meeres ähnlich, einen Reichthum von Flüssen, deren Windungen alle mit Baumgruppen bekränzt und von zerstreuten kleinen Wäldern besetzt sind. Aber mag die Begeisterung noch so groß sein, das Feuer des Bewunderers wird sicher gedämpft. Sein Wagen wird im Schlamm

stecken bleiben, seine Pferde werden sich losmachen, das Geschirr nicht halten, die Achsen nicht fest genug sein. Ein weiches Bett wird er haben, nämlich oft von schwarzem Schlamm in reichster Fülle. Was die Nahrung betrifft, so muß er sich mit seinen Zwieback- und Salzvorräthen begnügen, denn, so seltsam es auch scheinen mag, dieser Landstrich hat sehr wenig Wild. Indem er weiter vordringt, sieht er freilich die mächtigen Geweihe des Elenthiers im Grase an seinem Wege halb verwittert liegen, und noch weiterhin die gebleichten Schädel der Büffel, die einst in dieser jetzt verlassenen Gegend umherschwärmten. Vielleicht reist er volle vierzehn Tage und sieht auch nicht einmal die Fährte eines Rehes, im Frühjahr giebt es nicht einmal einen Prairiehahn.

Doch ihn zu entschädigen für diesen unvorhergesehenen Mangel des Wildes, wird er heimgesucht von Ungeziefer ohne Zahl. Die Wölfe geben ihm Nachts ein Concert und schlüpfen um ihn her bei Tage, gerade etwa Büchsenschußweite, sein Pferd tritt in Dachslöcher, aus jedem Sumpf und jeder Pfütze bellen, schreien und trillern ihm Legionen von Fröschen entgegen, unendlich mannigfaltig in Farbe, Gestalt und Größe. Schlangen im Ueberfluß gleiten unter dem Fuße seines Pferdes hin und besuchen ihn still in seinem Zelte des Nachts, während das unaufhörliche Summen unzähliger Moskitos den Schlaf von seinem Auge scheucht. Durstig vom langen Ritt in der brennenden Sonne über die grenzenlose Weite der Prairie kommt er endlich zu einem Wasserpfuhl, er steigt ab, um zu trinken, und entdeckt eine Gesellschaft junger Kröten, die am Boden seiner Schale spielen. War er den ganzen Morgen der durchdringenden schwülen Sonnenhitze ausgesetzt, so überfällt ihn mit abscheulicher Regelmäßigkeit gegen vier Uhr Nachmittags ein Gewitter und durchnäßt ihn bis auf die Haut."

Die großen Prairien erstrecken sich im Allgemeinen in der Richtung von Westen nach Osten, vom Felsengebirge bis zur Grenze von Louisiana, Arkansas, Missouri und bis zum oberen Mississippi in der Richtung von Norden nach Süden etwa von der Nordgrenze der Vereinigten Staaten bis an die Küste von Texas —, ein großes Viereck von mehr als einhundertfünfzig deutschen Meilen durchschnittlicher Breite und ungefähr doppelt so großer Länge. Nur die sogenannten schwarzen Hügel bilden darin einen Ausschnitt, welcher kein Prairieland ist. Von diesem selbst ist fruchtbares Land nur der Küstenstrich von Texas, der Grenzstrich der Prairien an den vorhin genannten Staaten in einer Breite von vierzig bis fünfzig deutschen Meilen und das Land am oberen Mississippi, nebst dem Iowagebiet. Was nach diesem Abzug von jenem Viereck übrig bleibt, ist in seinem östlichen Theile, den eine Linie von der Mündung des St. Petersflusses bis zum unteren Lauf des Rio del Norte etwa in der Mitte durchschneiden würde, eine fast ununterbrochene Ebene, auf der sich meist nur einzelne, bisweilen meilenweit zerstreute Bäume finden. Der Boden ist (außer dicht an den Flüssen) grober Sand und Lehm, in dem es schwer ist, Pfähle einzurammen zur Befestigung der Thiere oder Zelte; er trägt jedoch nahrhaftes kurzes, hartes Gras. Der östliche Theil der Prairien, im Osten der schwarzen Hügel, am Plattefluß und Arkansas, am Felsengebirge und im Osten von Neu-Mexico ist die dürre Fläche, die gewöhnlich die große amerikanische Wüste genannt wird. Der Boden ist dunkeler, mit Sand gemischter Kies, und nur wenige kleine Strecken, namentlich an den Flußufern, sind mit langem Prairie- oder Büffelgras bedeckt, andere mit wildem Wermuth, aber selbst die wenigen Spuren der Vegetation verringern sich und verschwinden endlich ganz, wenn man sich dem Gebirge nähert. Büffeldistricte finden sich auch im Nordwesten von Mexico.

Man bemerkt von selbst, daß in einem solchen Lande der Büffel das einzige Subsistenzmittel für den Indianer ist, daß er deßhalb mit ihm wandern und auf fremdes Gebiet ihm folgend zum Krieger werden muß, nicht um Eroberungen zu machen, sondern um sein eigenes Leben zu erhalten.

„Die westlichen Dacotahs haben keine festen Wohnsitze. Jagend und kämpfend wandern sie unaufhörlich Sommer und Winter hindurch. Einige folgen den Büffelheerden in den öden Prairien, andere jagen im Gebirge. Der Büffel versorgt sie mit fast allen ihren Lebensbedürfnissen, mit Wohnung, Nahrung, Kleidung und Zunder, mit Sehnen für ihren Bogen, mit Zwirn, Stricken und Zugseilen für ihre Pferde, mit Decken auf ihre Sättel, mit Gefäßen für das Wasser, mit Kähnen, Leim und allen Mitteln, um von den Handelsleuten zu kaufen, was sie wünschen. Wenn der Büffel zu Grunde geht, müssen sie ebenfalls verschwinden.

Krieg ist ihr Lebenselement. Gegen die meisten Nachbarstämme nähren sie einen erbitterten, tödtlichen Haß, der vom Vater auf den Sohn forterbend durch beständige Angriffe und nie ruhende Rache immer wieder aufs Neue angefacht wird. Dies hauptsächlich ist es, was sie zu kühnem Handeln und kräftiger Anstrengung treibt und vor gänzlicher Stumpfheit des Geistes und völligem Versinken bewahrt. Ohne diesen kräftigen Stachel würden sie den unkriegerischen Stämmen jenseit des Gebirges gleichen, die in den Höhlen und unter den Felsen zerstreut leben und von Wurzeln, Eidechsen und Schlangen sich nähren. Diese letzteren besitzen nur wenig Menschliches außer der Gestalt; aber der stolze und ehrgeizige Dacotah-Krieger kann sich bisweilen wahrer Heldentugenden rühmen."

Diese Bemerkung erinnert sogleich daran, wie die Ungunst der äußeren Verhältnisse da, wo sie einen hohen Grad erreicht und wo mächtigere Nachbarn es unmöglich machen, ihr durch Auswanderung zu entfliehen, den Menschen immer einer völligen Verkümmerung preisgiebt, physisch sowohl als moralisch. Ein trauriges Beispiel hiervon geben namentlich die Hasenindianer am Mackenzie, zwischen dem großen Sclaven- und Bären-See. Ihre Anzahl ist in raschem Abnehmen begriffen und ihr Elend steigt nicht selten so hoch, daß sie aus Noth zu Menschenfressern werden, oder daß ihr eigener Abscheu vor diesem letzten Mittel, ihr eigenes Leben zu fristen, sie dazu treibt am Leben verzweifelnd ihre Familie und sich selbst zu ermorden. Ihre Nachbarn dagegen, wie namentlich die Hundsrippenindianer, besitzen das Renthier, nähren und kleiden sich besser, sind gesund und prosperiren. In ähnlicher Lage wie jene scheinen sich auch die Takholis in Neucaledonien zu befinden, der westlichste Stamm der Athabasken. Sie leben hauptsächlich vom Lachsfang, essen vorzüglich gern faules Fleisch und werden als äußerst roh, träge und schmutzig geschildert. Ihre Wohnungen sind oft bloße Erdhöhlen, die sie sich graben.

So finden sich auch in Amerika tiefgesunkene Indianervölker — gesunken durch einen langen harten Druck der äußeren Lebensverhältnisse — während ihre Stammverwandten ihnen an Intelligenz und Geschicklichkeit, sittlicher Bildung und Energie weit überlegen sind, ebenso wie die Buschmänner in Afrika, in einem wüsten, steinigen Lande zu leben und von Wurzeln, Heuschrecken, Eidechsen, Schlangen und dergleichen sich zu nähren gezwungen, in jeder Beziehung tiefer stehen, als selbst die ihnen verwandten Hottentotten.

Das dürftigste und elendeste Leben führen die Indianervölker, welche ausschließlich oder auch nur vorzugsweise sich auf Flußfischerei angewiesen finden, wie die vorhin genannten, besonders auch deßhalb, weil diese Lebensweise nur wenig dazu beitragen kann, sie zum Kriege tüchtig zu machen und damit alle diejenigen Eigenschaften bei ihnen zu entwickeln, durch die sie sich allmälig auf eine etwas höhere Stufe der Bildung erheben könnten. Günstiger gestalten sich die Verhältnisse, wenn die Fischerei nur als zeitweise Hülfsquelle benutzt zu werden braucht, so lange andere Subsistenzmittel fehlen.

Wie die Fischerei in den Flüssen als blos zeitweises Auskunftsmittel von manchen Indianervölkern ergriffen wird —, Schifffahrt auf dem Meere ist ihnen gänzlich unbekannt —, so wird von anderen auch der Landbau nur nebenbei, namentlich neben der Jagd, getrieben und zwar meist mit sehr geringer Sorgfalt. Diese Art von Landbau hat für sie in vielen Fällen nicht einmal die Folge, daß sie ihr Wanderleben aufgeben; sie säen ihren Mais, ernten ihn ab und ziehen dann wieder weiter, um in einer anderen Gegend dasselbe wieder von Neuem zu gewinnen. Manche finden sich gar nicht in der Nothwendigkeit, das Land selbst zu bauen, weil sie nur zu sammeln brauchen, was von selbst wächst, wie namentlich der wilde Reis im Nordwesten der großen Prairieländer, wo er sich in so ungeheuerer Menge findet, daß die Weiber auf Kähnen umherfahrend jedesmal so viel ausklopfen, als sie gerade brauchen.

Während viele Indianervölker von unvollkommenem Landbau und daneben hauptsächlich im Winter von der Jagd sich nähren, hat dagegen bei anderen der erstere so sehr die Oberhand gewonnen, daß sie dadurch völlig an das Land ihrer Väter gebunden sind; doch können auch diese der Jagd nicht vollständig entbehren, weil sie keine Hausthiere besitzen. Es ist dies von großer Wichtigkeit, denn in diesem Umstande liegt der Hauptgrund, weßhalb sie genöthigt sind, auf einer niederen Stufe der Cultur stehen zu bleiben. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß in Amerika nur die Peruaner in

früherer Zeit insbesondere durch den Besitz des Lama und Alpaca, der Kartoffel und Quinoa günstiger gestellt waren, als die anderen Stämme, und daß außer ihnen die neue Welt durchaus kein Volk besaß, das ein Hirtenleben führte. Erst durch die Weißen erhielten sie Hausthiere, denn selbst die Pferde, welche die Büffeljäger von Nordamerika besaßen, wurden von ihnen nicht zur Zucht benutzt, sondern jedesmal einzeln in der Wildniß eingefangen, so oft und in so großer Zahl sie ihrer gerade bedurften; und in Südamerika diente das Pferd, als es von den Weißen eingeführt war, nur dazu, die Eingebornen bei ihrem Jägerleben festzuhalten und zu unterstützen. Der Hund aber, den die Indianer noch außer dem Pferde halten, konnte für sich allein natürlich keinen so großen Einfluß auf ihre ganze Lebensweise ausüben, daß sie aus Jägern zu Hirten durch ihn geworden wären. [311]

---

26. Die Comantschen.

(B. Möllhausen.)

Die kriegerische und weitverzweigte Nation der Comantschen theilt sich in drei besondere Stämme, der nördlichen, der mittleren und der südlichen Comantschen, deren jeder einzelne wiederum in verschiedene Banden zerfällt, die, von angesehenen Kriegern, Medicinmännern oder kleinen Häuptlingen geführt, die großen Prairien in allen Richtungen durchstreifen. Die nördlichen sowie die mittleren Comantschen folgen beständig den wandernden Büffeln, von deren saftigen Fleische sie fast ausschließlich leben; sie werden daher von ihren Nachbarn gewiß nicht mit Unrecht die Büffelesser genannt. Die weite Steppe ist ihre liebe Heimat und einem unwiderstehlichen Hange zum Wandern nachgebend, ziehen sie in dieser öden und ungastlichen Ebene von Ort zu Ort, wo nur das Einathmen einer reinen, den Körper kräftigenden Atmosphäre sie für den Mangel an Holz und Wasser zu entschädigen vermag. Ihr Gebiet ist frei von Sümpfen, stehenden Wassern und dichten Waldungen, in denen sich schädliche Miasmen erzeugen, tödtliche Fieber verbreitend. Die Luftströmungen finden kein Hinderniß auf der endlosen Fläche, sie streichen von allen Seiten darüber hin und reinigen die Luft, welche der freie Steppenbewohner mit Wonne einathmet, welche seinen Körper stählt und seinen Geist kräftigt.

Frei und glücklich fühlt sich der Comantsch-Indianer nur in der Heimat, frei wie die unabsehbare grüne Ebene, die er durchstreift; außer seinen Pferden kennt er keinen Reichthum als den, welchen er dem Büffel und der Antilope abgewinnt: diese geben ihm Nahrung, Kleidung und Obdach, mithin Alles, was im Bereich seiner Wünsche liegt; seine Gedanken sind nicht beschäftigt mit Sorgen für den folgenden Tag; er sucht seine Ehre im Kampfe mit dem Feinde und in der unübertrefflichen Handhabung seines Pferdes.

Von frühester Kindheit bis zum spätesten Greisenalter ist der Comantsche im Sattel; dort ist er zu Hause, dort zeigt er sich auf die vortheilhafteste Weise. Sein Körper, der beim Gehen jeder Grazie entbehrt, ist auf dem Rosse wie umgewandelt, wenn seine schlanken Glieder sich fest an die dampfenden Seiten des wilden Renners schließen. Die Bewegungen des Pferdes theilen sich auf gefällige Weise dem Reiter mit, der vermittelst des einfachen Zaumzeuges und einer schweren Peitsche sein Thier zu den unglaublichsten Kunststücken zwingt und sich selbst dann für den größten und unabhängigsten Herrn auf dem ganzen Erdboden hält. So tummeln sich oft Haufen dieser Wilden in den buntesten Schlangenlinien durcheinander; ausgelassen hängen sie bald an der einen, bald an der anderen Seite der Pferde, während sie mit erstaunlicher Genauigkeit Pfeile und Lanzen unter dem Halse ihrer Thiere hindurch einem ausgesteckten Ziele zusenden.

Einen prächtigen Anblick gewährt eine solche Schaar dem Beobachter, dem der Gedanke nicht fern bleiben kann, daß die fortwährende Uebung, welche diese Leute zu den geschicktesten Reitern der Welt heranbildet, sie auch zu gefährlichen

Feinden auf ihren Raub- und Kriegszügen machen muß.

Jeder Comantsche-Krieger hält sich ein besonderes Streitroß, bei dessen Wahl mehr auf Schnelligkeit, als auf andere gute Eigenschaften Rücksicht genommen wird. Dieses ist, wie bei den arabischen Stämmen, sein bester Freund, sein heiligstes Gut und durch keine Schätze der Welt von ihm zu erlangen; er besteigt es nur zum Kampfe, bei besonderen Gelegenheiten oder zur Büffeljagd; kehrt er dann heim von dergleichen Ausflügen, so erwarten ihn seine Weiber an der Thüre seines Wigwams, nehmen das Lieblingsroß in Empfang, um es zu liebkosen und mit der größten Sorgfalt zu pflegen.

Der einzige Reichthum dieser Stämme besteht, mit Ausnahme einiger wenigen Hausgeräthe, in Pferden und Maulthieren, welche größtentheils in den Ansiedelungen der Weißen geraubt werden, wie aus den verschiedenen Brandzeichen, welche die Thiere tragen, zu erkennen ist. Da das Aneignen fremden Eigenthumes bei ihnen als Ehrensache gilt und ein junger Mann noch nicht zu den Kriegern gezählt wird, wenn er nicht schon von einigen Raubzügen in die mexicanischen Provinzen mit Erfolg zurückgekehrt ist, so versteht es sich von selbst, daß die glücklichsten Diebe nicht allein den größten Reichthum, sondern auch mit diesem das bedeutendste Ansehen erlangen. Als Beleg hierfür mag die naive Aeußerung eines greisen Kriegers über seine beiden Söhne dienen, die er mit Stolz die Freude und die Stütze seines hohen Alters nannte, indem sie nicht nur hübsche junge Leute seien, sondern auch besser als irgend einer der ganzen Nation Pferde zu stehlen verständen. Es kann also nicht in Verwunderung setzen, wenn man Comantsche-Krieger findet, die durch Glück und Verwegenheit ihren Reichthum bis auf zweihundert Thiere gebracht haben.

Zu solchen Raubzügen, die wegen der damit verbundenen Gefahren und Entbehrungen in den Rang der Kriegszüge gestellt werden, vereinigen sich sechs bis dreißig junge Leute. Jeder rüstet sich mit einem Pferde und den nöthigen Waffen aus, um eine Hunderte von Meilen lange Straße durch die Steppe zu ziehen, wo das gelegentlich erlegte Wild ihnen oftmals nur die kärglichste Nahrung gewährt. So reisen sie Monate lang weiter, bis sie sich endlich den Ansiedelungen nähern; dort lauern sie so lange in einem Hinterhalte, bis sie den günstigen Zeitpunkt wahrnehmen, in welchem sie mit Geschrei und Heulen auf die Wächter einer einsam weidenden Heerde stürzen, dieselben verjagen oder, im Falle des Widerstandes, niedermachen, um Weiber und Kinder gefangen fortzuschleppen und ungestört mit der reichen Beute den Rückweg zu ihren Wigwams anzutreten. Hier treffen sie häufig erst nach einer Abwesenheit von zwei Jahren wieder ein, da es mitunter lange währt, ehe ihr räuberisches Vorhaben mit Erfolg gekrönt wird und jeder sich vor der Schande fürchtet, mit leeren Händen zu den Seinigen heimzukehren.

Die andere Art, auf welche die Prairie-Indianer ihren Reichthum an Pferden vergrößern, besteht in dem Einfangen der Mustangs oder wilden Pferde. Die wilden Pferde der amerikanischen Steppe sind klein, aber kräftig gebaut; sie zeichnen sich aus durch ein feuriges Auge, scharfe Nase, weite Nüstern, zierliche Beine und Füße und sind unzweifelhaft die Abkömmlinge einer Race, die zur Zeit der Eroberung Mexicos durch die Spanier, als die arabische Race in der Halbinsel schon sehr gemischt war, dort eingeführt wurde, seitdem verwilderte, sich vermehrte und zuletzt in Heerden von Tausenden die Prairien von den Küstenländern von Texas und Mexico bis hinauf an den Yellowstone River, einen Zufluß des nördlichen Missouri, belebte.

Die Indianer lernten bald den Nutzen der neuen Thierart kennen und schätzen: mit denselben waren sie leichter im Stande, flüchtiges Wild zu überholen, auf ihren Wanderungen konnten sie dieselben als Lastträger benutzen und waren Büffel und sonstiges Wild ferne, so sicherte das Fleisch der Mustangs sie vor Noth. Obgleich die Comantschen, sowie die meisten Prairie-Indianerstämme, sich Pferde zu ihrem Gebrauch auf unrechtmäßige Weise aus den Ansiedelungen der Weißen verschaffen, so ist das Einfangen der Mustangs doch immer eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen, der sie sich mit aller Leidenschaft, mit aller Wildheit, deren die unbändigen Kinder der Natur fähig sind, sowie nur die günstige Gelegenheit sich darbietet, hingeben.

Mit dem Lasso, einer vierzig Fuß langen, aus rohem Leder geflochtenen Leine, und einer schweren Peitsche versehen, folgt der Comantsche auf seinem Renner der flüchtigen Heerde. Unbarmherzige Schläge bringen sein Roß in die erforderliche Nähe, um den Lasso mit Erfolg

gebrauchen zu können, und ohne die Schnelligkeit der Bewegung seines Pferdes zu mäßigen, läßt er die wirbelnde Schlinge seiner Hand mit Sicherheit entfliegen, so daß sich dieselbe genau unterhalb des Kopfes um den Hals eines auserlesenen Opfers legt. Es erfolgt dann ein kurzer Kampf, und der Mustang, unfähig zu athmen, stürzt zusammen. Ein fesselnder Riemen wird schnell um die Vorderfüße geschlungen und dann erst die Schlinge am Halse so weit gelöst, um das Leben nicht gänzlich entfliehen zu lassen. Der wilde Reiter befestigt eine zweite Schlinge um den Unterkiefer seines Gefangenen, wodurch derselbe ganz in seine Gewalt gegeben wird, haucht ihm mehrmals in die geöffneten Nüstern, entfernt die Fesseln vom Halse und von den Füßen, schwingt sich auf seinen Rücken; es folgt ein kurzer Ritt auf Leben und Tod und er fügt das nunmehr gebändigte und zu seinem Gebrauche hinlänglich gezähmte Pferd zu seiner Heerde. So wild und grausam der Indianer auch immer für dergleichen Unternehmungen zu Werke gehen mag, so ist er doch äußerst vorsichtig, um nicht zugleich mit der Wildheit auch den feurigen Geist des Mustangs zu brechen, in welchem Falle das Fleisch des vollständig geschwächten Thieres der einzige Lohn für eine anstrengende und gefahrvolle Jagd sein würde. [264]

---

27. San Francisco.

(**Karl Rühl.**)

Die Stadt entstand im Jahre 1835 und hieß zuerst nach einem in ihrer Umgebung häufig gefundenen Heilkraute Yerba Buena (gutes Kraut). Im Jahre 1847 wurde der Name in San Francisco abgeändert. Zu jener Zeit wohnten dort in ungefähr fünfzig Häusern, von denen die meisten von Holz, einige auch aus getrockneten Lehmziegeln (Adobe) gebaut waren, ungefähr fünfhundert Mexicaner, Indianer und Fremde, welche nach der Goldentdeckung im Jahre 1848 zum größten Theil die Stadt verließen, um nach den Golddistricten zu gehen. Die Bay erstreckte sich damals noch bis zur Montgomery Street. Erst in den folgenden Jahren, als durch die Einwanderung die Stadt sich vergrößerte, wurde ein kleiner Theil der Bay theils durch Auffüllung, theils durch Einrammen von Pfählen zur Anlegung von Straßen und Bauplätzen benutzt. Die ersten Einwanderer machten es sich den Umständen angemessen in Zelten bequem, an deren Stelle aber bald Holzhäuser traten. Die Feuer im Jahre 1850, 1851 und 1852 legten den größten Theil der Stadt in Asche. Die Energie der Bevölkerung ersetzte aber bald das Zerstörte; auch wurden viele größere feuerfeste Steingebäude aufgeführt. Wie rasch die Gebäude sich vermehrten, erscheint jetzt wie ein Traum.

Von den Hügeln herab blickt man auf die Häusermasse und fragt sich staunend, wie es möglich war, daß in siebzehn Jahren aus einer Ansiedelung von nur wenigen Häusern eine Stadt von solcher Ausdehnung hat entstehen können. Mehr als alles Andere muß diese unwiderlegbare Thatsache des raschen Emporblühens von San Francisco jeden Zweifel an der Lebensfähigkeit des ganzen Staates heben. Auf den unbemittelten Mann muß dieselbe einen Eindruck machen, der seine Willenskraft mächtig anspornt und steigert; denn alles Das ist ja durch die Thätigkeit von Leuten errichtet und erworben worden, von denen die meisten über nichts Anderes zu gebieten hatten, als über ihren gesunden Sinn, ihre Energie und ihr Vertrauen auf ihr gutes Glück.

Die Zahl der Häuser in Stadt und County San Francisco betrug im August 1865 im Ganzen 15,518, wovon 12,268 Holzhäuser und 3250 Steingebäude waren. Die gesammte permanente Population beträgt 110,000.

Die Straßen von San Francisco sind geradlinig und durchschneiden einander im rechten Winkel, nur die hundertundzwanzig Fuß breite Market Street läuft von der Bay aus in schräger Richtung, die Querstraßen durchschneidend. Auf der südlichen Seite der Market Street ist die Stadt in größere Blocks ein-

getheilt, und die Hauptstraßen sind breiter als in dem nördlichen Stadttheile. In letzterem, dem zuerst angesiedelten Theile, sind die Straßen sehr unzweckmäßig und schmal angelegt. Zur Zeit der Vermessung hatte man natürlich noch keine Ahnung von der späteren Regsamkeit und dem raschen Wachsthum der Stadt. Schon jetzt hat man es für nöthig erachtet, die Erweiterung von Kearney Street um 29½ Fuß zu beginnen, und das junge San Francisco sieht sich also schon zu Umbauten gezwungen, zu denen in dem alten Neu-York erst in der Neuzeit das Bedürfniß sich herausstellte. Die Erweiterung der Trottoirs wurde schon früher vorgenommen. In den Wintern der ersten Jahre zeichnete sich San Francisco durch einen wahrhaft unergründlichen Morast aus, der an einzelnen Stellen für Menschen und Vieh lebensgefährlich war. Allmälig wurden die Straßen mit Bohlen belegt, unter welchen Millionen Ratten ihre Zuflucht nahmen. Mehr als die Ratten waren die Flöhe eine Geißel der Menschheit. Der Fortschritt der Civilisation hat indeß die Zahl beider auf ein erträgliches Maß zurückgeführt. Um einen Vorzug kann man, beiläufig gesagt, San Francisco bis auf den heutigen Tag beneiden: um die gänzliche Abwesenheit der Wanzen, welche sich trotz aller Importationen zu Schiff aus Neu-York, oder aus dem Inneren des Staates, nicht halten. Die lästigen Moskitos kommen auch nur in einem kleinen Theile der Stadt vor.

Die ganze Stadt wird nun von Pferdeeisenbahnen durchschnitten, welche an die Stelle der geräuschvollen und für die Reifröcke so unbequemen Fahrkasten, Omnibus genannt, getreten sind. Abgesehen von der Bequemlichkeit für das Publicum sind diese Bahnen ein Vortheil für die Stadt, da die Unternehmer die Straßen mit Steinpflaster versehen und dasselbe in Ordnung halten müssen.

Es sind bei der ersten Anlage für die Stadt einige freie Plätze reservirt, auch später eingezäunt worden; aber nur die alte Plaza oder Portsmouth Square vor der Cityhall befindet sich in einem sehenswerthen Zustande. Die Plaza war über ein Decennium ein sehr beliebter Erholungsplatz für Pferde, Kühe, Schweine und Hunde gewesen; auch viele Volksversammlungen, angeblich zum Wohle des Vaterlandes, wurden dort an dem hohen Freiheitsbaume abgehalten, welcher in früherer Zeit die Stadt von Oregon zum Geschenk erhalten hatte. Jetzt steht nur noch ein Theil des ursprünglichen Baumes, welchem aber von der irländischen Bevölkerung ein Stück angefügt worden ist, so daß er jetzt höher als früher emporragt. Am St. Patricks-Tage nämlich im Jahre 1859 sah man Morgens früh eine Mannsfigur in Hut, Frack und kurze Hosen gekleidet, in ungefähr achtzig Fuß Höhe mittelst des Fahnenstrickes am Halse aufgeknüpft. Sie hatte eine Kette von Kartoffeln umhängen, in der einen Hand die nicht minder bezeichnende Whiskyflasche. Die Figur brachte in dieser Höhe eine ziemlich gelungene Täuschung hervor. Es versammelte sich bald eine bedeutende Menschenmenge, wie sie bei derartigem Unfuge nirgendwo ausbleibt. Die allgemeine Heiterkeit gab aber bald einer ernsten Stimmung Raum, als ein Haufen Irländer, wegen der Anspielung auf ihren Schutzpatron aufs Höchste erbost, erschien, und unter Flüchen und Drohungen den Baum umhieb, welcher sammt dem Aufgehenkten zu Boden fiel. Der schwere Fall brachte diesen letzteren zum Bersten, und sein Geist entfloh in Gestalt von Sägespähnen in die Lüfte. Zu weiteren Thätlichkeiten kam es nicht, und die Polizei that Recht daran, die Sache um des allgemeinen Friedens willen auf sich beruhen zu lassen. Die Flagge der Union weht nun ebenso stolz und lustig wie früher auch von dem geflickten Freiheitsbaume herab, und die Plaza, seitdem geebnet, mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt und mit einem eisernen Gitter umgeben, verspricht nun für alle Zukunft dem Vorübergehenden einen freundlicheren Anblick zu gewähren, als dies vor Jahren der Fall war.

Die Hauptgeschäftsgegend der Stadt erstreckt sich von Montgomery Street nach der Bay, und von Washington- nach California Street. In der Nähe der Bay befinden sich die großen Lagerhäuser und solche Geschäfte, welche mit Passagieren, Hafenarbeitern zu thun haben, unter denen die gehörige Anzahl schlechter Branntweinkneipen natürlich nicht fehlt. Die Straßen in der Nähe der Schiffswerfte befinden sich gewöhnlich in einem schrecklichen Zustande, da der Schiffsbohrwurm die Pfähle zu zerstören pflegt und die darauf gebauten Häuser sich dann unregelmäßig senken. Auch werden die Bohlen der Fahrstraße durch das schwere Fuhrwerk stark mitgenommen, und die dadurch entstehenden Löcher machen die Passage, namentlich bei Nacht, im höchsten Grade unsicher. Man nennt

diese Löcher „Menschenfallen", weil dieselben schon viele Opfer an Menschenleben gefordert haben. Ein Fehltritt, und man stürzt in das schlammige Wasser, aus dem zur Nachtzeit selten Rettung möglich ist. Besprechungen und Klagen in öffentlichen Blättern haben diesem Uebelstande nur theilweise abhelfen können.

In Front Battery und California Street befinden sich die größten Importations- und Jobbing-Häuser; in Sacramento Street hauptsächlich die jüdischen Dry Goods Geschäfte.

Die Montgomery Street ist die Hauptstraße für die fashionable Welt. Sie ist die belebteste der Stadt und daher auch die unterhaltendste für Spaziergänger. Man findet hier alle möglichen Kaufläden, und die Damen haben da hinlängliche Gelegenheit, ihrer Liebhaberei am „Shopping" nachzuhängen. Die größeren Theater befinden sich in dieser Straße oder in deren unmittelbarer Nähe, ebenso die größeren Hotels, Assay-Offices, Expreß- und viele Bank- und Wechselgeschäfte.

Zwischen Sacramento- und Washington Street ist auf beiden Trottoirs eine Art Börse für Straßenmäkler (Street Brokers), welche Geschäfte in Minen- und anderen Actien machen. Auch Politiker pflegen sich hier in Gruppen zu versammeln. Mehrere Zeitungsexpeditionen sind in der Nähe, und man kann es dort stets an der Lebhaftigkeit und dem Gedränge des Straßenpublicums wahrnehmen, wenn irgend eine aufregende Neuigkeit eingelaufen ist. Bei jeder allgemeinen Aufregung pflegt man zuerst in die Montgomery Street zu gehen, um sich Auskunft zu verschaffen. In dieser lebhaften Gegend kamen in den früheren wilden Zeiten öfters Prügeleien und Straßenkämpfe unter aufgeregten Speculanten oder Politikern vor. An der Stelle, wo sich Montgomery- und Washington Street kreuzen, wurde im Jahre 1856 der Zeitungsredacteur James King of William erschossen, ein Vorfall, welcher den Zusammentritt des letzten Vigilance Committee und in der Folge eine bessere Ordnung und Sicherheit in der Stadt nach sich zog.

Der Detailverkauf wird hauptsächlich in Washington, Clay, Sacramento, Sansom und Third Street betrieben; jedoch giebt es Läden der Art in allen Theilen der Stadt. Die Chinesen haben einige Straßen, und zwar mitten in der Stadt, ausschließlich in Anspruch genommen; so einige Blocks in Sacramento, Jackson und Dupont Street, und in der Nähe derselben eine Anzahl schmaler Straßen und Sackgassen. In diesen Quartieren findet man bedeutende chinesische Importationshäuser, welche großartige Geschäfte in Reis, Thee und Kulis machen. Man sieht da auch die chinesischen Metzger und Märkte, welche ein recht schweinisches Aussehen haben, auch abgesehen davon, daß Schweine den Hauptverkaufsartikel bilden. Dieselben hängen da gebraten aus und sind mit einer sorgfältig behandelten gelben Kruste versehen, welche an jedem anderen Orte appetitlich aussehen würde. Schon der Anblick jener ekelhaften getrockneten Würste, mit welchen diese Metzgerläden sehr reich ausgestattet sind, verursacht den meisten Weißen großen Widerwillen. Fische, Krabben und Gemüse bilden die anderen Handelsartikel dieser Märkte.

In Commercial Street sind die „Cheap Johns" („Hans Wohlfeil"), und die jüdischen Kleiderläden heimisch. In früheren Jahren zogen hier die abendlichen Versteigerungen ein großes Publicum an, namentlich Goldgräber, welche an den schlechten Witzen und dem lärmenden Spectakel der Juden großen Gefallen fanden. In neuerer Zeit aber ist den „Cheap Johns" der Witz etwas ausgegangen.

Auf Telegraph Hill, von dessen Umfang im Interesse der Straßenregulirung schon viel abgesprengt worden ist, stehen noch einige Hundert Häuser und Hütten außerhalb der Straßenlinie. Dieselben gehören Squatters, welche ihre Behausungen immer mehr haben zurückrücken müssen, damit sie nicht auf die Straße herabfallen.

Einen sehr schlechten Eindruck machen Pacific und Jackson Street, wo von dem Werfte aufwärts bis Stockton Street viele Kneipen und Tanzkeller der niedrigsten Art sich befinden, in welchen Matrosen und Gesindel aller Nationen bei schlechten, betäubenden Getränken sich zu belustigen pflegen. Chinesische, ekelerregende Lasterhöhlen trifft man ebenfalls dort in Masse, und die ordentlichen Geschäfte zwischen der unsauberen Masse sind in der That zu bedauern. Diese Gegend liegt mitten in der Stadt, und um so dringender ist die Nothwendigkeit, sie von Amtswegen zu säubern.

Von Stockton Street aufwärts findet man hauptsächlich Privatwohnungen, unter denen sich die in Taylor Street mit ihren wohlcultivirten Gärten besonders auszeichnen. An Stockton und Union Street befindet sich

Washington Square, jetzt zwar mit Umzäunung umgeben, aber immer noch in verwahrlostem Zustande.

An der North Beach erstreckt sich Meigs Wharf 1250 Fuß weit in die Bay. Es ist ein beliebter Spaziergang für die Einwohner San Franciscos. Man überblickt von da aus nicht blos in der Ferne westlich die Golden Gate, sondern auch den sehr romantischen Theil der Bay mit Alcatraz, Angels Island und Contra Costa. Der Spaziergänger wird dort durch eine kräftige Brise von der Golden Gate her erfrischt, sehr häufig aber verhüllt gegen Abend der vom Meere hereinbrechende Nebel die Fernsicht. Am Anfange des Werftes befindet sich eine Wirthschaft, deren Besitzer eine Menge von Sehenswürdigkeiten gesammelt hat, welche dem Publicum zur Besichtigung offen stehen. Auch hat er zur Belustigung der Spaziergänger und aus eigener Liebhaberei eine Menagerie im Freien angelegt. Man findet dort immer eine Anzahl Bären, Affen, wilder Katzen, ausländischer Vögel u. s. w. zur Unterhaltung für Jung und Alt.

Südlich von Market Street wird die Stadt nach dem Mission Creek und westlich nach der Mission Dolores zu rasch mit Wohnungen angebaut. Man erblickt sehr viele im Cottage-Styl geschmackvoll gebaute Häuser und sehr elegant angelegte Gärten. Es giebt hier vortreffliche Plätze zur Gründung eines angenehmen Heimwesens. Die Hügel gewähren eine herrliche Aussicht auf die Bay sowohl, als auf die von Bergen begrenzte und mit freundlichen Häusern und grünenden Feldern und Gärten geschmückte Landschaft zwischen San Francisco und der Mission Dolores.

Bei einem Rundgange durch die Stadt erblickt man oft Holzhäuser weit von deren ursprünglichem Standorte. Die Holzhäuser müssen den Steinhäusern weichen. Daher transportirt man jene nach entlegenen Stellen, ja sogar Hügel hinauf.

Wird eine größere Veränderung in einem alten Block vorgenommen, dann beginnt die Häuserwanderung nach allen Richtungen, und oft wird die Passage in mehreren Straßen dadurch gehemmt. Nicht selten bleiben Familien in den Häusern während des Transportes wohnen und lassen sich in ihren häuslichen Geschäften durch die Wanderung durchaus nicht stören. Dasselbe war gewöhnlich der Fall, wenn durch das Auffüllen der Straßen einige Häuser vielleicht dreißig bis vierzig Fuß in die Höhe geschraubt und unterbaut werden mußten. Das Heben von Steingebäuden durch Wasserdruck hat für die Bewohner nie eine Störung verursacht.

Großartige Gebäude hat San Francisco noch nicht viele aufzuweisen. Bemerkenswerth ist die City Hall, in früherer Zeit bekannt als das Jenny Lind-Theater, wo seit der Erweiterung desselben alle städtischen Beamten ihre Amtslocale haben.

Das Marine-Hospital auf Rincon Point und das Custom House mit dem Postgebäude sind die einzigen großen Gebäude, welche die Vereinigten Staaten in San Francisco bis jetzt errichtet haben. Freiwillige Gaben von Beamten und Bürgern haben den freien Platz um das Zollamtsgebäude in einen Garten umgewandelt, welcher den Fremden wohlthuend überrascht. In demselben Block beabsichtigt die Regierung der Vereinigten Staaten ein großes Gebäude für die Münze zu errichten, welche sich seither an einem ganz unpassenden Platze, in einem wenig geräumigen, unbequemen Hause in Commercial, oberhalb Montgomery Street, befand.

Unter den Kirchen ist die Synagoge der Gemeinde Emanu-El, welche im Frühjahre 1866 eingeweiht worden ist, jedenfalls die größte und schönste. Sie ist in einem gemischten, doch vorherrschend maurischen Styl gebaut und hat zwei hohe Thürme. Von den katholischen Kirchen sind die Kathedrale und die St. Francis-Kirche im gothischen Styl gebaut. Die neuerbaute Episcopal-Kirche an der Ecke der California und Stockton Street, sowie die durch den leider zu früh verstorbenen Rev. Starr King gegründete Unitarier-Kirche verdienen noch wegen ihres Aeußeren Erwähnung. Der Orden der Freimaurer besitzt ein großes, in streng gothischem Styl erbautes Logenhaus, welches im Inneren vollendet ist, dem aber noch der projectirte Thurm fehlt.

Von Hospitalgebäuden zeichnen sich die der deutschen und französischen Wohlthätigkeitsgesellschaft aus. Die Gebäude der Sisters of Mercy und der Sisters of Presentation haben ebenfalls eine große Ausdehnung und werden fortwährend vergrößert.

In den letzten Jahren hat sich die Baulust und auch der Bedarf neuer Häuser besonders bemerkbar gemacht. Namentlich ist es der

Theil der Stadt südlich von Market Street, welcher durch die Entstehung neuer Straßen und Gebäude ein sich stets veränderndes Ansehen erhält, so daß sich Jeder dort fremd fühlt, welcher diesen Stadttheil lange nicht besucht hat. [283 b]

---

28. San Antonio in Texas.

(Fr. Law Olmsted.)

Olmsted, einer der vorzüglichsten neueren Schriftsteller über den Westen Nordamerikas, giebt uns eine anziehende Schilderung der zweitbedeutendsten Stadt von Texas, San Antonio.

Die Stadt liegt hoch und sonnig am Rande einer weiten Ebene, durch welche der Fluß sich wendet, so weit das Auge reicht. Die östliche Abdachung ist sanft, nach Norden hin steigt sie stufenweise bis zum Gebirge an, das nur etwa sechs Meilen weit entfernt liegt; nach Süden und Westen ziehen sich anderthalbhundert Meilen weit Prairien bis zur Meeresküste hin. Diese ausgedehnte Landschaft hat nur wenig Holz; am Ufer läuft aber ein schmaler Saum von Bäumen hin, namentlich oberhalb der Stadt; im Uebrigen sieht man nur Gras und Gebüsch. Dieses Strauchdickicht (Chapparal nennen es die Spanier) kam uns hier zum ersten Mal vor; allerdings hatte man uns schon vorher auf einige Mesquiten (Algarobia glandulosa) aufmerksam gemacht, aber jetzt kamen sie in großer Menge vor. Dieser Strauch bildet für Texas, westlich von San Antonio, eine Charakterpflanze; er ist ein kurzer, dünner, strauchartiger Baum, der zu den Locusten gehört; die Zweige sind dicht mit Dornen besetzt, und im Ganzen sieht er aus wie ein verwahrloster Pfirsichbaum. Unter und neben ihm stehen gewöhnlich ähnliche Stachelpflanzen und das Ganze bildet dann weit und breit eine undurchdringliche Masse. Stamm und Wurzeln vom alten Baum geben ein recht gutes Brennholz, zu etwas Anderem ist aber der Mesquite nicht zu gebrauchen. Uebrigens giebt er ein Gummi, das mit dem Gummi arabicum Aehnlichkeit hat.

Der Weg zur Stadt führt von fast allen Seiten her durch solches Mesquitegesträuch; man möchte deßhalb sagen, sie gleiche einem Stachelschwein, und ist dadurch zu einer Art von natürlicher Festung geworden. Gleich beim Eintritt fällt Einem der eigenthümliche gemischte Charakter der Stadt auf. Fünf Minuten lang sahen wir Häuser, die offenbar Deutschen gehörten; sie waren aus milchgelbem, gehauenem Kalkstein aufgeführt, einstöckig, nicht hoch, aber mit gutem Dach versehen und gut ausgebaut; einige hatten sogar Bogenfenster und Austritte mit Galerien. Darauf gelangten wir zum Alamo, einem großen viereckigen Platze, der sich ganz mexicanisch ausnimmt. Fensterlose armselige Hütten sind mit Schlamm beworfen und haben Dächer von Schilf; andere sind gleichfalls niedrig und ohne Fenster, aber ein wenig besser gedeckt; Mauern und Wände bestehen aus grauen Luftziegeln, Lehmsteinen, Adobes; vor diesen Häusern lungern braune Müßiggänger umher. Der Haupttheil der Stadt liegt an einer Biegung des Flusses auf der anderen Seite. Wir steigen zur Brücke hinab, welche dicht über dem Wasser liegt.

Nun kommen wir in Commerce Street, die lange Hauptstraße, und zum Marktplatz. Hier schlendern faullenzende Mexicaner; doch stellen auch vollbärtige Deutsche und Yankees mit hagerem Gesicht ihr Contingent. Die meisten Schilder tragen deutsche Aufschriften. Die netten Häuser der Amerikaner stehen etwas weiter im Hintergrunde, haben Galerien, Fensterblenden und Stackete, welche den Vorgarten von der Straße scheiden. Manche andere erheben sich drei Stock hoch dicht am Wege, sind aus Backsteinen aufgeführt und machen einen ganz respectablen Eindruck. Die mexicanischen Gebäude bestehen alle aus Luftziegeln, niedrig, blau oder gelb angestrichen; sie haben flache Dächer, welche dicht aufliegen. Manche sind in die Hände von Amerikanern übergegangen, welche Fenster in die Mauern gebrochen haben, damit Luft und Sonne in die dumpfen Räume hinein kann; die mexicanischen

Spelunken sind in Kram- und Specereiläden umgewandelt worden. An der Plaza steht auch die alte, aus Stein aufgeführte, mit Stuck beworfene Kathedrale, deren Glocke einen Sprung hat. Sie wird eben zur Vesper angeschlagen, aber der Ton kommt uns nicht vor wie ein freundliches Willkommenheißen.

Mit Ausnahme von Neu-Orleans haben wir keine Stadt, die sich in eigenartigem und alterthümlichem Aussehen mit San Antonio messen kann. Hier ist ein wirres und buntes Durcheinander von Racen, Trachten, Sprachen und Bauarten; die Ruinen von Kirchen sind für dieses Land alt und charakteristisch. Die Stadt selbst liegt weit ab und bildet gleichsam einen weit vorgeschobenen Außenposten; es drängt sich Einem die Ueberzeugung auf, daß man hier die erste Stadt einer neuen Classe von eroberten Ortschaften vor sich hat, in deren verödete Gassen unser geräuschvolles Leben und Treiben seinen Einzug hält. Wir nehmen alle diese Eindrücke in uns auf, wie sie eben kommen, und gehen gleich am Abend in den Straßen lustwandeln. Sie sind ziemlich regelmäßig angelegt, laufen mit den Seiten des Hauptmarktes gleisig, und sind jetzt so ziemlich unter die lebhaftesten Nationalitäten getheilt. Am Markt und auf den lebhaftesten Straßen sind außerordentlich viele alte mexicanische Häuser abgeputzt und verziert worden, so eignen sie sich zu Schenken, auf deren Schild allemal das Wort Exchange steht; der Betrieb im Inneren ist ähnlich wie in solchen Häusern zu Neu-Orleans. Vor solchen Häusern gehen und stehen Kunden umher, theils sehr einfach, theils „exquisit" gekleidet; doch verspürt man gerade keine Lust, mit diesen Leuten nähere Bekanntschaft zu machen. Dann und wann sahen wir ein Speisehaus, das irgend ein verbannter Gallier hält, der es dann im Pariser Styl zu führen sucht. Die Hüttenthüren der Mexicaner standen weit offen, wenn man überhaupt sagen kann, daß sie Thüren haben, und Nichts hinderte den Neugierigen, einen Blick auf die Familienscenen im Inneren zu werfen. Die Lieblingskleidung dieser Leute schien uns die Naturtracht zu sein; man sah wohl, daß sie sich zwanglos gehen ließen, Alles war schlampig; aber die Insassen mochten das wohl für recht bequem und vortheilhaft halten. Der größte Theil der Angehörigen dieser Familien schien aus schwarzäugigen, olivengelben Mädchen zu bestehen, die keineswegs schweigsam und meist wohlbeleibt waren, was ihnen gerade nicht übel stand. Doch deckte die spärliche Kleidung den Körper nur unvollständig; es war eben südliche Weise. Die Hautfarbe der Mütter war dunkler, sie hatten Runzeln und stachen sehr gegen ihre Töchter ab; hin und wider sahen wir sehr hübsche Mädchen. Die Männer bummelten umher und schmauchten Cigarritos, wie sich das eigentlich von selbst verstand. Das ganze Gemälde war echt mexicanisch.

Am anderen Morgen setzten wir unsere Wandelgänge fort, und auch jetzt stellte sich das Nebeneinander der verschiedenen Volksthümlichkeiten als sehr interessant heraus. Der Geschäftsbetrieb ist recht lebhaft, doch bemerken wir nicht, daß die Gewerbe und der Handel sich, wenn man so sagen kann, in Gruppen abgetheilt haben; man kann bei jedem Händler Allerlei und Alles kaufen, was auch die übrigen feilbieten. San Antonio hat einen weiten, aber erst dünnbesiedelten Umkreis mit Waaren zu versorgen, und es sind beträchtliche Capitalien am Platze, welche sich noch aus dem mexicanischen Kriege herschreiben; damals wurden hier von der Regierung Millionen ausgezahlt und sehr viel davon ist am Platze geblieben. Seitdem ist Alles vorwärts gegangen und San Antonio hat eine größere Menge von Menschen an sich gezogen, als wohl außerdem der Fall gewesen wäre. Auch der Schleichhandel über die mexicanische Grenze ist nicht ohne Belang und bringt manchen Sack mit Silber herüber. Alle größeren Kaufleute haben eine Commandite am Rio Grande und schmuggeln allerlei Waaren nach Mexico hinein, wofür dann harte Dollars zurückkommen. Der Gütertransport bildet eine Hauptnahrungsquelle für die mexicanische Bevölkerung der Stadt. Hierher kommen die Güter von der Mataporbabay herauf, welche etwa hundertfünfzig Meilen entfernt liegt; als Zugthiere verwendet man Ochsen, und die Beförderung ist langsam und unregelmäßig. Alle Preise sind sehr hoch und schwanken oft und stark, weil Verbrauch, Nachfrage und Zufuhr nicht regelmäßig sind. Baar Geld ist manchmal sehr selten, weil die mexicanischen Dollars mit Vortheil nach anderen Märkten hin verkauft werden. Die Regierung läßt den Bedarf für die Bundestruppen direct von der Küste heraufbringen, kauft nur Heu, Mais und einige andere Sachen an Ort und Stelle und bezahlt Alles mit klingender Münze, in welcher dann und wann auch ein Reisender seine

Ausgaben bestreitet. Ausfuhren von irgend welchem Belang hat San Antonio nicht, höchstens einige Pecannüsse und etwas grobe Wolle, und so hängt der Wohlstand von der raschen Besiedelung der Umgegend ab.

Der Gottesdienst in der baufälligen Kathedrale vereinigt eine nur schwache Gemeinde, und die Protestanten, welche in die Kirche gingen, konnte man an den Fingern abzählen. Am Sonntag wird nicht gearbeitet, aber die Läden sind geöffnet und die „Exchanges" verkaufen viel geistige Getränke. Die Deutschen und Mexicaner tanzen an Sonntagen und die Amerikaner machen dann gern einen scharfen Ritt.

Das System künstlicher Bewässerung dehnt sich meilenweit aus und scheint dafür zu sprechen, daß San Antonio einst eine nicht unbeträchtliche Bewohnerzahl gehabt habe. Die meisten beschäftigten sich mit dem Ackerbau und kehrten Abends vom Feld in die Stadt heim. Man nennt diese Canäle auch jetzt noch Aquezias; aber viele sind unbrauchbar geworden, nur jene in der unmittelbaren Umgebung der Stadt hat man in brauchbarem Zustande erhalten, und dort kann jeder Garten nach Belieben mit Wasser gespeist werden. In der Umgegend haben die Amerikaner manche hübsche ländliche Wohnungen gebaut, meist aus milchgelbem Sandstein, der hier in Menge vorhanden ist, hübsch aussieht, mit leichter Mühe zersägt und bearbeitet werden kann, dabei dauerhaft bleibt und wenig kostet. Diese Landhäuser werden einen sehr anmuthigen Aufenthalt gewähren, wenn sie erst Schatten haben.

Auch sonst bietet die Umgebung einige hübsche Punkte dar, vor Allem die Quellen des San Antonio und San Pedro. Die letzteren liegen in einem sehr schönen Haine, nur ein Stündchen von der Stadt entfernt, und haben als Anziehungspunkt noch einen Speise- und Biergarten. Die Quelle des San Antonio ist sehr merkwürdig, denn der ganze Fluß strömt wie in Einem Guß aus der Erde hervor, und bietet dabei doch Alles, was man sonst bei kleineren Quellen sieht und gern hat, Moos, Kiesel, Ruhe und Sonnenstrahlen, die durch das dichte Blätterwerk hoher Bäume hindurchspielen. Die Wirkung ist überwältigend, man traut seinen Augen kaum, denn solch eine Quelle hat man noch nie gesehen, und man meint, jeden Augenblick müßten Nymphen zum Vorschein kommen. Die Temperatur des schönen blauen Flusses ist gerade so, daß sie zu einem erfrischenden Bad einladet. Wenige Städte erfreuen sich einer solchen Annehmlichkeit. Wärmegrad und Wasserstand verändern sich kaum das ganze Jahr hindurch. Die Straßen der Stadt sind derart angelegt worden, daß sehr viele Gärten an den Fluß stoßen und Badehäuser haben, die dann auch fleißig benutzt werden. Die Mexicaner treiben sich den halben Tag im Wasser herum; ihre plumpen Damen sind vortreffliche Schwimmerinnen und wissen sich etwas damit. Das Gefäll des Flusses liefert hinlängliche Wasserkraft, ich sah aber nur eine einzige Mahlmühle. Der San Antonio empfängt mehrere Bäche oberhalb der Stadt und unterhalb derselben den San Pedro; er vereinigt sich dann später mit dem Guadalupe, bewässert ein fruchtbares, noch sehr dünn besiedeltes Land und fällt in die Espiritu Santo-Bucht.

Der Boden um San Antonio ist schwer und zuweilen mit Kalksteinkieseln und Muschelablagerungen gemischt, aber überall dunkel und, wenn er gut bearbeitet und bewässert wird, unerschöpflich fruchtbar. Die Gemüsegärten der Deutschen sind in prächtigem Stande, Milch, Butter und Gemüse stehen hoch im Preise und die deutschen Gärtner müssen dabei rasch zu Wohlstand gelangen.

Das Leben auf den Straßen von San Antonio ist sehr lebhaft und fast kein Tag vergeht, ohne daß sich etwas Neues begäbe. Es kommt zwischen Einzelnen oft zu Zank und Streit, der dann von sich reden macht, oder einige Hundert Ochsen oder Maulthiere langen von der Küste her an und bringen Vorräthe für das weiter oberhalb der Stadt liegende Fort; oder mexicanische Ochsentreiber bringen Eis, Mehl und andere Waaren. Ein Expresser mit Regierungsdepeschen galoppirt durch die Stadt, auch langen Neuigkeiten aus Neu-Mexico oder einer fernen Gegend an; man sieht Indianer auf rauhen, langhaarigen Pferden einreiten, um Decken, Pulver und Kugeln einzukaufen. Auch kommt der Postwagen und hält auf dem Markte, wo die Fahrgäste aussteigen.

Blutige Streitigkeiten sind häufig und für diese Stadt charakteristisch. Ich habe einen ganzen Jahrgang eines zu San Antonio erscheinenden Wochenblattes durchgesehen, und gefunden, daß in jeder Nummer von Gefechten und Mordthaten die Rede ist. Gewöhnlich

treffen die Parteien einander zufällig auf der Plaza; der Eine sieht seinen Feind, zieht einen Revolver aus der Tasche und schießt; der Andere thut dasselbe. Dabei geht es sehr leidenschaftlich zu und es ist wohl nicht zu verwundern, daß das Ziel verfehlt und ein ganz Unbetheiligter getroffen wird, z. B. ein junger Mann, der eben in einer Speisewirthschaft ruhig bei Tische sitzt, oder eine alte Negerin. Die streitenden Theile verschießen sich manchmal, ohne daß Einer gefallen wäre, und greifen dann zum Messer; gewöhnlich legen sich dann aber Dritte ins Mittel, bevor tödtliche Wunden erfolgen. Am anderen Tage zechen sie mit einander, und bald ereignet sich wieder ein ähnlicher Auftritt.

Doch fehlt es nicht an harmlosem Zeitvertreib. Mexicanische Gaukler geben dreimal in der Woche Vorstellungen, und reiten vor Anbeginn derselben gegen Abend unter Trommellärm und Trompetenschall durch die Straßen, um die Zuschauer anzulocken. Bei Fackelschein werden Branntwein, Tortillas und Tamoules (eine Art Pastete aus Maismehl und gebacktem Fleisch) verkauft. Die ernsteren Amerikaner lassen sich ein Trauerspiel gefallen, dessen Darsteller auf der Bühne tapfer wüthen, mit langen Säbeln um sich hauen, und gar erbaulich anzusehen sind. Während unserer Anwesenheit wurde ein Mexicaner gehenkt, und die ganze Stadt strömte hinaus; auch von den benachbarten Pflanzungen kam Alles herbei, von der Großmutter bis zum kleinen Neger.

San Antonio ist neben Galveston, das oft vom gelben Fieber heimgesucht wird, die größte Stadt in Texas. Nach der Revolution war die mexicanische Bevölkerung fortgezogen, weil sie nicht unter angelsächsischem Regiment stehen mochte, seitdem ist aber der Anwachs beträchtlich gewesen und die Einwohnerzahl, welche 1850 nur etwa 3000 Köpfe betrug, ist 1856 auf 10,000 gestiegen, wovon 3000 Deutsche, 4000 Mexicaner, die übrigen Amerikaner sind. Die letzteren haben das Capital und die Aemter in Händen; die Handwerker sind zumeist Deutsche, die auch viele Kramläden halten; die Mexicaner sind meist Fuhrleute und befördern auf ihren mit Ochsen bespannten zweirädrigen Karren die Güter von der Küste ins Innere, und umgekehrt. Manche halten auch kleine Läden und haben ihre Landsleute zu Kunden, einige treiben Ackerbau und Viehzucht; im Ganzen leben sie armselig, zumeist nur von Bohnen und Mais. [270]

---

29. Die Stadt Mexico.

(E. Mühlenpfordt.)

Mexico, im Jahre 1524 durch Cortez auf derselben Stelle gegründet, auf der einst die glänzende Hauptstadt der Herrscher von Anahuác inmitten des Sees von Tezcúco sich erhob, bildet ein fast genaues Quadrat von 10,500 spanischen Fußen Seitenlänge, und ist so orientirt, daß die einander beinahe überall in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen fast genau von Süd nach Nord, von Ost nach West gerichtet sind. Nur in den Vorstädten trifft man hie und da anderslaufende, nirgends aber eigentliche krumme Straßen an. Beinahe alle Straßen der eigentlichen Stadt sind sehr breit, größtentheils wohl breiter, als die Hauptstraßen der größten Städte Europas. Dabei sind sie schnurgerade, und bei einer Länge von 6000 bis 9000 Fuß so vollkommen eben, daß sie das Auge mit einem einzigen Blicke überfliegt, auf den Gebirgen ausruhend, welche das Thal von Mexico rings umgeben, und in der dünnen und klaren Atmosphäre so nahe erscheinen, als erhöben sie sich unmittelbar am Ende der Straßen. Zu den bedeutendsten unter diesen gehört die Calle de los Platéros, wo fast lauter Juweliere und Goldschmiede wohnen, deren Läden ungeheure Reichthümer dem Schau- und Kauflustigen darbieten. Kaum dürfte es irgend eine andere Stadt auf dem Erdboden geben, welche hinsichtlich der Ebene des Bodens, der Regelmäßigkeit und Breite der Straßen und der Großartigkeit der öffentlichen Plätze den Vergleich mit Mexico aushielte. Das Straßenpflaster aber ist eher schlecht als gut. Die bedeckten Canäle sind mit dichten Steinplatten

nicht gar dicht zugelegt. Bei starkem Regenwetter vermögen sie die vom Himmel herabströmende Wassermasse nicht zu fassen, und die Straßen werden überschwemmt, während bei trockenem und warmem Wetter der in den Canälen angehäufte Schlamm übelriechende Dünste aushaucht, die von den fast jeden Nachmittag eintretenden Winden selten ganz vertrieben werden. Schmutziger noch sind die Straßen, in welchen statt der bedeckten Canäle offene Rinnen die Mitte des Fahrweges durchziehen.

Fast alle Reisende haben behauptet, daß die Privathäuser der eigentlichen Stadt in einem guten Styl erbaut seien. Zwar sind die Fronten keineswegs mit Zierrathen überladen, aber die wenigen vorhandenen sind geschmacklos erfunden und noch geschmackloser angebracht. Die meisten sind mit grellen Farben, roth, blau, gelb, grün, orange u. s. w., angestrichen, einige auch mosaikartig mit verglaseten Fliesen belegt. Häufig sieht man auch Heiligenbilder in Nischen und Schreinen an den Fronten der Häuser angebracht. Vor manchen derselben brennen beständig Lampen oder Wachskerzen. Das milde Klima erhält die Farben an den Wänden der Häuser lange in ihrer ursprünglichen Frische. Im Erdgeschosse giebt es selten Fenster nach der Straße hinaus. In ihm befinden sich gewöhnlich Buden, Kaufläden und Comptoirs oder Handwerker-Werkstätten, deren beständig offenstehende Thüren ihnen Licht zuführen.

Schmutziger noch als die eigentliche Stadt, selbst elend, sind die Vorstädte oder sogenannten Barrios. Der Reisende, welcher zum ersten Male nach Mexico kommt, kann, da er sie zuerst betritt, kaum glauben, daß er sich wirklich in der berühmten, reichen Hauptstadt Neuspaniens, dieses vermeintlichen Dorado, befindet. Die Straßen sind eng, häufig ohne Pflaster, voll Kothes und Unrathes. Die Häuser sind klein, niedrig, aus ungebrannten, großen Lehmsteinen erbaut, und häufig ohne Berappung. Uebelriechende Dünste bringen aus den offenen Thüren und Fensteröffnungen hervor, die Luft verpestend, in welcher die zerlumpten, wild aussehenden Bewohner athmen.

Ich erstieg einen der Thürme der Kathedrale, von denen herab man eines ausgedehnten Ueberblicks über die Stadt genießt. Unmittelbar zu meinen Füßen lag der große Hauptplatz (Plaza mayor), auf dem eine Menge Menschen gleich Ameisen durch einander gingen, liefen, ritten und fuhren. Lange, volkreiche Straßen dehnen nach allen Richtungen sich aus. Rasch überfliegt das Auge die terrassenförmig, bald niedriger, bald höher sich erhebenden platten Dächer der Häuser, die nicht entstellt sind durch unförmige Schornsteine, deren Qualm die Atmosphäre verfinstert. Hell und glänzend lagen sie da im glühenden Sonnenscheine des Südens, und wenn ja hie und da ein einzelnes Rauchwölkchen rasch aufwirbelte, so hatte es doch keinen Einfluß auf die tiefe, klare Bläue des Himmels über ihm, in dessen unendlichen Weiten es bald verschwand. Hie und da erblickt man ein Dach besetzt mit Blumenvasen und Kübeln voll blühender Sträucher, unter denen nach altspanischer Sitte am Abende der Klang der Guitarre ertönt. Kuppeln und Thürme in großer Anzahl erheben sich allenthalben, weit hinausragend über die platten Dächer. Ueber die Stadt hinaus erblickt man die großen Ebenen des Thales von Tenochtitlan, mit den von der Stadt weit sich hinziehenden Alleen und Landstraßen, mit seinen spiegelglatten, in der Sonne blitzenden Seen, von Deichen durchschnitten; mit seinen freundlichen Dörfern, Meiereien und Landhäusern, und mit seinen isolirten, kegelförmigen Hügeln, umgürtet von düsteren, wolkenumlagerten Gebirgen. Kein Panorama irgend einer anderen Stadt, am wenigsten einer europäischen, dürfte dem von Mexico an erhabener, majestätischer Schönheit gleichkommen. Der Feder wie dem Pinsel wird die Darstellung desselben ewig unerreichbar bleiben.

Unter den öffentlichen Plätzen Mexicos ist der, dessen eine Seite die Kathedrale einnimmt, und welcher Plaza mayor genannt wird, der größte. Er ist vielleicht größer als irgend ein ähnlicher in einer anderen Stadt der Welt, von Nord nach Süd 1153 Fuß lang, und von Ost nach West 768 Fuß breit.

Ein reges Leben und Treiben bewegt sich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht unter den Arcaden und Säulengängen, welche die West- und Südseite dieses Platzes umgeben und sich noch weit in die nächsten Straßen hinabziehen. Kaufläden, Speise-, Wein- und Kaffee-Häuser befinden sich unter diesen Hallen. Kleine Krämer in Galanterie-Waaren, Büchern, Wachsfiguren, Spielsachen, Obst und hundert anderen Gegenständen haben unter ihnen ihre Stände, und Verkäufer von Zeitungen und Flugschriften drängen sich schreiend durch die hier beständig auf- und abwogende Menge.



MEXIKO.

Dem Fremden muß man mit Goldsmith zurufen „mind your pockets". Denn Beutelschneider und Taschendiebe haben hier ebenfalls ihr Standquartier. Geputzte Herren aller Stände drängen und stoßen einander, oder sitzen, Erfrischungen nehmend, in den glänzenden, lockenden, stets offenen Sälen der Restaurationen und Kaffeehäuser. In zerrissene Mäntel und Decken gewickelt lehnt das Volk der Leperos und Bettler an den Pfeilern, die Vorübergehenden anbettelnd oder bestehlend. Das Ganze stellt eine Scene voll Leben dar, wie ich sie sonst nirgends so eigenthümlich wieder gesehen.

[266]

30. Geselliges Leben in Mexico.

(E. Mühlenpfordt.)

Nichts kann wohl natürlicher sein, als daß im geselligen Leben der Mexicaner immer noch spanische Elemente vorwalten. Alle mexicanische Geselligkeit stammt ja aus dem ehemaligen Mutterlande ab, und die Zustände derselben sind drei Jahrhunderte hindurch ein reines Ebenbild der spanischen geblieben. Wenn nun auch die gänzliche politische Umgestaltung Mexicos manche Aenderung im geselligen Leben seiner Bewohner zur nothwendigen Folge haben mußte, wenn auch durch die herzuströmenden Einwanderer aus allen Nationen Europas fremde, nichtspanische Sitte und Art in Mexico bekannt geworden ist, und auf die bisherigen geselligen Zustände dieses Landes einigen Einfluß gehabt hat, so können doch die eingetretenen Aenderungen bis jetzt immer erst sehr gering sein.

Einen Hauptcharakterzug empfängt die mexicanische Geselligkeit durch die leidenschaftliche Neigung aller Volksclassen zu Hazardspielen und Wetten jeder Art. Diese Neigung läßt bei allen Zusammenkünften sofort eine Spielbank eröffnet werden, begünstigt die Hahnenkämpfe und erleichterte den Engländern die Einführung der Wettrennen. Das beliebteste Hazardspiel ist der Monte, eine Art Faro, nur summarischer und rascher entschieden, und minder vortheilhaft für die Bank gestellt, als irgend ein anderes. Es wird in jeder größeren oder kleineren Männergesellschaft gespielt, und selbst die Damen nehmen daran theil. Bei keinem Spiele geht es vielleicht anständiger und strengrechtlicher zu, als bei diesem, obgleich häufig ungeheure Summen darin gewagt und umgesetzt werden, und selbst bei Privatzusammenkünften Monteverluste von fünfhundert bis tausend Pesos nicht eben zu den größten Seltenheiten gehören. Die Mexicaner sind die ruhigsten Spieler von der Welt, gewinnen und verlieren mit der größten Kaltblütigkeit, und ertragen, wenn sie Alles verloren, Mangel und Armuth mit seltener Geduld.

Nächstdem Spiel sind Musik, Gesang und Tanz Hauptbelebungsmittel mexicanischer geselliger Unterhaltung. Fast Jedermann ist bis zu einem gewissen Grade musikalisch, aber über ein Wenig Guitarrengeklimper geht es bei den Meisten nicht hinaus.

Die gewöhnlichsten mexicanischen Abendzirkel sind die sogenannten Tertullas, hier eben so echt national, wie in Spanien, und von beiden Geschlechtern besucht. Es giebt regelmäßige an bestimmten, zum Empfange von Bekannten und Fremden festgesetzten Wochentagen — es giebt auch außerordentliche, zu welchen jedesmal besonders eingeladen wird. Sie beginnen zwischen sechs und sieben Uhr, und endigen zwischen neun und zehn. Man geht jedoch nach Gefallen ab und zu. Die Damen sitzen in langer, gedrängter Reihe auf den an den Wänden gereiheten Stühlen, rauchen ihren Segarrito und sind oft sehr gesprächig unter sich, aber der Unterhaltung mit den Männern nicht sehr zugänglich. Die Männer gehen rauchend und plaudernd umher, oder opfern in einem Nebenzimmer dem Pluto am Montetische. Eine Guitarre ist stets vorhanden und nicht leicht dürfte es an Jemandem fehlen, der sie zu spielen versteht. Zum Klange derselben werden einige Nationallieder gesungen oder auch einige Garáves und Boleròs getanzt. Erfrischungen werden, außer Wasser, einigen kleinen Gläsern Liqueur, Xeres oder Vinotinto

und, wenns hoch kommt, ein Wenig Eis nebst feinem Backwerk, nicht geboten. Der Mexicaner bedarf überhaupt des Essens und Trinkens als eines Hülfs- oder Anregungsmittels zur Unterhaltung nicht. Die Beleuchtung, bestehend aus wenigen in silbernen Leuchtern vor die Heiligenbilder auf die Ecktische gestellten, oder auch auf Wandleuchter gesteckten Talgkerzen, ist sehr mäßig, das Ganze wenig kostspielig.

Politische Unterhaltung ist in allen Gesellschaften vorwaltend, und selbst die Damen nehmen den lebhaftesten und eifrigsten Antheil daran. Natürlich ist sie bei den häufigen, republikanischen Meinungsspaltungen fast nie ganz ohne Stacheln; doch erlebt man nur höchst selten unangenehme und störende Ausbrüche der Parteileidenschaft.

Einen angenehmen Zweig mexicanischer Privatgeselligkeit bilden die sogenannten Dias de campo, in Gesellschaften unternommene Landpartien, bei welchen es so ziemlich in europäischer Weise zugeht. Damen wie Herren machen diese Ausflüge stets zu Pferde, was nicht wenig dazu beiträgt, den Reiz derselben zu erhöhen.

Unter den öffentlichen Belustigungen der Mexicaner behaupten öffentliche Spaziergänge, Fahrten und Ritte, Stiergefechte und Hahnenkämpfe den ersten Rang. Es sind dies wahre Volkslustbarkeiten, an welchen alle Bewohnerclassen mit gleichem Eifer und gleicher Pünktlichkeit theilnehmen. Jede Stadt, jeder größere Marktflecken hat seine Alameda, seinen Paseó, seine Portáles, oder andere Spazierplätze, welche zu bestimmten Jahres- und Tageszeiten zu besuchen durch Herkommen und Gebrauch fast zu einer Art von geselligem Gesetz geworden ist. Vorzugsweise sind die Sonntage und gewisse Festtage dazu bestimmt, aber auch an gewöhnlichen Wochentagen ist es gebräuchlich, die öffentlichen Promenaden zu den herkömmlichen Stunden zu besuchen, und gegen fünf Uhr Nachmittags, bald nach der Siesta, pflegt sich Jedermann dahin zu begeben. In der Hauptstadt an Festtagen sieht man diese Spazierversammlungen sich am glänzendsten gestalten. Nur Plebs wandert daselbst zu Fuß. Die Frauen und Jungfrauen der höheren und mittleren Stände erscheinen ausschließlich zu Wagen, in eigener oder gemietheter Equipage, die Männer zu Pferde, größtentheils in reichem und glänzendem Reitercostüm. Man sieht oft zwei- bis dreihundert Wagen und sechs- bis achthundert Reiter beisammen. Die einheimischen Kutschen gleichen ganz jenen ungeheuren, schwerfälligen, aber glänzend lackirten und vergoldeten Staatscarossen, deren man sich Anfangs des vorigen Jahrhunderts in Europa bediente. Sie sind mit zwei Maulthieren bespannt, deren alterthümliches Geschirr oft reich und schwer mit Silber oder plattirtem Messing beschlagen ist. Die Schweife der Maulthiere stecken in seltsam aussehenden ledernen, ebenfalls stark mit silbernen oder messingenen Buckeln verzierten Beuteln. Die Maulthiere selbst sind oft von ausgezeichneter Größe und Schönheit, die Reitpferde von der edelsten einheimischen Zucht. Dann und wann sieht man auch modische europäische, mit Pferden bespannte Wagen. Die Equipagen ziehen langsam in zwei einander begegnenden Zügen auf und ab, als wären sie an ein Seil ohne Ende gereiht. Die offenen Kutschenfenster lassen die elegant geschmückten Damen schauen, welche weder den Fächer noch den Segarrito vergessen haben. Nach mehrmaligem Auf- und Abfahren lassen sämmtliche Damen ihre Equipagen halten und plaudern mit ihren, sich zu Pferde am Schlage schaarenden, auch wohl absteigenden und auf den Kutschentritt sich stellenden männlichen Bekannten. Sobald nun gegen sechs Uhr der erste Schlag der zum Abendgebet rufenden Glocke ertönt, tritt tiefe, andächtige Stille ein; die Männer ziehen die Hüte ab und die ganze Versammlung verharrt einige Minuten in leisem Gebet, bis das feierliche Anschlagen der Betglocke in helles Läuten übergeht. Dann begiebt sich Alles nach Hause. Im Ganzen herrscht große Gravität bei diesen Spazierversammlungen, deren Hauptzweck wohl der ist, zu sehen und gesehen zu werden. Natürlich sind sie in kleineren Orten, wo auch die feine Welt häufig zu Fuß wandert, weit weniger glänzend, als in Mexico und anderen großen Städten. — In den späteren Abendstunden wird häufig unter den Säulengängen und Arcaden — Portáles — spaziert, von welchen die großen öffentlichen Plätze der Städte umgeben zu sein pflegen. Hier herrscht dann gewöhnlich ein echt republikanisches Gedränge von Leuten aus allerlei Volk in buntester Mischung. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren dabei die angezündeten Kienfeuer zahlreicher kleiner, auf den Plätzen aufgestellter Garküchen, neben welchen an reinlich gedeckten Tischchen die Gäste das Bereitete lustig unter freiem Himmel verzehren. Natürlich gehören diese Gäste

sämmtlich den unteren und ärmlichen Volksclassen an.

Stiergefechte sind immer noch zu den Lieblingsbelustigungen der Mexicaner zu rechnen, wenn auch der Geschmack daran bei den Gebildeteren bedeutend abgenommen hat. Die dazu dienenden Amphitheater — Plazas de toros — haben ganz die Einrichtung der spanischen, so wie auch der Hergang bei dem blutigen Schauspiele selbst in Mexico und Spanien fast ganz derselbe ist.

Mehr noch als die Stiergefechte sind die Hahnenkämpfe ein wesentlicher Theil der Volksbelustigung, ein echtes, in Mexico weiter noch als in England verbreitetes Nationalvergnügen. Aller Orten, selbst in Indianerdörfern, findet man eine „plaza de gallos", ein Amphitheater für Hahnenkämpfe, und häufig sieht man Leute der geringeren Volksclassen auch außerhalb dieser Theater, auf öffentlichen Plätzen, improvisirte Kämpfe zwischen dazu herbeigebrachten Hähnen veranstalten. Auf die Erziehung der Kampfhähne wird große Sorgfalt verwandt, und es giebt fast in jedem Dorfe Leute, welche daraus ein eigenes Gewerbe machen.

Die Hähne sind gewöhnlich groß, stark und hochbeinig. Beim Kampfe werden sie mit kleinen, sehr scharfen, etwas gebogenen Klingen bewaffnet, die man fest an den Stumpf des abgeschnittenen Sporns bindet. Man trägt sie auf dem Arme herbei, reizt sie zur Wuth auf, und läßt sie gegen einander los. Der einzelne Kampf ist immer sehr schnell entschieden, weßhalb denn auch keinerlei Schaulust dabei stattfindet. Durch die Wetten allein wird die leidenschaftliche Theilnahme erzeugt, welche sich bei dem zahlreichen, aus allen Ständen und Geschlechtern gemischten Zuschauerpublicum bemerklich macht. Diese Wetten steigen oft auf hundert Pesos und darüber. Die Wettenmäkler sind häufig zerlumpte Kerle aus der untersten Volksclasse. Sie nehmen den Betrag der Wetten in Empfang, legen ihn auf einen dazu vorhandenen Tisch und stellen ihn nach entschiedenem Kampfe dem Gewinner gegen eine kleine Abgabe zu, wobei sie mit erstaunlicher Raschheit, Sicherheit und der gewissenhaftesten Ehrlichkeit zu Werke gehen.

Die öffentlichen Belustigungen der Kinder sind fast immer der treueste Spiegel des Thuns und Treibens der Erwachsenen, und sollten daher in einer Schilderung des Volkslebens eines Landes nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. In Mexico steht unter den Knabenbelustigungen das Soldatenspiel obenan, oft mit argem Getöse von Hörnern und Trommeln. Diesem zunächst steht Processionsspiel mit kleinen Kreuzen und Fahnen, wobei die priesterlichen Gebärden und Gesänge mit naivem Ernste nachgeahmt werden. Eben so häufig ist das Al-toro-Spiel, bei welchem entweder ein Hund oder ein Ziegenbock, oft auch ein vermummter Knabe die Rolle des Stiers übernehmen muß. Es wird ein Kreis geschlossen, und das Thier nach Torreadoren-Art möglichst gereizt und gemartert. Einige Schwärmer oder Sprühteufel, den Thieren angeheftet, machen den Jubel vollkommen. Der Bisse und Stöße der gereizten Thiere dürfen die kleinen Torreadores nicht achten, wenn sie nicht von ihren Cameraden und dem Publicum verspottet werden wollen, welches sich zuschauend und aufmunternd um die Kinder bei allen ihren Spielen zu versammeln pflegt. Steigende Papierdrachen sind ebenfalls eine sehr allgemeine Kinderlust, an der mitunter selbst Erwachsene theilnehmen. Häufig hat der Drache eine leierartig mit Saiten bezogene Oeffnung in der Mitte, und tönt dann beim Aufsteigen fast wie eine Aeolsharfe. An dunkeln Abenden läßt man oft leuchtende Drachen steigen, mit einer größeren Papierlaterne am Kopfe und vielen kleineren am Schwanze. Sie gleichen, wenn hoch steigend, zuweilen wunderbaren Schwanzsternen. In der Hauptstadt und anderen großen Städten findet dann und wann eine Art öffentlichen Kinderfestes, namentlich für kleine Töchter wohlhabender Eltern, statt. Man nennt es Jamáica. Unter den Säulengängen irgend eines großen Hauses sind eine Menge kleiner Buden errichtet und mit allerlei kleinen Verkaufsgegenständen, Zuckerwerk, Früchten, Bändern, künstlichen Blumen u. s. w., versehen. In den Buden sitzen in großer Zahl kleine Mädchen von vier bis zwölf Jahren, damenhaft geputzt und familienweise, Schwestern und Verwandte zusammen, geordnet. Mamas, Tanten und ältere Schwestern sind dabei zugegen, und Knaben und männliche Bekannte spielen die Rollen der Käufer. Die kleinen Händlerinnen gebärden sich wunderhübsch in ihrer kindlichen Berufswichtigkeit und ihrem naiv-altklugen Geplauder, und es ist eine Freude, alle die Redensarten und schnippischen Antworten zu hören, welche der endlichen Auslieferung eines erhandelten Artikelchens vorangehen. [266]

31. Der Mestize in Mexico.

(J. W. von Müller.)

Der Mestize, in dessen Adern durch entfernte Descendenz auch nur einige Tropfen weißes Blut übergegangen sind, rechnet sich stolz zu der Gente con Razon, und spricht vom „vernunftlosen Indianer" mit größerer Wegwerfung und tieferem Bedauern, als dies ein Vollblutspanier thun könnte.

Neben dem Creolen, d. i. dem Nachkommen eingewanderter Weißer, stehen die Mischlinge auf derselben Gesellschaftsstufe und gewähren, im Vergleich mit den Städtern, einen angenehmen Contrast. Ihrem Stande nach sind sie größtentheils Hacendados oder Rancheros.

Der Erstere hat durch seinen häufigen Aufenthalt in den Städten des Landes, in denen er seine Einkünfte verzehrt und mit Europäern zusammenlebt, viel von der Originalität abgelegt, welche wir beim Ranchero finden. Letzterer ist von hellbrauner Farbe, von schwarzem Haar und Bart, hat blendend weiße Zähne und gleich dem Creolen zierliche Hände und Füße. Wie sein Aeußeres, so vereinigt auch sein Charakter die Vorzüge des Indianers mit den Fehlern des Creolen. Er ist elastisch, leichtsinnig und kühn wie dieser; passionirt für Spiel, Weiber und Tanz, aber nicht verweichlicht, sondern an Mühe und Entbehrung gewöhnt. Seine Tracht ist originell und malerisch, zwei Eigenschaften, welche dem beobachtenden und zeichnenden Reisenden stets erwünscht sind. Ein niederer Hut mit breiter, goldbesetzter Krämpe und goldener Schnur beschattet das Gesicht; ein farbiges Tuch ist nachlässig um den Hals geschlungen; die kurze hirschlederne Jacke ist reich mit silbernen Knöpfen und Trobbeln besetzt, und die weiten ledernen Beinkleider werden von buntseidener Schärpe um die Hüften gehalten, während sie, auf beiden Seiten mit Knöpfen besetzt, offen fliegen und ein weites, weißes Unterbeinkleid zeigen. Niemals fehlt die Umschlagdecke, die farbige Serape oder die mit Sammet verbrämte Mange, welche er bald über den Kopf zieht, bald theatralisch über die Schulter wirft. Seine Leibwäsche ist propre und fein, und selbst der ärmere Mestize hält sie für seinen Hauptschmuck, so daß der einfache Arriero (Maulthiertreiber), wenn er sich in Staat setzt, oft fabelhafte Preise für ein feines pariser Hemd bezahlt, das er wieder wegwirft, nachdem es kaum zweimal gewaschen wurde, da sich Niemand auf die Reparatur des Zerrissenen versteht.

Der Mestize ist ein vortrefflicher, kühner Reiter; von Jugend auf mit dem Pferde sozusagen verwachsen, sitzt er elegant im Sattel und besteigt die wildesten Pferde mit einer Sicherheit und Unbefangenheit, welche bei uns für Tollkühnheit gelten würde. Da er fast beständig zu Pferde erscheint, so hält er auch viel auf elegantes Saumzeug, und Sattel und Zaum sind gewöhnlich mit Silber reich und geschmackvoll verziert. Der nie fehlende Säbel ist am Sattelknopf befestigt, an welchem auch noch die Chivaras, weite Ueberbeinkleider von Tiger- oder anderen Fellen, zum Schutz gegen Regen hängen. Kolossale Sporen mit klingenden, handbreiten Rädern vollenden das frische, ritterliche Bild.

Doch nicht blos die Männer dürfen wir als gute Reiter bezeichnen: die Frauen und Mädchen sind es nicht weniger, was schon eine Folge davon ist, daß man in den meisten Theilen der Republik nur zu Pferde reisen kann. Die Frauenzimmer sitzen gewöhnlich wie ein Mann im Sattel.

Den Gebäuden der Haciendas sieht man gewöhnlich an, daß ihre Erbauung noch in die Zeit der Eroberung fiel, wo man alle größeren Wohnungen mit Thürmen und Schießscharten versah, sodaß sie das Ansehen von kleinen Festungen erhielten.

Die Wohnungen der Rancheros dagegen sind einfach wie die Lebensweise ihrer Bewohner. In den warmen und gemäßigten Landestheilen (Tierras calientes und Tierras templadas) bestehen die Wohnungen gewöhnlich aus dünnen Sparren, die durch Bast oder Schlingpflanzen mit einander verbunden sind, doch so, daß Licht und Luft von allen Seiten freien Zutritt haben.

Ein weit vorstehendes Dach aus Palmzweigen und Maisstroh schützt gegen Sonne und Regen. Die innere Einrichtung entspricht dem Aeußeren. Die Mitte des Hauses nimmt die Kochstelle ein; zusammengebundene Rohrstäbe bilden das Bettgestell, eine darübergebreitete Matte oder ein Thierfell das Bett, und ein Seil, welches von einer Ecke quer zur anderen gespannt ist, vertritt die Stelle eines Schranks, indem es dazu dient, Kleider, die nie fehlende Guitarre und andere Kostbarkeiten, zum Schutz gegen die Termiten, daranzuhängen. Ist vor dem Hause, unter dem vorspringenden Dach, oder im Schatten zweier Bäume noch eine Hängematte ausgebreitet, so sind alle Ansprüche erledigt; denn gleich dem Italiener geht auch dem Creolen und Mestizen Nichts über das dolce far niente, dem er sich in dieser Hängematte schaukelnd überlassen kann.

So schmucklos dem Europäer diese Wohnung scheinen möchte, so vergesse er doch nicht, mit wie vielem Reiz die Natur sie umgeben hat. Hier stehen großblätterige Bananen, Schatten und köstliche Früchte bietend, dort die hohen Blüthenstengel der Yucas, ihre silberglänzenden Glocken über sie emporhebend. Würzige, baumartige Heliotropen füllen die Luft mit Wohlgerüchen, und amerikanische Ficus mit ihren bizarren, säulenförmigen Luftwurzeln und ihrem, von Epidendriden und Orchideen bedeckten und durchwobenen Laub bilden einen Hintergrund, welchen die Festons der Schlingpflanzen noch mehr verschönern. Man muß das reizende Bild dieser patriarchalischen Wohnungen mit eigenen Augen gesehen haben, und begreift dann leicht, wie selbst ein Europäer wochenlang in ihnen sich heimisch und glücklich fühlen kann.

[268]

---

32. Die Urbewohner Mexicos.

(C. Sartorius.)

Bei den Urbewohnern Amerikas ist eine Grundform der Gesichtszüge bemerkbar, von Canada an bis zu den Gebirgen der Araukanen, welche nach Lage und Klima, Lebensweise und Stammessitte vielfach abweicht, aber überall den Grundtypus durchblicken läßt. Auch der Urbewohner Mexicos, wiewohl er in viele, durch völlig verschiedene Sprachen getrennte Stämme zerfällt, zeigt auf den ersten Blick die Eigenthümlichkeit einer Race. Die Farbe ist rothbraun, die Haut sammetartig und weich, eine Folge des dickeren Zellgewebes, welches die starke Ausprägung der Muskeln wie das Durchschimmern der Adern verhindert. Nur bei der weiblichen Jugend sieht man bisweilen geröthete Wangen. Das Haar ist glänzend schwarz, dicht und schlicht, die Stirne niedrig und nicht vorspringend, der Hinterkopf stark, etwas in die Höhe gedrückt. Das Gesicht bildet ein gefälliges Oval, die Backenknochen sind ziemlich breit, die Augen groß und dunkel, und stehen, wie bei der kaukasischen Race, wagerecht (nicht geneigt wie bei den Mongolen). Das Weiße des Auges ist gelblich gefärbt und giebt einen eigenen Ausdruck von Wildheit, zumal in der Leidenschaft. Die Nase ist sanft gebogen, an den Flügeln breit, der Mund in der Regel groß, mit vollen Lippen, wiewohl nicht aufgeworfen, wie die der Afrikaner. Zwei Reihen kleiner, blendend weißer Zähne sind beneidenswerthe Zierden des Indianers.

Das Kinn ist rund und voll, bei dem Manne dünn mit Bart bewachsen, der nur hier und an der Oberlippe spärlich vorkommt, aber lange nicht auf jedem Boden gedeiht. Der Hals ist kurz, der Nacken breit und stark, der Brustkasten hoch gewölbt. Die Gestalt der Männer ist gedrungen und selten über Mittelgröße, die Weiber sind klein und fett.

Man hört oft: die Kinder der Indianer würden weiß geboren und erst mit der Zeit braun; das ist aber falsch. Die neugeborenen sind freilich heller als die älteren, aber nicht weiß, sondern etwas angeraucht, gelb; nur Handflächen und Fußsohlen sind weiß und bleiben es auch bei den Erwachsenen. Man sieht viele schöne Kinder mit großen, lebhaften Augen und langen Wimpern, aber sie bleiben nicht lange schön, die Züge werden hart und stupid. Im Allgemeinen hat der Indianer

einen eigenthümlichen, schwermüthigen Blick, um die Mundwinkel einen melancholischen Zug, wenigstens erscheint er uns so. Aber er ist es gewiß nicht. Nie sah ich ein fröhlicheres Volk als diese Indianer unter sich; sie plaudern und scherzen bis tief in die Nacht, ergötzen sich an Witzen und Wortspielen, schäkern und lachen. Freilich, den Creolen und Mestizen gegenüber sind sie kalt und zurückhaltend, sie trauen ihnen nicht, sie verstehen auch schon die Sprache nicht so, um sich bequem auszudrücken; denn unter sich sprechen sie stets ihre indianische Sprache.

Was ihren Charakter betrifft, so ist dieser im Allgemeinen nicht frank und offen, sondern verschlossen, mißtrauisch, berechnend. Nicht etwa gegen Menschen anderen Stammes, nicht gegen die Enkel seines Unterdrückers umgiebt sich der Indianer mit dem Bollwerk der Vorsicht, denn das wäre natürlich; nein, er zeigt es gegen die Seinen, es liegt in seiner Sprache, seinen Manieren und seiner Geschichte. So z. B. sind die Begrüßungen der Indianer untereinander, namentlich der Frauen, eine lange Litanei von Wünschen und Erkundigungen nach dem Befinden, welche völlig monoton und theilnahmlos von beiden Theilen zugleich hergeleiert werden, oft ohne sich anzusehen, oder bei einander stehen zu bleiben. Der Indianer, welcher einen anderen um Etwas anspricht, thut dies nie direct und ohne Umschweife; er macht erst ein kleines Geschenk, lobt dieses und jenes, bis zuletzt der Wunsch vorgetragen wird. Wenn ein Indianer irgend ein Gesuch hat, so wird er, auch wenn alles Recht auf seiner Seite wäre, erst einen guten Freund vorausschicken mit einer Flasche Branntwein oder einem fetten Huhn (man nennt das den Blumenstrauß senden), um dem Anliegen einen guten Eingang zu verschaffen.

Im Handel und Wandel sind sie mißtrauisch und fürchten stets übervortheilt zu werden, weil sie selbst kleine Betrügereien gern mitunterlaufen lassen. Ihre kleinen Pflanzungen legen sie gerne mitten in den Wäldern oder in verborgenen Schluchten an, um mit Niemand in Berührung zu kommen; sie gehen auf Umwegen dahin, damit die Spur nicht gefunden werde, und kommt irgend ein Jäger nach der einsamen Siedlung, so sehen sie es höchst ungern.

Der jetzige Indianer Mexicos ist nicht tigerartig und wild, aber seine Vorfahren mögen es gewesen sein, und der Apache und Comanche im Norden des Landes ist es noch heute. Alle christlichen Indianer sind unterwürfig und schmiegsam, durch lange Herrschaft der Spanier gewöhnt, sie sind es, wo sie den Kürzeren zu ziehen glauben; wohl aber treten sie trotzig und impertinent auf, wo sie wissen, daß sie die Oberhand haben. Sie bilden die Mehrzahl im Lande, etwa fünf Achtel der Bevölkerung, und man sollte wohl fürchten, daß sie erwachen könnten zum Bewußtsein, ein unterdrückter Stamm zu sein. Doch das ist nicht wohl möglich, denn die Kunde von der Geschichte ihrer Väter ist erloschen bei ihnen, kaum eine und die andere spärliche Tradition ist geblieben. Sie sind keine Unterdrückten mehr, sie genießen gleiche Rechte mit allen übrigen Bewohnern des Landes, sind Bürger mit freiem Eigenthum und verwalten ihr Gemeinwesen selbst. Sie haben also keinen Grund zur Unzufriedenheit. Es fehlt ihnen aber auch die Einheit, welche schon vor der spanischen Herrschaft fehlte und die Ursache war, daß viele kleinere Stämme dem Schwerte der Azteken erlagen. Diese Stammverschiedenheit besteht noch; mehr als vierunddreißig verschiedene indianische Sprachen werden gesprochen, die unter einander so viel Aehnlichkeit haben wie das Slavische und Deutsche; der Azteke versteht nicht den Otomiten, der Maya nicht den Migo, der Tarraske nicht den Totonaken u. s. w., ja manche Stämme hassen sich.

So weit die Sage und Geschichte Mexicos von früheren Zeiten Kunde giebt, war das Land von einem ackerbautreibenden Volke bewohnt, das in festen Wohnstätten lebte und den Bau des Mais und der Agave, der Baumwolle und des Indigo trieb. Das wandernde Volk der Azteken kam nach langer Irrfahrt im zwölften Jahrhundert von Norden her hinzu, gründete Tenochtitlan, und wurde durch eine eigene Verkettung der Umstände das herrschende Volk in Anahuak. Die Sieger verließen die Lebensart ihrer Väter und nahmen die der Besiegten an, die Fischer und Jäger wurden Landbauer. Noch heute sind alle Urbewohner Mexicos Landbauer und Gärtner, welche in Gemeinden vereinigt wohnen, theils in Dörfern, theils auch in den Städten. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Indianer, daß sich ihre Gemeinden so fest zusammenhalten. Die Alten dulden nicht, daß sich die Gemeindeglieder zerstreuen oder nach anderen Dörfer übersiedeln, und wenn sie auch während des Sommers zum

Schutz ihrer Saaten nach einsam liegenden Feldern ziehen, so müssen doch an gewissen Festen sich alle im Dorfe vereinigen und nach der Ernte dort wohnen. Nicht so die Creolen und Mestizen, welche vielfach in einsamen Anpflanzungen und Gehöften leben.

Alle Indianer sind katholische Christen; die Kirchen gehören dem Dorfe, und viele der Priester sind indianisches Vollblut, weil sie die Sprache verstehen müssen. In größeren indianischen Dörfern sorgt die Gemeinde dafür, daß stets ein Gemeindekind Theologie studiere, um einen der Ihrigen als Pfarrer zu haben. Der Pfarrer muß mit dem Adel des Dorfes harmoniren, wenn er Ansehen haben will; geräth er in Widerstreit, so zieht er in der Regel den Kürzeren und wird ausgebissen.

Die Wohnung des Indianers entspricht seiner einfachen Persönlichkeit. In den wärmeren, holzreichen Gegenden bildet er seine Hütte von Holz: unbehauene Pfosten sind in den Boden gerammt und tragen Gebälke und Dach, Alles statt der Zimmerung mit Schlingpflanzen fest zusammengebunden. Stroh oder Palmblätter bilden die Bedachung, die Wände sind von Bambusstäben oder dünnen Stangen gemacht, und lassen Licht und Luft ins Innere dringen. Gewöhnlich ist das Dach auf einer Seite verlängert zu einer Vorhalle, welche auf Pfosten ruht. Dieses Hauptgebäude ist in der Regel fünfundzwanzig Fuß lang und fünfzehn Fuß breit, ohne alle Abtheilung im Inneren. Oft steht ein kleineres dicht daneben, um als Küche benutzt zu werden.

Auf den kälteren Hochebenen sind die Hütten von ungebrannten Lehmsteinen (auch Stein und Lehm) gebaut, und haben ein plattes Dach von dichtgelegten Balken mit einer Decke von feingeschlämmtem Thon, welche mit vieler Vorsicht aufgestampft wird. Im Gebirge sieht man häufig Hütten von Schindeln, und in den agavereichen Ebenen von den Blüthenstengeln und Blättern der Agave mit Wänden von Steinen ohne Mörtel, sogenannten trockenen Mauern.

In der Mitte der Hütte brennt, auf dem Boden der Erde, wie sie die Natur schuf, bei Tag und Nacht das heilige Feuer des Herdes; daneben steht ein flacher und ein walzenförmiger Stein zum Zerknirschen des Mais, irdene Töpfe und Schüsseln, ein großer Wasserkrug, einige Trink- und Schöpfgefäße aus Kürbisschalen, der ganze Reichthum des Indianers, einige Holzschnitte oder geschnitzte Hölzer, Heilige darstellend, sind der Schmuck der Hütte. Weder Tisch noch Bank verenget den Raum; Matten von Binsen oder Palmblättern dienen als Sitz und Tisch zugleich, sie sind das Bett für die Nachtruhe und der Sarg für die ewige Ruhe im Grabe.

Eine Axt, Haue und Hacke, einige Stricke und Netze hängen als Geräthe des Mannes an der Wand, und daneben das Webegeräthe der Frauen, das nur aus einigen Stäben besteht. Eine ganze Anzahl Körbchen von Palmblättern geflochten, mit Bindfaden an den Balken aufgehängt, enthalten die geringen Vorräthe aller Art, Salz, Bohnen, Reis, Eier, Baumwolle, Seife u. s. w. Denn diese Körbchen repräsentiren Kisten und Schränke, und hängen hoch, um den Inhalt den Kindern, Hunden und Ameisen zu entziehen.

Die meisten Indianer haben reichlich zu leben bei ihren höchst geringen Bedürfnissen; in der Regel pflanzen sie viele Obstbäume um ihre Hütten und lösen viel von dem Verkauf der Früchte; sie sammeln manche Rohproducte der Wälder für den Handel, gewinnen Pita und Istle (die Faser einer Bromelie und der Agave), arbeiten im Taglohn, kurz, haben vielfache Mittel, um sich das Leben bequemer zu machen; aber sie verlassen ihre alte Lebensweise nicht, die Männer vertrinken das Geld an ihren Festen, oder vergraben es, um es sicher zu haben. Die arme Frau hat das schwerste Loos, sie arbeitet am meisten und bekommt nichts vom Gewinn. Morgens um vier Uhr stehen die Weiber auf, fachen das Feuer an, und mahlen Mais für die Frühsuppe, während die Männer, in ihre Decken gewickelt, schlafen. Nach einer Stunde ist der Brei (atolli) gekocht, die Männer trinken eine Schale und strecken sich wieder hin, während die Arbeit an dem Mahlstein fortgeht, um das Brod für das Frühstück vorzubereiten. So geht es den ganzen Tag; die Frauen holen das Wasser und Holz, besorgen die Kinder, bereiten dreimal täglich das Brod, spinnen die Baumwolle und weben die Zeuge für die ganze Familie.

Die Nahrung der Indianer besteht zumeist aus Vegetabilien: Mais, in verschiedener Bereitung, Bohnen, Kürbissen, verschiedenen Wurzelgewächsen und Gemüsen, die sie sich in den Feldern suchen, z. B. Portulak, Phytolaca, Cactus, Palmenkohl u. s. w. Die Früchte lieben sie sehr und pflanzen sie fleißig an. Bei

ihren Mahlzeiten fehlen selten Früchte, die sie roh essen. Die Familie verzehrt ihre Mahlzeit gemeinschaftlich; die Weiber sitzen mit untergeschlagenen Beinen, die Männer hocken auf den Fersen und werden zuerst bedient. Wasser ist ihr gewöhnliches Getränk nach dem Essen, wie während desselben. Sie brauen aber auch mancherlei gegohrene Getränke, welche sie trinken, wenn sie von der Arbeit kommen. Alle diese Getränke sind alkoholreich und berauschen. An Festtagen sammeln sich die Männer um einen Topf ihres Gebräues und jubeln bis tief in die Nacht. Dieses ist ihre größte Lust, denn sie spielen nicht wie die Creolen und Mestizen, sondern lieben die Geselligkeit, und auch die Weiber nehmen theil und verstehen der im Kreise wandernden Schale zuzusprechen. Sind sie einmal erhitzt, so endet die Soirée in der Regel mit einer totalen Niederlage.

Die intellectuelle Ausbildung des Indianers steht auf der niedrigsten Stufe, und was zu ihrer Verbesserung geschehen ist, verdient kaum den Namen. Es ist durch die Gesetzgebung angeordnet, daß jedes indianische Dorf eine oder einige Elementarschulen habe; da aber die Gemeinde die Lehrer anzustellen hat, so sucht sie die billigsten, und gewöhnlich sind es Leute, die nicht orthographisch schreiben können. Ihre ganze Thätigkeit beschränkt sich darauf, etwas lesen oder buchstabiren zu lehren, und den Katechismus durch tägliches Vorsagen allmälig den harten Köpfen einzubläuen. Nebenbei ist dieser Schullehrer gewöhnlich der Gemeindeschreiber, ja der Einzige, der im Dorf schreiben kann, wodurch die Zahl der Unterrichtsstunden noch sehr vermindert wird. Der Mehrzahl nach sind die Indianer Ackerbauer und Gärtner, welche ihre Gewerbe noch gerade so betreiben, wie ihre Vorfahren vor dreihundert Jahren, nur daß sie auf den Hochebenen vielfach den Pflug anwenden. Im Gebirge und den Küstengegenden machen sie ihre kleinen Pflanzungen ohne Pflug; sie hauen Wald oder Buschwerk nieder, brennen es ab, wenn es getrocknet ist, und pflanzen dann den Mais in kleine Löcher, die sie mit einem spitzen Pfahle stechen, ohne daß der Boden gelockert wird. Mit der Hacke werden im Laufe des Sommers zwei Bearbeitungen gegeben. An den Rändern des Feldes pflanzt der Indianer Bohnen, Kürbisse, spanischen Pfeffer und Paradiesäpfel.

Einige Zweige des Ackerbaues werden von den Indianern beinahe ausschließlich getrieben, und nur ihre Geduld und Ausdauer, sowie ihre traditionelle Vorliebe erhält diese für größere Pflanzer nicht ausführbaren Geschäfte. Hieher gehört der Vanillebau und die Cochenillezucht.

Die Indianer betreiben nur wenige Gewerbe neben ihrem Landbau; aber sie zeigen Anlage und Geschmack für Künste und Handwerke. Ich erwähne hier die schönen Arbeiten in Wachs, Nachbildungen von Früchten, Figuren aus dem Volksleben, kirchliche Zierden und dergleichen. Ferner ihren Sinn für Decorationen, die Ausschmückung der Altäre, Triumphbögen vor den Kirchen, der Häuser bei Hochzeiten &c. Sie verfertigen überall im Land ordinäre Töpferwaaren ohne Glasur, so wie sie aus alter Zeit in den Gräbern gefunden werden, oft von eleganter Form; Leuchter und Spielwerk verzieren sie mit grotesken Thiergestalten, und ahmen selbst täuschend alte Götzenbilder nach, die sie, wie die Römer ihre neugebackenen Alterthümer, britischen Sammlern gegen gutes Geld überlassen. Die Indianer flechten Matten und Körbchen von Palmblättern, bereiten die Agave und drehen Bindfaden und Stricke daraus, lackiren Trinkschalen aus den Früchten des Topfbaumes, schnitzen allerlei Gefäße und Hausrath aus weichem Holz, und fertigen Guitarren und Violinen aus Tannenholz, die zwar häßlich aber sehr billig sind, und einen guten Ton und richtige Eintheilung haben.

An den Flüssen sind sie die Fischer und Fährleute, in der Nähe der Stadt liefern sie Brennholz und Kohlen an die Städter.

Der Indianer trägt seine Lasten auf dem Rücken mittelst eines Seiles und breiten Tragriemens, welchen er über die Stirn legt. Der starke Nacken und die kräftigen Schenkel eignen sich ganz für diese Art von Fuhrwerk. In den Bergwerken arbeiten viele Indianer als Schlepper, und da sie im Accord bezahlt werden, nach dem Gewicht der Erze, welche sie aus der Grube bringen, so erlangen sie eine große Virtuosität in diesem Geschäft. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Mann fünf Centner Erz aus einer Tiefe von mehr als hundert Lachtern schleppe auf Leitern, die aus runden Baumstämmen bestehen, in welche Tritte mit der Axt eingehauen sind, und doch habe ich solche gesehen, welche Tag für Tag solche enorme Lasten zu Tag fördern. Auf dem Hüttenwerk Arcos lebte ein Indianer, welcher Sandsteine von sechs Centnern Gewicht aus dem Stein-

bruch nach der Hütte trug — eine Entfernung von etwa einer Viertelstunde.

Bei einer solchen ausgeprägten Anlage zum Lastthier darf es uns nicht wundern, daß der Indianer den Ertrag seines Gartens oder Feldes oft einige Meilen weit zu Markt schleppt, um am Ende einige Groschen dafür zu erlösen. Unzähligemal sah ich die Indianer des Gebirges auf Pfaden, deren Schwierigkeit man sich kaum vorstellen kann, zehn, zwölf Stunden Weges nach einem Markt ziehen, einen schweren Korb Aepfel oder Kartoffeln auf dem Rücken, ihre Weiber und Kinder ebenfalls bepackt zur Seite. Ermüdet, oft von Regengüssen durchnäßt langen sie an, bringen die Nacht in einer der offenen Vorhallen eines Hauses zu, um in der Frühe ihre Waare zum Verkauf zu bringen und ihre ganze Einnahme ist in der Regel nicht so groß, als ihnen die Hälfte der verwendeten Zeit, im Tagelohn beschäftigt, ertragen haben würde. Dennoch sind sie nicht von ihrer gewohnten Weise abzubringen, weil sie sich ihre kleinen Bedürfnisse im Tausch verschaffen, und nicht so weit denken, daß dieses auf eine vortheilhaftere Weise zu erlangen sei. Seife, Zucker, Branntwein und Salz sind in der Regel die Gegenstände, welche im Austausch vom Markt heim genommen werden, und ein tüchtiger Rausch als Zugabe.

Wer am Nachmittag an eines der Thore Mexicos geht, der kann die Züge der Indianer beobachten, welche nach ihren Dörfern zurückkehren. Welch ein Contrast mit den Umgebungen! Prächtige Häuser, elegante Wagen, geputzte Damen und zierliche Stutzer und daneben diese armen, halbnackten Indianer, die Männer voraus, die Weiber hinterdrein, ihre Kinder auf dem Rücken; sie sprechen eine andere Sprache, sie haben eine andere Kleidung, eine andere Farbe als die übrigen Menschen, die auf der Straße wandern, und sie traben dahin, ohne sich um das zu kümmern, was um sie ist, schäkern und lachen — ein gesondertes Volk im Volke. [284]

---

33. Der Vulcan von Jorullo.

(E. Mühlenpfordt.)

Die Entstehung des Vulcans von Jorullo ist unstreitig eines der merkwürdigsten vulcanisch-geogenetischen Phänomene der letzten Jahrhunderte. Obgleich es nur sechs Tagereisen von der Stadt Mexico sich begab, gelangte dasselbe doch erst durch Humboldt näher zur öffentlichen Kenntniß.

Der Hauptvulcan von Jorullo erhebt sich in einem beinahe eine Legua weiten Thale, fast genau südöstlich von der Meierei Playas de Jorullo. Gegen Süden ist das Thal von einer aus Ost in West streichenden Bergkette begrenzt, bestehend aus tafelförmig abgesonderten Basalten, stellenweise von mächtigen Lagen vulcanischer Asche bedeckt, was andeutet, daß schon in dunkler Vorzeit unterirdisches Feuer gewüthet haben muß. Gegen Norden erhebt sich eine hohe Bergkette, in welcher sich mehrere abgestumpft-kegelförmige Berggipfel auszeichnen. Im Osten schließen die gleichzeitig mit dem Hauptvulcan entstandenen Feuerberge das Thal im rechten Winkel, und verbinden seine beiderseitigen Gehänge. Etwa $2^1/_2$ Leguas nordwestlich vom Vulcan schiebt die nördliche Bergkette eine Spitze so weit vor, daß man sich beim ersten Anblicke in einem völlig geschlossenen Kessel zu befinden glaubt. Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durchströmten zwei kleine Bäche, der Cuitimba und der San Pedro, das Thal aus Ost in West. Künstlich bewässerte Zuckerrohr- und Indigofelder, zur Hacienda (Landgut) San Pedro de Jorullo, einer der größten und reichsten des Landes, gehörig, breiteten sich an den Ufern dieser Bäche aus. Am 29. Junius 1759 wurden die Bewohner dieses Landguts und der Umgegend zuerst durch heftige, von lautem unterirdischen Tosen begleitete Erdstöße erschreckt, welche von da an sechszig oder fünfundsechszig Tage hindurch sich wiederholten. Auch in dem Bergwerksorte Yuguaran erregten die Erdstöße den größten Schrecken. Im Anfange des Monats September schien die Ruhe wiederhergestellt, und erhielt sich, bis in der Nacht vom 28. auf

den 29. Morgens gegen drei Uhr das fürchterliche unterirdische Krachen aufs Neue, und heftiger als je, gehört ward. Jetzt flüchteten die entsetzten Bewohner der Gegend auf die Höhen von Aguasarco, und waren hier Augenzeugen des fürchterlichen Naturereignisses, welches ihre blühenden Felder, ihre friedlichen Wohnungen völlig zu Grunde richtete. Flammen stiegen auf einer Fläche von mehr als einer halben Quadratlegua Ausdehnung allenthalben empor, glühende Felsenstücke wurden zu ungeheurer Höhe aufgeschleudert, und durch eine dicke Aschenwolke, vom vulcanischen Feuer schauerlich erleuchtet, glaubte man die erweichte Erdrinde wie ein bewegtes Meer anschwellen und wogen zu sehen. Ein Landstrich von fast zwei Quadratleguas erhob sich in Form einer Blase an den Rändern um dreißig bis fünfunddreißig, in der Mitte fast regelmäßig anschwellend, um 525 Fuß über die ursprüngliche Höhe des Bodens der Playas de Jorullo. Jetzt stürzten sich die Flüsse Cuitimba und San Pedro in flammende Schlünde hinab, und die Zersetzung ihres Wassers vermehrte die Flammen so, daß sie in der Stadt Patzcuaro gesehen wurden, neunzehn Leguas in gerader Linie gegen Norden, und 4600 Fuß höher als die Playas de Jorullo auf einer ausgedehnten Gebirgsfläche gelegen. Im Dorfe Guacana, fünf Leguas west-nord-westlich vom Schauplatze des Ausbruches, fiel noch am 19. October eine solche Menge Asche, daß sie alle Felder bedeckte, alle Feldfrüchte zerstörte, die Bäume umwarf und Häuser und Kirche unter ihrer Last zusammenzufallen drohten. Undurchdringliches Dunkel herrschte, nur durch das Aufblitzen vulcanischen Feuers und stiebende Funken zeitweise erhellt. Der beim Jorullo entspringende Bach Guacana, sonst ziemlich seicht, schwoll so an, daß er nicht mehr zu durchwaten war, und das Dorf zu überschwemmen drohte. Er begann täglich gegen acht Uhr Abends zu schwellen, stieg fortwährend an bis gegen zehn Uhr des folgenden Morgens und nahm dann wieder ab. Sein Wasser war schmutzig, stinkend, den davon trinkenden Thieren tödtlich. Am 29. September zählte man siebenundvierzig rasch auf einander folgende Erdstöße, von solcher Heftigkeit, daß es schien, als flösse irgend ein ungeheurer reißender Strom unter der erschütterten Erde. Bis in die Mitte des Octobers dauerten die Stöße fort, obschon schwächer und in immer längeren Intervallen. Sie wurden selbst noch im Dorfe San Pedro de Churumuco am Ufer des Zacatulaflusses, achtzehn Leguas südlich vom Jorullo, deutlich gefühlt. Die Asche bedeckte damals selbst die Dächer der Häuser zu Queretaro, mehr als fünfzig Leguas in gerader Linie vom Schauplatz des Ausbruches entfernt. Im Osten des gehobenen Landstriches sprangen sechs große Hügel zu Höhen von 1300 bis 1600 Fuß über dem alten Niveau der Ebene auf. Der höchste davon ist der eigentliche sogenannte große Vulcan von Jorullo. Um diese größeren Feuerberge her erhoben sich Tausende von kleinen Kegeln, sechs bis neun Fuß hoch, jeder ein Vulcan, Flammen und Schwefeldampf ausstoßend. Die Indier, erschreckt von dem furchtbaren Donnern des neuen Vulcans, verließen anfangs alle Dörfer im Umkreise von sieben bis acht Leguas auf den Ebenen von Jorullo. In wenigen Monaten gewöhnten sie sich zwar daran, und kehrten zu ihren verlassenen Häusern zurück, aber die Ebenen von Jorullo selbst blieben sogar auf bedeutende Entfernungen von dem in die Höhe getriebenen Landstriche, dem man den Namen Malpais gegeben, während mehrerer Jahre nach der Eruption völlig unbewohnbar, wegen der daselbst herrschenden großen Hitze. Die heftigen Ausbrüche des großen Mittelvulcans währten bis in den Monat Februar 1760. Dann wurden sie nach und nach seltener, hörten endlich ganz auf und der Malpais kühlte sich ab.

Die Herren von Humboldt und Bonpland besuchten den Jorullo am 19. September 1803, also vierundvierzig Jahre nach seiner Entstehung. Schon damals schien das unterirdische Feuer nicht mehr sehr thätig, und der Malpais und seine vulcanischen Hügel begannen, sich mit Vegetation zu bedecken. Dennoch fanden die Reisenden die Luft so erhitzt, daß das Thermometer hoch über dem Boden und im Schatten auf 43° stieg. Auf dem Grunde des Kraters zeigte dasselbe 47, ja 58 und 60°, und in den Schlünden, aus welchen Schwefeldämpfe aufstiegen, erhob es sich zu 85°. Das Ueberschreiten dieser Sprünge und die Anhäufungen von Schlacken, welche bedeutende Höhlungen bedeckten, machten das Hinabsteigen in den Krater ziemlich gefährlich. Die Hitze der kleinen, den Malpais in allen Richtungen bedeckenden vulcanischen Hügel, von den Eingebornen Oefchen — hornitos — genannt, hatte bedeutend abgenommen, doch sah man das Thermometer noch auf fünfundneunzig Centigrade steigen,

wenn man es in die Sprünge tauchte, aus welchen wässerige Dünste aufstiegen. In mehreren dieser Kegel hörte man ein Geräusch wie von kochendem Wasser. Kothige Auswürfe, besonders Lagen von Thon, welche Kugeln von zersetztem Basalt in concentrischen Schalen umschlossen, schienen den Reisenden zu beweisen, daß unterirdische Wasser eine bedeutende Rolle bei dem Ausbruche des Jorullo gespielt haben müssen.

Die ganze Umgegend des Vulcans von Jorullo zeigt, selbst weit gegen Norden hinauf, Spuren von der Thätigkeit unterirdischen Feuers. Wir haben schon erwähnt, daß die Bergkette, welche das Thal von Jorullo im Süden begrenzt, aus Basalten bestehe, an manchen Stellen von mächtigen Lagen vulcanischer Asche bedeckt. In der Ebene zwischen den Hügeln von Aguasarco und einigen Dörfern erheben sich Basaltkegel mitten in einer Gegend, in welcher der Grünsteinporphyr vorherrscht. Ihre Gipfel sind mit immergrünen Eichen gekrönt, untermengt mit kleinen Fächerpalmen. Vom See von Cuisco, welcher mit salzsaurer Soda geschwängert ist und welcher Schwefelwasserstoffgas aushaucht, bis zur Stadt Morelia (Valladolid), auf einer Fläche von dreiundvierzig Quadratleguas, giebt es eine große Menge heißer Quellen. Die meisten enthalten nur Salzsäure, ohne eine Spur von Schwefelerden oder metallischen Salzen, einige aber riechen und schmecken auch stark nach Schwefel. In einigen steht das Wasser ruhig, bei einer Temperatur von 110 bis 120° Fahr., in anderen siedet es mit großem Geräusch, und in noch anderen bemerkt man ein regelmäßig abwechselndes Steigen und Fallen. Im Jahre 1819 soll in der Ebene von Istlan durch ein Erdbeben ein weiter Riß entstanden sein, aus welchem verschiedene heiße Quellen hervorkamen. Laven und zusammengesickerte vulcanische Asche bedecken den Boden um die Stadt Morelia und benachbarte Dörfer. Die Ufer des Sees von Patzcuaro und die Inseln in demselben bestehen aus schwarzen und grauen Laven. Aehnliche Bildungen finden sich an vielen anderen Punkten dieser Gegenden.

Auf den Umstand, daß die meisten und größten Vulcane Mexicos in der Parallele zwischen dem 18. und 19.° nördlicher Breite sich erheben, und daß auch der Vulcan von Jorullo in derselben Parallele dem Schooße der Erde entstiegen ist, gründete Herr von Humboldt die Vermuthung, daß in der genannten Parallele, in großer Tiefe im Inneren der Erde eine von Ost nach West, auf eine Länge von 126 Leguas fortstreichende Höhlung sich finde, über welcher, die äußere Kruste der Porphyrfelsen durchbrechend, das vulcanische Feuer sich zu verschiedenen Zeiten Luft gemacht habe.

[266]

---

34. Das Erdbeben von San Salvador 1854.

(E. G. Squier.)

San Salvador ist vielfachen Heimsuchungen durch Erdbeben ausgesetzt gewesen; sehr heftig waren namentlich jene von 1575, 1593, 1625, 1656 und 1798, und 1839 waren die Stöße so bedenklich, daß die Bewohner schon daran dachten, die Stadt zu verlassen. Auch der benachbarte Vulcan hat einige Male so viel Sand ausgeworfen, daß dadurch weit und breit dem Lande Verwüstung drohte. Die schwerste Katastrophe fällt in den April 1854; damals wurde die Hauptstadt zerstört. Bis dahin war sie die drittgrößte Stadt in Central-America gewesen; nur Guatemala und Leon in Nicaragua waren beträchtlicher. Drei Meilen westlich von der Stadt liegt der große Vulcan von San Salvador; der Kegel, welcher am Nordrande des Kraters emporsteigt, erhebt sich bis zu einer Höhe von etwa 8000 Fuß. Der eigentliche Vulcan bildet eine gewaltige Masse mit einer breiten Basis von unregelmäßigen Umrissen; der Gipfel erscheint wegen der steilen und zerklüfteten Ränder des Kraters ausgezackt, und dieser ist viel niedriger als der Kegel, welcher wohl durch ausgeworfene Asche und Schlacken gebildet worden ist. Der Krater soll anderthalb Leguas im Umfang haben und etwa

3000 Fuß tief sein; unten auf dem Boden befindet sich ein beträchtlicher See. Nur wenige Personen haben sich in den Schlund des Kraters gewagt, und keiner von ihnen hat zum zweiten Male hinabsteigen mögen. San Salvador stand auf einer Ebene, deren Boden durchweg aus Schlacken, vulcanischer Asche, Sand und Fragmenten von Bimsstein gebildet war, und der in einer Mächtigkeit von manchen hundert Fuß die Lava bedeckte, welche früher aus dem Vulcan herausgeströmt war. Wer die Schlackenlager gesehen hat, welche Pompeji bedecken, kann sich eine genaue Vorstellung von dem Boden der Ebene von San Salvador machen. Die Gewässer haben sich durch dieses leichte und nachgiebige Material bis zu einer beträchtlichen Tiefe hindurchgearbeitet, und bilden ungeheure Schluchten, welche den Zugang zur Stadt ganz unmöglich machen würden, wenn nicht an einigen Stellen auf beiden Seiten Stufenwege hergerichtet worden wären, die hin und wider mit Mauern eingefaßt sind, damit das Wasser sie nicht beschädigen könne. Einige dieser Straßen sind so schmal, daß zwei Reiter nicht neben einander vorüber können; man muß deßhalb, wie das in engen Hohlwegen der Fall zu sein pflegt, Warnungsrufe erheben, damit an solchen Stellen jede Begegnung vermieden werde. In Kriegszeiten sind diese natürlichen Gräben oder Festungswerke der Stadt mehr als einmal von großem Nutzen gewesen, weil der Feind sich nicht in dieselben hineinwagen durfte.

San Salvador war, gleich den übrigen spanischen Städten, im Vergleich zu seiner Bewohnerzahl sehr ausgedehnt gebaut. Kein Haus hatte ein Obergeschoß; die Mauern waren sehr dick, um den Erdstößen besser widerstehen zu können. Jedes schloß einen viereckigen Hofraum ein, der mit Bäumen und Blumen bepflanzt war, womöglich auch einen Springbrunnen hatte. Diesen Höfen verdankt man es, daß bei dem letzten Erdbeben nur wenige Menschen umkamen. Im Jahre 1852 hatte die Stadt etwa 25,000 Einwohner; rechnet man aber die kleinen Ortschaften in der Nähe hinzu, so mag die Bevölkerung wohl 30,000 Seelen betragen haben. San Salvador war Sitz eines Bischofs, hatte eine prächtige Kathedrale und eine blühende Universität, deren Gebäude erst 1852 vollendet worden waren.

San Salvador war, mit Ausnahme des neueren, gepflasterten Theils, man kann wohl sagen eine Waldstadt, und buchstäblich von tropischen Fruchtbäumen umschlossen. Die mit rothen Dächern bedeckten Häuser waren von immergrünen Cactushecken umgeben, von Palmen und Orangebäumen überschattet; im Hintergrunde erhoben sich breitblätterige Bananen, die reichlich mit ihren Früchten beladen waren. Das Ganze gewährte einen wunderschönen, ungemein malerischen Anblick. Alles Dieses ist nun verlassen und öde, der große Marktplatz menschenleer, die Springbrunnen, die einst so lustig plätscherten, sind verschüttet. Die Stadt „unseres Erlösers" ist zu einer Wüstenei geworden. Der Leser wird aus der nachfolgenden Schilderung ersehen, daß San Salvador binnen zehn Secunden ein Schutthaufen wurde. Zum Glück war dem eigentlichen Erdbeben ein Stoß vorhergegangen; er war ein Warnungszeichen, und die Bewohner flüchteten auf die freien Plätze und in die Hofräume. Die Katastrophe erinnert an jene, von welcher Alt-Guatemala 1773 betroffen worden ist, aber es scheint, als ob das Erdbeben von San Salvador viel heftiger war und sich nur mit jenem von Caracas im Jahre 1812 vergleichen läßt. Dieses letztere, bei welchem 10,000 Menschen das Leben verloren, bestand in drei fürchterlichen Stößen, von welchen der eine fast drei Secunden anhielt; jenes von San Salvador währte im Ganzen zehn Secunden. Das Boletin extraordinario del Gobierno del Salvador vom 2. Mai 1854 enthält folgenden amtlichen Bericht:

„Die Nacht vom 16. April 1854 wird der Bevölkerung von San Salvador für alle Zeiten ein trauriges Andenken hinterlassen. In jener unglückseligen Nacht wurde unsere schöne und glückliche Hauptstadt ein Trümmerhaufen. Schon am Gründonnerstag-Morgen verspürte man Bewegungen der Erde, denen ein Geräusch vorherging, das sich anhörte, als ob schweres Geschütz über das Pflaster rolle oder als ob es in der Ferne heftig donnere. Die Bewohner waren darüber allerdings ein wenig erschrocken, ließen sich aber vom Kirchenbesuche nicht abhalten. Am Sonnabend war Alles ruhig, man glaubte die Gefahr vorüber, und das Volk aus der Umgegend versammelte sich wie gewöhnlich, um das Osterfest zu feiern. Die Sonnabendnacht und der ganze Ostersonntag blieben gleichfalls ruhig. Die Hitze war allerdings drückend, aber die Atmosphäre ruhig und heiter. Während der drei ersten Abendstunden

begab sich nichts Ungewöhnliches, aber um halb zehn Uhr erschreckte ein heftiger Erdstoß, dem das sonst bei dergleichen vorkommende Geräusch nicht vorhergegangen war, die ganze Stadt. Viele Familien flüchteten aus ihren Häusern und lagerten sich auf den öffentlichen Plätzen; andere schickten sich an, die Nacht in den Hofräumen zuzubringen. Endlich, zehn Minuten vor Elf, begann die Erde sich zu heben, ohne daß irgend ein Anzeichen vorhergegangen wäre, und sie bebte mit so fürchterlicher Gewalt, daß binnen zehn Secunden die ganze Stadt am Boden lag. Häuser und Kirchen stürzten zusammen und das Gekrach war entsetzlich: die Staubwolken, welche aus den Trümmern emporstiegen, hüllten Alles in eine dichte, finstere Wolke. Es war nicht ein Tropfen Wasser zu haben, um die halberstickten Menschen zu erfrischen, denn Brunnen und Fontainen waren mit Schutt ausgefüllt oder trocken geworden. Der Glockenthurm der Kathedrale riß bei seinem Sturze einen großen Theil der Kirche nieder. Die Thürme der Kirche des heiligen Franciscus schlugen die bischöfliche Kapelle ein und einen Theil des bischöflichen Palastes in Trümmer. Die Kirche des heiligen Dominicus wurde unter ihren eigenen Trümmern begraben und das Assuncion-Collegium in einen Ruinenhaufen verwandelt. Auch das schöne neue Universitätsgebäude wurde zerstört; die Kirche de la Merced barst in der Mitte auseinander und die Mauern fielen nach außen hin. Von den Privathäusern blieben nur wenige stehen, aber alle ohne Ausnahme wurden unbewohnbar. Es ist bemerkenswerth, daß die Mauern, welche überhaupt stehen blieben, alt waren; alle aus der neueren Zeit fielen ein. Sämmtliche städtische und Regierungsgebäude theilten das allgemeine Schicksal. Die Verwüstung war, wie schon gesagt, binnen zehn Secunden vollständig. Zwar waren die nachfolgenden Stöße nicht minder heftig und furchtbar, und das entsetzliche Rollen und Rasseln unter uns dauerte fort, aber sie konnten nur wenige Verheerungen anrichten, weil schon vorher Alles am Boden lag.

„Diese düstere Unglücksnacht hatte etwas Feierliches und furchtbar Ergreifendes. Die ganze Bevölkerung war auf den öffentlichen Plätzen zusammengedrängt, lag auf den Knien und rief den Himmel um Erbarmen an. Mütter schrien nach ihren Kindern, Andere riefen nach Müttern, Brüdern, Vätern, Freunden, denn wußte man nicht, ob sie unter den Trümmern begraben lagen? Der Himmel war düster und Unheil dräuend, die Bewegungen der Erde folgten rasch, aber ungleich, der Schrecken war unbeschreiblich. Zu dem Allen kam noch, daß die Atmosphäre nach Schwefel roch, und daß man den Ausbruch eines Vulcans befürchten mußte. Die Straßen waren mit Trümmern überschüttet, oder die Mauern der Häuser hingen schief über; der Staub machte das Athmen fast unmöglich. Solch ein Schauspiel bot die unglückliche Stadt in jener fürchterlichen, entsetzenvollen Nacht dar!"

Etwa einhundert Knaben waren im Collegium eingeschlossen, Kranke lagen in den Spitälern, Soldaten in den Casernen. Als das Erdbeben vorüber und Nachdenken wieder möglich war, erinnerte man sich ihrer. Man glaubte anfangs, daß überhaupt zum Mindesten ein Viertel sämmtlicher Bewohner ein Opfer der Katastrophe habe werden müssen. Die Behörden gaben sich alle Mühe, darüber Gewißheit zu erlangen und wo möglich das Publicum zu beruhigen. Es stellte sich bald heraus, daß der Menschenverlust weit geringer war, als man besorgt hatte, und allem Anschein nach beträgt die Zahl der Todten nicht über einhundert und jene der Verwundeten nicht über fünfzig. Glücklicherweise folgte kein Regen auf das Erdbeben; man konnte also die öffentlichen Urkunden und Alles, was sich in den Privathäusern Werthvolles vorfand, in Sicherheit bringen. [299]

---

35. Die Ruinenstädte in Mittelamerika.

(Karl v. Scherzer.)

Die Trümmer namenloser Städte, die steinernen Reste einer uns völlig unbekannten Cultur, die Spuren untergegangener Reiche und verschwundener Völker, welche lange vor der spanischen Invasion existirten und blühten, und von deren Entstehung und Untergang in keiner geschriebenen Geschichte irgend eine Kunde enthalten — findet man bekanntlich in verschiedenen Zonen der neuen Welt zerstreut. Die einsamen Wildnisse Centralamerikas und der südlichen Provinzen von Mexico bergen die größten und merkwürdigsten dieser Ruinenstätten, die uns theilweise durch Stephens' Beschreibungen und Catterwoods treffliche graphische Darstellungen näher bekannt geworden. Die schwierige Zugänglichkeit der Wildnisse, die Dichtigkeit der tropischen Wälder, welche diese Trümmer umgeben, ihre Entlegenheit in den Thalsenkungen der Cordilleras, der Mangel an Wegen, der Argwohn der spanischen Colonial-Regierung — diese und andere Gründe erklären die späte Entdeckung und Kenntniß der wichtigsten centralamerikanischen Alterthümer. Man kannte die sogenannten Ruinen von Copan und Palenque fast nur dem Namen nach, ehe der unternehmende Stephens mit einer bewunderungswürdigen Energie und Beharrlichkeit diese Gegenden durchwanderte und getreue Skizzen von den Ruinen aufnahm. Durch ihn sind besonders auch die wichtigsten der alten Monumente Yukatans der wißbegierigen Welt fast eben so bekannt geworden, wie die Ruinen von Theben und Palmyra.

Nicht der künstlerische Werth dieser Alterthümer, nicht der großartige Anblick oder der malerische Effect, den sie auf den Beschauer hervorbrachten, hatte ihnen das Interesse des gebildeten Publicums gewonnen. Es war vielmehr das Geheimnißvolle, welches, sowohl den Scharfsinn des Forschers herausfordernd, als die Phantasie mächtig anregend, die Aufmerksamkeit zweier Welten an diese Zeugen einer unbekannten Vergangenheit fesselte. Es knüpften sich an diese archäologischen Entdeckungen in Centralamerika historische Fragen von der höchsten Bedeutung, die nicht auf die Vergangenheit der neuen Welt allein sich bezogen. — Mancher Forscher glaubte in der dunkelen Geschichte der amerikanischen Urbewohner, in dem Baustyl, in dem Charakter ihrer Kunst und in ihrer Bilderschrift einen gewissen dunkelen Zusammenhang mit der ältesten Cultur des Orients zu entdecken. Man stellte Hypothesen von einer asiatischen Emigration, von der Ansiedelung wandernder Priester-Colonien des Ostens, die einstmals vom stillen Weltmeer hergekommen; von einer phönizischen Entdeckung Amerikas, welche der spanischen um Jahrtausende vorausgegangen, ja sogar von einer Einwanderung der verlorenen zehn Stämme Israels auf unbekannten Wegen auf. Von jeder neuen Entdeckung und sorgfältigen Untersuchung verborgener Trümmer hoffte man, abgesehen von dem rein archäologischen Interesse, einen Dämmerlichtstrahl in die Nacht des Ursprunges der ältesten amerikanischen Cultur und eine Lösung jener hochwichtigen historischen Fragen.

Stephens, Catterwood, Squier hatten nur einen Theil Centralamerikas besucht. Manche der interessantesten Ruinenstätten waren ihnen ganz unbekannt geblieben. Die Trümmer von Peten, an Größe und Wichtigkeit den berühmten Denkmalen von Palenque wohl kaum nachstehend, sind bis heute noch von keinem gebildeten fremden Reisenden besucht und beschrieben worden. Die fragmentarischen Mittheilungen, welche ein Eingeborner Guatemalas, Don Modesta Mondez, Statthalter des Indianerdistrictes Peten, von diesen Ruinen gemacht, sind nichts weniger als gründlich und erschöpfend, haben aber doch wesentlich beigetragen, unser Interesse an denselben zu steigern. Sie scheinen sogar größer und umfangreicher, als die Monumente von Palenque, sind aber noch weit entlegener, schwieriger zugänglich. Die schlechteren Wege durch die waldbedeckten Höhen der Cordilleras machen einen Transport derselben fast unmöglich. Von den sogenannten Denkmalen von Quiriguá am Montaguaflusse im Staate Guatemala waren nur wenige entdeckt und durch Zeichnungen bekannt geworden. Die

Wildnisse von Vera Paz, größtentheils eine terra incognita, verbergen unter dem ewigen Grün ihrer herrlichen Wälder wahrscheinlich noch viele unbekannte Trümmer. Selbst am Montaguaflusse sind allem Anschein nach noch so manche Monumente unter der Alles überwuchernden Pflanzendecke versteckt. Nur sehr allmälig wird man eine ausführliche Kenntniß aller existirenden centralamerikanischen Ruinen erhalten, deren Auffindung und Untersuchung unbeschreibliche Schwierigkeiten hat. Inzwischen dürfte jeder, wenn auch geringe neue Beitrag zur Kenntniß dieser räthselhaften Reste der amerikanischen Vorzeit den Freunden des Alterthums und der Geschichte eine nicht unwillkommene Gabe sein.

Die Republiken Costa Rica und San Salvador besitzen unter allen Staaten Mittelamerikas die geringsten Spuren einer alten einheimischen Cultur. Wenigstens hat man hier nirgends jene pyramidalen steinernen Stufengebäude und kolossalen Bildwerke gefunden, welche sich in allen größeren Ruinenstätten von Honduras, Guatemala und Yukatan wiederholen. In Costa Rica scheinen die Indianer zur Zeit der spanischen Invasion ziemlich allgemein dieselbe rohe einfache Lebensweise geführt zu haben, wie jene Indianerstämme, welche noch heute die waldigen Wildnisse im Süden dieser Republik bewohnen. Nur in einzelnen Gegenden des Hochlandes vom Golf von Nicoya scheinen die Urbewohner des Staates auf einer etwas höheren Stufe gestanden, und außer Geschirr und Waffen von Kupfer auch metallenen Schmuck geformt zu haben.

An den verschiedenen Uferstellen und auf den Inseln der großen Seen von Nicaragua findet man kolossale Idole theils in Felsen gehauen, theils aus Felsstücken gemeißelt. Sie zeigen mehr Rohheit der Arbeit, als die großen Statuen der Ruinenstätten Guatemalas. Die Bilderschrift fehlt fast immer. Altäre mit reichem plastischen Schmuck und Basreliefs, wie zu Palenque, Peten, Quiriguá und Merida, sind in Nicaragua bis jetzt nicht entdeckt worden.

Auf der großen Hochebene in den Umgebungen der Hauptstadt Neu-Guatemala haben wir ähnliche künstliche Erdhügel, wie im Hochlande von Costa Rica, wie in der Provinz Guanacaste und auf dem Tafellande von San Salvador gefunden, doch sind sie dort größer und zum Theil anders geordnet. Man sieht in Guatemala auch wallförmige Erdbauten, in ziemlich regelmäßiger Vierecksform mit einer Einsenkung in der Mitte — daneben steht ein höherer, fast konischer, künstlicher Hügel. Sie werden von Manchen für altindianische Befestigungen gehalten. Uns scheint es wahrscheinlicher, daß sie wie fast alle übrigen ähnlichen Erdbauten den Opferfesten der alten Völker dienten. Die künstlichen Erhöhungen gönnten der schauenden Masse, die wahrscheinlich bei der Opferfeier auf demselben Platz nahm, einen ähnlichen Ueberblick der inneren Bühne, wie die römischen Amphitheater, nur fehlen hier die steinernen Stufen. Auf den höheren künstlichen Hügeln nahmen wahrscheinlich die Kaziken und Vornehmen ihren Platz ein. Die ausgedehntesten dieser Erdbauten stehen ganz nahe bei der Hauptstadt in der kleinen Hacienda, welche ein deutscher Ansiedler, Herr Fasen aus Cöln, besitzt.

Sonderbar ist das Verschwinden fast aller älteren Bauwerke in den früher so bevölkerten und blühenden Reichen der Quichen und Kachiquelen. Die sogenannten Altos von Guatemala bergen nur sehr wenig Reste. Im herrlichen Thale von Antigua Guatemala sind alle Spuren einer älteren einheimischen Cultur verschwunden. Die zerstörende Hand der spanischen Eroberer, der Fanatismus der Mönche scheinen keinem alten Stein aus der vorchristlichen Epoche des Reiches seine ruhige Lage gegönnt zu haben. Tempel, Sacrificatorios, Altäre, Idole, Bilderschriften — Alles wurde von ihnen zerstört und zerschlagen. Viele Idole sind von den Indianern vergraben oder in den Wäldern versteckt, wie wir bereits durch den englischen Missionär Thomas Gage erfuhren, der zu Cromwells Zeit als katholischer Priester in Guatemala weilte, später nach seinem Vaterlande zurückkehrte und eine schauerliche Beschreibung des Treibens und Wüthens der Spanier in diesen schönsten Provinzen ihres amerikanischen Reiches entworfen hat. Sogar im Grunde des Sees von Amatitlan (im Staat Guatemala) sieht man durch das klare Wasser die steinernen Statuen alter Götzen, welche vielleicht die Eingebornen selbst dort versenkten, um sie wenigstens vor der zerstörenden Hand der Spanier zu bewahren.

Was in Guatemala und Honduras von größeren Denkmalen noch vorhanden, schützte nur die schwere Zugänglichkeit des finsteren Urwalddickichts, wie z. B. die Monumente von

Quiriguá, welche erst nach der Unabhängigkeit Guatemalas wieder aufgefunden wurden.

Die Monumente von Quiriguá haben ihren Namen von einer kleinen Ansiedelung in der Nähe, welche seitwärts von der Straße nach Izabal am Fuße der Micoberge, etwa 220 engl. Meilen von Guatemala, gelegen ist. Unter den alten Ruinen Centralamerikas sind diese noch am wenigsten bekannt geworden. Der berühmte Archäolog J. Stephens hat sie nicht persönlich gesehen und der ihn begleitende Künstler Catterwood würdigte sie, in der Meinung, daß seine persönliche Sicherheit dort gefährdet sei, nur eines sehr flüchtigen Besuches und verließ sie wieder, ohne die wichtigsten Denkmale aufgefunden zu haben.

Da diese Reste unter allen Antiquitäten in der Republik Guatemala der Hauptstadt am nächsten gelegen und ihre geringe Entfernung von den Ufern eines schiffbaren Flusses dort am ersten die Acquisition interessanter Alterthümer hoffen ließ, hielten es Dr. Wagner und ich im Interesse der uns von der britischen Regierung übertragenen Mission am rathsamsten, hierher zuerst unsere Schritte zu lenken.

Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die man hier hat, die einzelnen Trümmer selbst bekannter Ruinenstätten, wie die von Quiriguá, nach einigen Jahren unter der dichten Pflanzendecke wieder aufzufinden, machen es nicht unwahrscheinlich, daß selbst viele bedeutendere Monumente unter der Alles überwuchernden Vegetationsdecke begraben liegen.

Nach unsäglichen Mühen und Hindernissen, von denen nur die, welche den Naturcharakter des tropischen Amerikas aus eigener Anschauung kennen, sich eine Vorstellung zu machen vermögen, gelang es uns unter dem Beistand vieler Arbeiter, die wir durch den Besitzer der großen Hacienda von Quiriguá erhielten, einen neuen Weg vom Flußufer bis zur Stelle der Ruinen zu bahnen.

Die kräftige Vegetation hatte nicht nur jede Spur eines früheren Zuganges vertilgt, sondern auch die einzelnen Denkmale unter einem dichten Unterholze von Palmen, Mimosen und Schlingpflanzen der verschiedensten Art begraben. Es bedurfte einiger Zeit, um sie aufzufinden, und bedeutender Mühe, sie zu reinigen.

Die Waldebene, in welcher die Monumente aufgefunden worden, erhebt sich nur wenige Fuß über das gewöhnliche Niveau des Rio Montagua. Zu Zeiten hohen Wasserstandes bringt der Fluß in den Wald. Die Localität der Ruinen selbst scheint öfters schon überfluthet gewesen zu sein, was sowohl der feuchte, morastige Boden, als auch die Lage einzelner Denkmale andeutet. Notorisch ist, daß die letzte Ueberfluthung im October 1852 sich bis hierher erstreckte, daß der größte Theil der Ruinen damals unter Wasser stand und einige der noch aufrecht stehenden Idole zu jener Zeit umgestürzt wurden.

Das größte und bedeutendste Stück der alten Reste ist ein pyramidales Gebäude, ganz ähnlich den Monumenten derselben Form, welche man in Copan und Palenque gefunden und für Sacrificatorios, d. h. Opferstätten, hält. Dieses Gebäude in Quiriguá ist jedoch schlechter erhalten, als jene, die Herr Stephens in seinem bekannten Reisewerk abbildete. Die Stufen, welche dasselbe umgeben, lehnen sich an einen künstlichen, aus Rollsteinen aufgehäuften Hügel an, der offenbar nur dem Bauwerk selbst als Stütze diente. Seine Form bildet ein unregelmäßiges längliches Viereck mit einem Ausläufer nach Süden. Der obere Theil bestand aus mehreren Terrassen. Das Gebäude war an verschiedenen Seiten mit Stufenreihen umgeben, die aus regelmäßig geformten, sauber zugehauenen, länglichen Quadersteinen bestanden.

Die amphitheatralisch um die Außenseite des Gebäudes gruppirten Stufenreihen sind sehr zerfallen. Die einzelnen Quadersteine sind weder durch Kalk, noch durch Thon oder ein sonstiges Bindemittel zusammengekittet, sondern stützen sich nur durch die eigene Schwere und lehnen sich nach der inneren Seite an den Abhang des Hügels an. Fast alle Stufenreihen sind zerstört, mit Ausnahme einer kleinen Stelle der Nordostseite, wo dreizehn Stufen übereinander noch ziemlich gut erhalten blieben. Die Stufen sind acht bis neun Zoll hoch und sieben Zoll breit; die Fortsetzung nach oben ist zertrümmert.

Der ganze obere Theil dieses pyramidalen Hügels bildet ein wüstes Trümmerchaos von Schutt und behauenen Steinen, den Resten jener völlig eingestürzten Bauten, die hier einst auf den verschiedenen Terrassen gestanden und deren Trümmer jetzt von Palmen, Bromelien, Heliconien und vielen Schlingpflanzen überwuchert sind. Unter diesen Bausteinen findet man schönen weißen Marmor. Sehr merk-

würdig sind auf der ersten Terrasse verschiedene in horizontaler Lage nebeneinander gruppirte ovale Vertiefungen, welche nicht mit behauenen Quadern, wie die Stufen, sondern mit kleinen Rollsteinen gepflastert und ausgelegt und ganz auffallend gut erhalten sind. In Betracht des Umstandes, daß diese im Vergleich zu den übrigen Resten aus so wenig solidem Material gebauten Nischen sich so gut conservirt haben, während die aus festerem Material bestehenden Theile des Baues zerfallen sind, wäre man fast geneigt, dieselben für spätere Werke zu halten. Vielleicht dienten sie zu Opferherden von Götzenverehrern, die hier, nach der Zerstörung ihres Haupttempels, selbst noch unter der spanischen Herrschaft ihre Opferfeste im Geheimen fortsetzten.

Vergebens sucht man hier, wie anderwärts an den Ruinenstätten von ähnlichem Charakter, rings um den pyramidalen Hügel nach Spuren von Eingängen, die in das Innere führten. Sollten wirklich Pforten, Hallen oder Gemächer mit gemauerten Decken vorhanden gewesen sein, so ist wenigstens jede Spur davon verschwunden. Auch an Sculpturen ist auf diesem Gebäude Nichts zu finden.

Dagegen sind die einzelnen Sculpturfragmente, die wir gefunden, rings um diese Hauptruine gruppirt. Darunter ist ein großer Felsaltar, welcher ganz mit halberhabenen Sculpturarbeiten bedeckt ist, das Merkwürdigste. Derselbe hat fünfunddreißig Fuß im Umfange und sechs Fuß Höhe. Er ist länglich oval, fast der Form eines menschlichen Kopfes ähnlich, welcher horizontal liegt. Wahrscheinlich benutzten die Erbauer einen hier schon vorhandenen großen Felsblock zu ihren Zwecken, denn der Transport eines Steines von solchem Umfange mit den bewegenden Kräften, welche diesen Völkern muthmaßlich zu Gebote standen, wäre unbegreiflich. Die in Copan und Palenque aufgefundenen Altäre sind sämmtlich viel kleiner und bilden meist regelmäßig längliche Vierecke. Das Material ist grobkörniger Sandstein, dessen Außenseite schon ziemlich verwittert ist, obwohl die einzelnen Figuren, nach mühsamer Säuberung von überwuchernden Pflanzen, hier deutlicher zu erkennen waren, als an den übrigen Sculpturen.

An der Nordseite dieses kolossalen Altars bemerkt man eine sitzende weibliche Figur mit einem grotesken Kopfschmuck von 1$^1/_3$ Fuß Höhe. Der obere Theil dieses stark verwitterten Kopfputzes stellt einen kleinen Götzenkopf dar, der seinerseits ein Diadem trägt. Der unterste Theil dieses Kopfschmuckes ist gut erhalten und besteht aus einem hervorragenden Stirnband von 1$^1/_2$ Zoll Breite. Die Stirn der Figur selbst ist schmal, oben tief eingesunken, über den Augenlidern und der Nasenwurzel stark hervorragend. Von den großen Augen, der Nase und dem Munde sind nur noch schwache Spuren zu erkennen. Die Nase, kurz und breit, scheint der indianischen Form ziemlich ähnlich gewesen zu sein. Der Mund ist proportionirt. Die Brust der Figur trägt außer den Busenerhöhungen in der Mitte eine ovale Erhöhung, welche stark verwittert ist und wahrscheinlich einen Schmuck darstellt. Die Arme hängen schlaff am Körper herab und ihre Enden berühren den Boden. Von Händen ist Nichts zu sehen. Auch die Beine sind nicht mehr zu erkennen.

Das Gegenstück zu dieser menschlichen Figur an der Südseite des Altars ist eine kolossale, fünf Fuß hohe Schildkröte, der Kopf und die Vorderfüße sind nach oben, der ziemlich grob gearbeitete Rücken der Schale ist auswärts gekehrt, an den Seiten sind Hieroglyphen zu erkennen. Die Ornamentirungen des oberen Theiles stellen Vegetabilien, Palmenfrüchte, Blätter und Coniferenzapfen dar, Alles Gegenstände, die der umgebenden Natur entnommen sind. An einen Transport dieses schönsten und kolossalsten unter den verschiedenen Bildwerken von Quiriguá ist der ungeheueren Schwere wegen nicht zu denken.

Etwas weiter von der Opferstätte entfernt liegt ein großes, umgestürztes, kolossales Idol von einundzwanzig Fuß Länge und vier Fuß Breite, mit jenem riesigen, bizarren Kopfschmuck, den man fast an allen Idolen, auch in Copan und Palenque, erkennt, jedoch von abweichender Form. Oben ein breites diademartiges Band, darunter ein Thierkopf mit großen Augen, großer Nase und ziemlich weitem Rachen, der den Kopf des Idols berührt. Man bemerkt das Bemühen des Sculptors, durch dieses grinsende Haupt dem Beschauer Schrecken einzuflößen. Das menschliche Gesicht des Idols, das unter diesem Kopfaufputz folgt, ist sehr plump, mit vollen, runden Backen, die Nasenlöcher weit und lang gezogen, ähnlich wie die indianischen, die Nasenspitze weggewittert. Von Augen und Mund nur schwache Spuren. Die Ohren sind durch einen großen runden Ohr-

schmuck bedeckt, die Arme über die Brust gefaltet. Der untere Theil ist mit Hieroglyphen ausgefüllt.

Daß diese sogenannten Monumente von Quiriguá, über deren Entstehung und Geschichte das tiefste Dunkel herrscht, gleich allen übrigen Runenstätten und Antiquitäten Centralamerikas, das Interesse des Archäologen und Ethnographen in hohem Grade verdienen, wird Niemand bestreiten. Ziemlich gering hingegen erschien uns der künstlerische Werth dieser Denkmale. Der Fleiß und die Ausdauer ihrer Gründer, welche so große Felsstücke mit Sculpturarbeiten förmlich übersäten und diese kolossalen Bildwerke auf einem höchst schwierigen Terrain zu bewegen wußten — die Sculpturen sind sämmtlich Monolithe —, sind der Bewunderung mehr würdig als die Phantasie, der Kunstgeschmack und die Handfertigkeit der Künstler, welche vielmehr eine ziemlich niedere Culturstufe andeuten. Die Gruppirung sowohl als die einzelne Ausführung der Figuren und Ornamentirungen, besonders auf dem großen Felsaltar, der das am fleißigsten ausgearbeitete Stück dieser Reste ist, zeugen mit den ziemlich chaotisch durcheinander stehenden Figuren von Thieren, Blumen, Blättern, Früchten, Zweigen u. s. w. von einem noch etwas barbarischen Kunstsinn. Alle diese Denkmale sind offenbar dem gleichen Culturzustande, wahrscheinlich auch derselben Zeit und den gleichen Händen entsprungen. Alle haben den gleichen geringen artistischen Werth. Keines ist merkbar feiner und kunstreicher ausgearbeitet als das andere. Nichts deutet an diesen Sculpturen auf einen nur einigermaßen geläuterten und fortgeschrittenen Schönheitssinn durch eigene Vervollkommnung oder fremde Vorbilder.

Schon Stephens hat sehr richtig und scharfsinnig die Eigenthümlichkeit dieser centralamerikanischen Antiquitäten nachgewiesen, deren Styl und Charakter von den Monumenten sämmtlicher Völker der alten Welt so wesentlich verschieden ist. Er hat die irrige Meinung derer widerlegt, welche in dem plumpen, sogenannten Pyramidenbau dieser amerikanischen Urvölker den ausgebildeten Pyramidenstyl der alten Aegypter wiederzuerkennen glaubten. In der Anordnung des Ganzen, wie in den Einzelnheiten sind die Differenzen so auffallend, daß es fast befremdend ist, wie selbst namhafte Archäologen auf eine so ferne, zufällige Aehnlichkeit große Bedeutung legen konnten. Den ägyptischen Pyramiden fehlt immer der tempelartige Oberbau der centralamerikanischen Stufengebäude, während letztere Nichts von den inneren Gemächern und Räumlichkeiten zeigen, die für die ägyptischen Pyramiden so charakteristisch sind.

Was die Sculpturen Quiriguás insbesondere von den plastischen Werken Aegyptens und Vorderasiens unterscheidet, ist die Rohheit der Arbeit, an der man die Unvollkommenheit der Instrumente erkennt, deren sich diese Sculptoren bedienten. Sicherlich waren diese Utensilien nicht von Eisen. Selbst die ältesten ägyptischen Sculpturen, wenn sie noch so anmuthslos und steril in der Erfindung sind, zeugen doch von einer merkwürdigen technischen Fertigkeit und Sauberkeit der Ausführung, die den grobgearbeiteten Basreliefsfiguren dieser amerikanischen Monumente durchaus abgeht.

Was die frühere Bestimmung dieser Denkmale und der ähnlichen in Copan, Palenque, Merida u. s. w. betrifft, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß dieselben zu religiösen Zwecken, zu Götterverehrung, zu den Opferfesten der alten Völker dienten.

Mysteriöser ist die Bestimmung der pyramidalen Gebäude oder der künstlichen Hügel mit amphitheatralischen Stufenreihen, welche in den verschiedenen Ruinen Centralamerikas gewöhnlich die obersten Trümmer vorstellen. Die Stellung und Anordnung dieser Bauwerke, welche in Quiriguá wie in Copan nicht selbst Idole tragen, sondern von diesen umgeben sind, und die fast in ihrer Mitte sich erheben, machen nach unserer Ansicht die Hypothese sehr wahrscheinlich, daß sie eine Schaustätte für die verschiedenen Rangstufen jener Völker waren. Die Kaziken und ihr Hof, der Adel, die hohe Priesterschaft nahmen bei den großen Opferfesten hier wahrscheinlich ihre Plätze ein. Die oberen gedeckten Bauwerke mit offenen Galerien dienten vermuthlich den Fürsten und Großen zum Schutz gegen Sonne, Wind und Wetter. Vielleicht fanden hier noch besondere, geheimnißvolle Ceremonien statt, vielleicht ertönten von diesen Höhen herab die Gesänge und Gebete der obersten Priester. Die schauende Volksmasse stand wahrscheinlich außen umher und bedeckte die Abhänge der kleineren künstlichen Hügel in der Nähe, welche keine Stufentreppen haben und keine steinernen Gebäude tragen.

Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß die

Monumente von Quiriguá noch zur Zeit der spanischen Invasion ihrer religiösen Bestimmung dienten, und daß auch eine Stadt in der Nähe noch bewohnt war. Die Bevölkerung, kein anderes Mittel findend, dem Schwerte der Sieger und der Sclaverei zu entgehen, verließ vielleicht die Scholle ihrer Väter sammt ihren Heiligthümern, um in den hohen Bergen nordwärts eine Zufluchtsstätte gegen die rohen Dränger zu suchen.

Die weißen Abenteurer und Freibeuter, welche zuerst in diese Reiche eindrangen, suchten nicht die Lösung historischer Räthsel, sie waren nur lüstern nach Gold. Sie ehrten in diesen steinernen Bildsäulen nicht die ersten Kunstwerke einer Bildungsstufe, die sich über das Barbarenthum erhob, sie sahen in ihnen nur die Bilder von Götzen, die sie vernichten zu müssen glaubten. Die Zerstörung solcher „Werke des Teufels" dünkte ihnen eine christlich-ritterliche That. Der katholische Fanatismus jener sogenannten chevaleresken Castilier wetteiferte in der Lust der Verwüstung mit dem Vandalismus der wilden Horden eines Genserich und Attila.

Eine aufgeklärtere Nachwelt aber wird ihnen nimmer verzeihen, daß ihr gepanzerter Tritt hier die aufgehende Blüthe einer Cultur zertrat, die, wenn auch noch auf niederer Stufe stehend, doch Interesse und Schonung verdiente. Die grausame Herrschaft der Castilier stürzte die einzelnen Nationen wieder in die Nacht der Barbarei zurück. In starrster Knechtschaft verlernten sie ihre Künste. Die letzten Denkmale ihrer Cultur sucht man vergebens in der Nähe großer bewohnter Städte.

Sie liegen verborgen, zerstreut in den einsamen Wildnissen, wo das Dickicht des Waldes sie vor der Zerstörungswuth roher Kriegerhaufen und fanatischer Mönche schützte. Die rothe Bevölkerung allein hat dafür eine gewisse Pietät bewahrt. Ungern dienen Indianer als Führer in die Wildnisse, wo solche Reste liegen, die sie lieber verheimlichen. Ihre Miene verdüstert sich, wenn weiße Männer die mysteriösen Schriftzeichen derselben copiren. Sie lieben es noch weniger, daß neugierige Fremde kommen, um unter den alten Trümmern zu wühlen und die Denkmale der Väter in ihrer dunklen Ruhe zu stören. Wie einst die Jungfrauen das vestalische Feuer, so bewachen sie jene historisch-heiligen Trümmer, welche allein noch Zeugniß geben von untergegangenen mächtigen Reichen. [285]

---

36. Markt und Handel zu San José in Costarica.

(Wilhelm Marr.)

So still und öde die Straßen im Allgemeinen sind, so verwandelt sich jeden Sonnabend Vormittags die Scene wunderbar. Der ganze Ort ist lebendig, denn die ganze Hochebene giebt sich an diesem Tage Rendezvous auf der Plaza. Der Sonnabend ist der Markttag, an dem sich die Hausfrauen für die ganze Woche mit Gemüse verproviantiren. Die große Plaza ist bedeckt mit Buden von Leinwand, in welchen der Kleinhandel außerdem alle Erzeugnisse fremder Industrie feilbietet. Landmädchen in ihren malerischen Trachten sitzen am Boden gekauert und bieten Eier, Früchte, Butter u. s. w. aus. Indianer kommen mit Mais und Cacao zu Markt. Ambulante Händler, Jungen von neun bis zehn Jahren drängen sich mit ihrem Kram, welcher oft nur aus wenigen Gegenständen besteht, wie Nadeln, Zwirn und Band, durch die Menge. Zu Pferde und zu Fuß wird geschachert. Die weiche, indolente Bevölkerung ist wie umgewandelt, denn der Schachergeist ist das Lebensprincip derselben. Der Präsident der Republik verschmäht es an diesem Tage nicht, dem Bauern einige Ellen Kattun abzuschneiden, der Finanzminister redet sich die Kehle heiser, um dem Käufer zu beweisen, daß ein elendes Trinkglas von ihm mit Schaden verkauft würde. Officiere, Hauptleute und Majore stehen hier hinter dem improvisirten Ladentisch und verkaufen Nägel, Federmesser, Scheeren, Richter des obersten Gerichtshofes detailliren baumwollene Strümpfe, Advocaten bringen Pferdedecken an den Mann, Aerzte verschenken Sodawasser und Magen-

bittern in ihren Apotheken, ja, Geistliche versehen interimistisch den Dienst des Ellenreiters, während der eigentliche Verkäufer frühstückt. Die Stufen, welche zur Kathedrale führen, sind bedeckt mit Strohhüten, Sattelzeug des Landes, Raketen, Steinzeug u. s. w. Und während drinnen Messe gelesen wird, treiben die Krämer am Eingange ihr Gewerbe.

Es ist eine traurige Erscheinung, dieser Schachergeist, bei einer von Natur Ackerbau treibenden Bevölkerung. Die ganze Erziehung des Menschen läuft hier darauf hinaus, ihn dem wahren Lebensberuf zu entfremden, und so redlich und treuherzig der ältere Theil der Bevölkerung von Costarica ist, so confus fangen die Begriffe von mein und dein bereits an bei der Jugend zu werden, und Eltern und Erzieher leisten systematisch der Neigung Vorschub, statt einer geregelten Beschäftigung sich dem Schacher zu ergeben. Gaunereien, ja kleine Diebstähle, sind daher auch bei den Söhnen der besten Familien, welche Sonnabends als Trucheros (Hausirer) die Plaza besuchen, nichts Seltenes. Nachdem zwei oder drei Käufer angeführt sind, wird der Rest der Waaren à tout prix verschleudert. Kräftige junge Leute ziehen es vor, statt das Land zu bebauen, zu handeln. Credit ist bald gefunden; die Waaren werden verkauft und mit dem Erlös wird Hazard gespielt. Ist der Truchero hierin glücklich, d. h. versteht er zu betrügen, so zahlt er dem Kaufmann; wo nicht, so macht er Bankerott. Dem Landbau werden von Jahr zu Jahr mehr Kräfte durch diesen Schachergeist entzogen. Die höchsten Behörden gehen, der Constitution zum Trotz, mit schlechtem Beispiel voran, und die Masse versumpft auch in diesem herrlichen Lande zusehends. Die Hamburger sogenannte Judenbörse ist ein Salon gegen die Thätigkeit des hiesigen Kleinhandels. Das ganze Raffinement des Handels oscillirt hier en miniature, und Unverstand, Erziehung, schlechtes Beispiel wird auch aus den Costaricanern über kurz oder lang eine raza perdida machen, wenn nicht im eigenen Lande eine kräftigere Regierung Wandel schafft, oder Bruder Jonathan seine Klauen darüber ausstreckt.

Auf jedem Markt pflegen mehr Käufer als Verkäufer zu sein. Hier ist es umgekehrt. Hier kauft und verkauft Alles. Die Frau des Plantagenbesitzers schickt Papiercigarren zu Markte, Don Rafael Escalante läßt Thee colportiren, und für den Erlös kaufen sie ihre Bedürfnisse. Ja man kauft, um kaufen zu können. Man kauft nämlich Cacaobohnen ein, welche die Stelle der Scheidemünze vertreten, da die kleinste geprägte Münze 1 Medio Real = $^1/_{16}$ Dollar ist, und manche Producte, wie Platanen, Orangen u. s. w., so billig sind, daß man zuviel erhält, um sie fortzubringen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, am Sonnabend leben in ganz San José nicht zehn Eingeborene, welche eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen, abgerechnet höchstens die Kinder unter drei Jahren. Für den Touristen ist das bunte Bild solcher Markttage höchst interessant. Er glaubt sich in eine höhere Welt versetzt. Das Schreien und Lärmen, die bunten Gruppen würden den Genremalern, die bei uns so dürftig auf ihre mageren Sujets Jagd machen, fürs ganze Leben Stoff bieten. Das neue, phantastische Schauspiel, die tollsten Abwechselungen und vor allem diese Verschiedenheiten der einzelnen Physiognomien, vom steifen Don bis zum stupiden Indianer herab, der tiefäugig und straffhaarig ins Blaue stiert — das Alles regt gewaltig an und erheitert den Fremden, der den tiefen moralischen Krebsschaden der Bevölkerung nicht eher gewahr wird, als bis man ihm sagt: so und so viel Kaffee muß an den Bäumen verfaulen, wegen Mangel an Arbeitskräften. — Und sollte man es glauben, obgleich tausend Stufen höher in der Cultur als Nicaragua, ist auch in diesem reizenden Lande oft Mangel. Brächte man z. B. Butter centnerweise zu Markt, sie würde verkauft werden, und doch ist bei den herrlichsten Wiesen, bei dem schönsten Vieh der fühlbarste Mangel an Butter und Milch, indem die angeborene Indolenz den Producenten nur soviel arbeiten läßt, als er nothdürftig braucht; und nur in dem Universalschacher muß die Ursache der dürftigen Productionsfähigkeit gesucht werden.

Ich wollte mir ein Päckchen Streichhölzer kaufen und trat zu dem Ende in einen kleinen, unansehnlichen Laden in der Carmenstraße.

Hinter dem Ladentisch stand, umgeben von einem wahren Chaos aller möglichen und unmöglichen Gegenstände, ein kleiner, etwas gedrungener Mann, dessen Physiognomie auf den ersten Blick die gewöhnlichste der Welt zu sein schien, neben einer einfach gekleideten Dame, deren Auge einen klug berechnenden Glanz warf und deren Profil edel genannt werden durfte. Die beiden Leute hatten Mühe, sich in dem Gewirre von Waaren, das sie umgab, zu be-

wegen. Tassen, Gläser, Aexte, Spielsachen, Glasperlenschnüre, Kattune, Stearinlichte, Seidenzeuge, Flinten, Säbel, Leuchter, Olivenöl, Merinos und gelbe Seife, Tinten- und Eau de Cologne-Fläschchen, Schirme, Stöcke, Peitschen, Hüte und Stiefel, eiserne Kessel, Macheten und Guitarren, Accordions und Essigcaraffen — — das lag, hing und stand auf-, über- und nebeneinandergeschichtet und -gedrängt, und schien kaum Platz zum Athemholen, geschweige zur Bewegung gelassen zu haben. Doch das Paar bewegte sich in dem Waarenkäfig; es handhabte die Elle, wog und zählte, und während sie mit ungemeiner Zungenvolubilität einigen Señoras Seidenband verkaufte, demonstrirte er gerade mit einem lauten „Jesuus!“ einem Kerl in kurzer Jacke, welcher ein paar Sporen erstand, wie wenig daran verdient werde.

„Cuante valen, Señor?“ fragte ich (Wie theuer?).

„Cuatro por real!“ (Vier Schächtelchen für einen Real) antwortete er.

Ich legte meinen Real auf den Ladentisch und empfing meine Waare, wobei er mich ansah, als wundere er sich, daß ich nicht erst zu dingen versuchte.

Das war aber niemand anders, als Don Manuel José Carazo, Minister der Finanzen und des Krieges der Republik Costarica, der klügste, gewandteste, talentvollste und — auf centralamerikanischem Standpunkt — der genialste Mann im ganzen Lande, nebst seiner Frau Gemahlin, Doña Mariquita.

Das Carazo! Anfangs glaubt man einen kleinen Bandjuden vor sich zu haben. Sieht man aber tiefer in die blitzenden Augen, öffnet sich der ziemlich breite Mund zum Gespräch, dann wird das Antlitz freundlich und wohlthuend. Nie kann bei ihm eine Unterhaltung ins Stocken gerathen, sein elastischer Geist findet sich in Alles, und oft ist man versucht zu glauben, den gebildetsten Europäer und nicht einen Bewohner eines vergessenen Winkels der Erde vor sich zu haben.

Es steht fest, daß unter allen Neuspaniern die Costaricaner mit die am wenigsten farbigen, die unverdorbensten sind. Sie sind von physischen Lastern daher auch weniger inficirt und der Krebs der Gesellschaft ist hier die mesquine Habsucht, ohne großartigen Speculationsgeist. Auch Carazo ist nur eine Miniaturausgabe des Yankee. Ein Schwarm von Jungen überfluthet für ihn die Plaza mit Waaren. Jedem giebt er einen kleinen Credit. Ist der Markt zu Ende, dann kommen die Gamins wieder, leisten Zahlung für das Verkaufte und liefern das Unverkaufte zurück. Für die fremden Kaufleute ist Carazo ein Segen, denn der Mann kauft Alles, weiß Alles wieder an den Mann zu bringen und ist, nebenbei gesagt, der promptste Bezahler. Dem Lande aber (er möge mir meiner Freimüthigkeit wegen nicht zürnen) ist diese Manipulation ein Verderben, denn sie entzieht der Zukunft des Ackerbaues die besten Kräfte, sie trübt die Quelle der Nationalwohlhabenheit. [259]

---

37. Die Tabaksproduction der Havanna.

(C. Graf v. Görtz.)

Der eigentliche Tabaksdistrict in der Nähe von Havanna, die Vuelta de Abajo, hält zwanzig Stunden im Quadrat, und ist durch kleine Küstenflüsse sehr wasserreich; ursprünglich wurden nur die Niederungen an diesen mit Tabak bebaut, seitdem der Bedarf aber gestiegen, auch die anliegenden Strecken. Die Pflanzungen, welche im Ganzen 60—70,000 Menschen beschäftigen, pflegen selten mehr als hundert Morgen zu halten, und die Besitzer sind mehrentheils kleine Landwirthe, die sämmtlich ihre festen Kunden in Havanna haben, so daß es für den einzelnen, sich neu etablirenden Fabrikanten schwer oder unmöglich ist, sich echten Tabak zu verschaffen.

Die ganze Production beträgt jährlich 400,000 Ballen, in einem Werthe von sieben bis acht Millionen Dollars, wovon jedoch die größere Hälfte in der Colonie bleibt, da man auf den Kopf täglich fünf Cigarren rechnet.

Die ganze Ausfuhr beträgt 100,000 Ballen und 200 Millionen Cigarren. Diese Angaben sind bewährten Quellen entnommen, aber doch wieder unsicher durch die oft unwahren Angaben der Pflanzer und durch den Schmuggel; auf dem Ballen oder dem Tausend Cigarren liegt ein kleiner Ausfuhrzoll von fünf Realen, 5/8 Dollar, aber auch eingeschmuggelt wurde schon damals viel Tabak, namentlich aus Kentucky. Das möchte einen leidenschaftlichen Raucher nachdenklich machen, da er die traurige Gewißheit erlangen muß, daß es nur wenig echten Tabak und sehr viel unechten in der Welt giebt, und daß er selbst in Havanna mit Kentuckytabak abgespeist werden kann. Bei der reißenden Zunahme des Cigarrenrauchens wird dieses Uebel sich steigern, zumal man selbst an Ort und Stelle einen großen Unterschied zwischen den Erzeugnissen der verschiedenen Fabrikanten macht, und einzelne Firmen von altem Ruf, wie Cabañas y Carbajal, die erste von allen, gar Nichts feil halten, so daß man nur durch besondere Freundschaft geschätzten Tabak von ihnen um theures Geld erlangen kann.

Die Blätter des Tabaks werden, wenn sie reif sind, abgeschnitten und getrocknet, sodann vor dem Verpacken mit einer Lauge von alten Blättern angespritzt; diese Behandlung ist ein Geheimniß, die besagte Lauge soll jedoch keine fremden Bestandtheile enthalten. Nun werden die Blätter in die Fabrik geliefert und sortirt, die größten und schönsten geben die Deckblätter zu den Regalias, und solche recht vollkommene Blätter fühlen sich so weich und nachgiebig wie Leder an; es werden die Rippen entfernt, und wohl sechs Deckblätter daraus genommen; die schlechtesten Blätter dienen nun zur Füllung. — Ich habe eine solche Fabrik gesehen, die wohl hundert Menschen beschäftigte, weiße und schwarze Arbeiter durcheinander; das Wickeln von tausend Stück wird mit drei bis vier Dollars bezahlt, und Mancher liefert mehr als das den Tag, von den Regalias freilich kaum fünfhundert. Das Märchen, daß die Neger die Cigarren auf dem nackten Schenkel rollen, ist glücklicherweise nicht begründet, vielmehr geschieht dies auf sauberen Mahagonibretchen; dagegen befeuchtet der Arbeiter, ehe er die Spitze dreht, die Fingerspitzen mit Speichel*). Die Kleisterkleberei unserer deutschen Fabrikanten weiß der dortige Arbeiter ganz zu vermeiden, sowie auch die echte Havannacigarre sich durch feste Wickelung stets sehr vortheilhaft unterscheidet.

In Havanna raucht Alt und Jung, Mann und Weib, wiewohl das Rauchen unter den vornehmen Damen, in Gesellschaft wenigstens, etwas aus der Mode gekommen ist; besucht man aber eine Dame, so ist das Erste, daß sie einen Negerjungen mit Cigarren für den Gast und einer silbernen Kohlpfanne, die auf den Tisch gestellt wird, herbeiruft. Viele Herren aber vertrauen ein so kostbares Gut den naschhaften Negern nicht an, sondern führen den Schlüssel zum Cigarrenkästchen stets bei sich, an einer Schnur um den Hals hängend. Es giebt Raucher, die dreißig bis vierzig Cigarren täglich consumiren.

So wie Feuer und Wasser in der ganzen Welt als erste Lebensbedürfnisse jedem Mitmenschen freigebig geboten werden, so ist in Havanna besonders die Verpflichtung, dem Ersten Besten Feuer zu geben, heiliges Gesetz, und wer die Ansprache: „Su candela" (Ihr Feuer) überhörend oder gar ablehnend beantworten wollte, würde sich Insulten aussetzen, als ein ganz barbarischer Mensch. Vielmehr sucht der Spanier mit einer gewissen Koketterie der Höflichkeit Etwas darin, auch dem zerlumptesten Menschen, der ihn auf der Straße anhält, vorausgesetzt, daß er ein Weißer ist, die Cigarre willig zu überlassen. (Eine Artigkeit, die indessen auch im Mutterlande Spanien heimisch ist.) [226]

*) „Dieses, sowie die Beobachtung, daß die Chinesen den Thee mit bloßen Füßen stampfen, sind zwei meiner entsetzlichsten Reiseerfahrungen", bemerkt Gr. v. Görtz.

38. Der Zucker auf Cuba.

(Jegór von Sivers.)

Wie der Ritter sein Wappen sich auf den Schild malen ließ, an dem der Gegner ihn erkannte; wie der Handwerker in gewissen Städten Wahrzeichen suchte und fand, welche dem Gedächtniß zu Hülfe kommen sollten; wie jeder Staat seine Flagge, jedes Handelsgeschäft, jeder Mensch seinen Namen hat: so könnten Tabak und Zucker als die Firma von Cuba angesehen werden, mit der es weithin über die ganze Erde bekannt ist.

Wie in den anderen Zweigen des Landbaues hatte auch in der Zuckererzeugung Cuba mit seinen Nachbarinseln nicht gleichen Schritt halten können — obgleich die Anlage der ersten Rohrpflanzung auf das Jahr 1589 zurückgeführt wird —, bis die große Revolution der schwarzen Bevölkerung auf Haiti diese Insel vom französischen Mutterlande unabhängig gemacht und dem Verderben preisgegeben hatte.

Französische Flüchtlinge verpflanzten ihr Vermögen, ihre Erfahrungen und Kenntnisse nach Cuba, bauten Kaffee und Zucker und legten den Keim zur gegenwärtigen Blüthe dieser Königin der Antillen. Der Trieb, neue Zuckerpflanzungen und Siedereien anzulegen, regte sich um so lebhafter, als die Preise dieser Colonialwaare durch die Zerstörung der Plantagen Haitis auf dem europäischen Markte eine fabelhafte Höhe erreicht hatten, und die spanische Regierung, den Vortheil im rechten Augenblicke wahrnehmend, die Zölle ermäßigte und anderweitige Erleichterungen den Ansiedlern bewilligte.

Der östlich von der Havanna gelegene Landstrich, von zahlreichen Hügelketten durchzogen, bietet einen vielfach zerklüfteten, dürren Kalkboden, der, mit Waldungen bedeckt, zu keinerlei Anbau sich eignen wollte, weil das Wasser, in Felsspalten und Grotten durchsickernd, tiefere Gegenden sucht. Zwischen diesen Hügelzügen und der schroff abfallenden sandigen, mit Dorngesträuch überwucherten Küste zieht sich ein rollendes Land hin, welches, aus den höheren Felsklüften bewässert, auf dem mit rothem Lehm stark gemengten Boden zahlreiche Kaffee- und Zuckerpflanzungen beherbergt. Lösen die Regengüsse der nassen Jahreszeit die Wege in einen weichen, bodenlosen Brei auf, so dörren die trockenen Monate, September bis Februar, die Straßen zu einer harten, oft staubigen, mit fußtiefen Geleisen durchschnittenen Tenne. — Tabaks- und Baumwollenpflanzungen, jedoch von geringerem Umfange, bringen einige Mannigfaltigkeit in die schilfbewachsenen, Sümpfen nicht unähnlichen Flächen der Zuckerfelder.

Unter den Erzeugnissen des gesammten heißen Erdgürtels ist der Rohrzucker eines der angesehensten und wird auf einen Gesammtertrag von 4115 Mill. Pfd. veranschlagt. Sein Anbau ist für Cuba Lebensfrage.

Der Verbrauch an frischem Zuckerrohr ist in dem rohrbauenden Theile Amerikas übergroß. Der magerste Neger mästet sich während der Ernte an diesem Safte, den er nicht ohne Anstrengung kauend und saugend gewinnt. Berge aufgethürmten Rohres verschwinden spurlos in kürzester Frist auf den Märkten der Südstädte.

Abgesehen von den durch Bodenbeschaffenheit, Düngung und Feuchtigkeit der Luft bedingten Abweichungen, enthält das reife Zuckerrohr unter 100 Theilen, außer 18 bis 22 Theilen Zucker, 10 Theile Holzfasern, 1 Theil Salz und 71 Theile Wasser sammt Kleber, die bei dem Raffiniren des Zuckers ausgeschieden werden.

Wenn eine Zuckerpflanzung auf den französischen Antillen, auf Barbadoes und Antigua nur fünf bis zehn Jahre mit Hülfe europäischen Düngers erhalten werden kann, während sie auf Cuba, Portorico und Trinidad fünfundzwanzig bis fünfundsiebzig Jahr ungedüngt, wenn auch bei nur einem Drittel des Ertrages, aushält, so muß Cuba jedenfalls eine dem Zucker mehr zusagende Bodenkraft zuerkannt werden, welche, durch angemessene Düngung erhöht, die reichsten Ernten abwerfen könnte.

Die allgemein übliche Vermehrung geschieht während der Regenzeit in den Monaten Juni bis September aus Augenschnittlingen, welche in der Entfernung von je zwei Fuß gelegt und mit Erde bedeckt werden. Diese Arbeit ist nächst der Ernte die schwerste; der Boden wird mittelst der Hacke oder des Pfluges gelockert, von $1\frac{1}{2}$ Fuß tiefen Gräben geradlinig durchfurcht, wobei aus dem Stegreif ersonnene Lieder ertönen. Auf den französischen Antillen wird mit bestem Erfolg durch Trommelwirbel zur Arbeit angefeuert. Diese Anpflanzung

hält auf den kleinen Antillen nur drei, auf besserem Boden höchstens acht Ernten aus und muß dann wiederholt werden, weil die Schößlinge aufhören zu treiben.

Ist das Rohr hoch emporgewachsen, so muß bei den ersten Anzeichen der Blüthezeit der erste Schnitt, im zweiten Erntejahre der andere Schnitt genommen werden. Die späteren Ernten bezeichnet man mit dem Namen canna vieja (altes Rohr). Mit dem zweiten Schnitte beginnt die volle Ergiebigkeit der Pflanzung, deren Ernte im höchsten Fall wie **1830** von der Caballeria auf **6861** und **7072** Arroben, oder **171,525** bis **176,800** span. Pfd. sich beläuft.

Wie das Nützliche nicht immer mit dem Schönen Hand in Hand geht, so auch hier; den prachtvollsten Anblick gewährt ein Zuckerfeld erst, wenn es den größten Saftreichthum verloren, wenn aus den schwarzgrünen oder rothgelben hohen Schäften, die ein goldfarbenes Blättermeer umrauscht und umwogt, wie fahnenumflattert silbergraue Schäfte mit Blüthenbüscheln sich erheben, die an Farbe unseren Seringen ähneln. Wenn dieses das letzte Zeichen zur Ernte ist, so sollte es ja nicht als das beste angesehen werden. Die Ernte muß an Zuckergehalt reicher ausfallen, wenn sie im Februar und März bewerkstelligt wird, als wenn man sie auf den April und Mai hinausschiebt. Die Höhe der Pflanze bedingt ebenso wenig wie bei den Kleearten die Nährkraft und den Zuckergehalt des Rohres. Der Ertrag der Pflanzungen müßte um ein Ansehnlicheres sich heben, würde der rechte Zeitpunkt eingehalten, dem nur die althergebrachte Gewohnheit, das Erbe der Väter, entgegensteht. Im Ganzen pflegt man die spätere Erntefrist einzuhalten. Der Majoral, so heißt der Oberaufseher, hält ein wachsames Auge auf die Pflanzung, die geringste Unvorsichtigkeit mit Feuer vernichtet im Laufe einer Stunde üppige Ernten. Die dürren flatternden schmalen Blätter ergreifen die Flamme, pflanzen sie, selbst bei stillem Wetter, mit Blitzeseile fort. An Hemmung oder Rettung ist nicht zu denken. Die ganze Jahreseinnahme ist dahin und kommt höchstens als Mineraldüngung der nächstjährigen Ernte zu gute.

Ist gleich die Zuckerernte eine der schwersten Arbeiten, so giebt es doch keine, die mit gleicher Lust vollzogen wird! Diese schwerste Arbeit ist dem Sclaven ein Fest — wie die als Brautschau benutzte Düngerfuhre bei den esthnischen und lettischen Bauern Livlands —, weil bei keiner anderen Verrichtung, wie bei dieser, die ganze Bevölkerung der Pflanzung auf einem Punkte sich vereinigt. Alt und Jung, Mann und Weib, Kind und Greis legen mit Hand an.

Die Ernte beginnt gleichzeitig von allen Seiten in zügellosester Heiterkeit unter Rufen und Singen und Jubeln. Das Rohr wird niedergehauen, in Bündel gebunden und zur Zuckermühle getragen und gefahren.

Der Herr, wenn er auch sonst in der Stadt zu wohnen pflegt, erscheint zu dieser Zeit selbst auf der Pflanzung und bei der Arbeit. Der strengste Majoral ist dann minder gefürchtet, denn bei der Milde des Pflanzers kann jeder Schuldige Zuflucht suchen.

[296]





II. Südamerika.

1. Die Höhle von Guacharo.

(A. v. Humboldt.)

In einem Lande, wo man das Wunderbare liebt, ist eine Felshöhle, aus der ein Fluß entspringt und die von tausend Nachtvögeln bewohnt wird, deren Fett zur Zubereitung der Speisen dient, ein unerschöpflicher Gegenstand für Unterhaltung und Gespräche; und da, wo keine gesellschaftlichen Verhältnisse sind und wo eine traurige Einförmigkeit des Lebens nur sehr einfache und die Neugier wenig beschäftigende Gegenstände darbietet, da erhält sich allenthalben ein lebhaftes Interesse an Naturerscheinungen. Ein solches Interesse hat für den Reisenden in Venezuela die Höhle von Guacharo im Gebiete des Thales von Caripe, in der Nähe der Stadt Cumana.

Die Höhle, welche die Eingebornen eine Fettgrube nennen, befindet sich nicht im Thale von Caripe selbst, sondern in der Entfernung dreier kleiner Meilen west-süd-westlich. Sie öffnet sich in ein Seitenthal, welches nach der Sierra del Guacharo ausläuft. Ein schmaler Fußpfad führt anfangs anderthalb Stunden in südlicher Richtung, durch eine liebliche, mit schönem Rasen bekleidete Ebene, jenseit derselben lenkt man westlich ein, längs eines Baches, welcher aus der Oeffnung der Höhle hervorkommt. Während drei Viertelstunden des Emporsteigens ungefähr folgt man, bald im untiefen Wasser, bald zwischen dem Waldstrome und einer Felswand, einem sehr schlüpferigen und kothigen Pfade. Das Einsinken des Erdreiches, die vereinzelten Baumstämme, über welche die Maulthiere wegzuschreiten Mühe haben, die Rankenpflanzen, von denen der Boden überdeckt ist, machen diesen Theil des Weges sehr ermüdend.

Wo man sich am Fuße des hohen Guacharoberges nur noch vierhundert Schritte von der Höhle entfernt befindet, erblickt man jedoch ihre Oeffnung noch nicht. Der Waldstrom fließt in einer vom Gewässer ausgehöhlten Schlucht,

und der Pfad führt unter einem Felsgesimse hin, dessen vorstehender Theil die Aussicht in die Höhe raubt. Wie der Bach, so schlängelt sich auch der Fußsteig, und bei der letzten Krümmung steht man plötzlich vor dem sehr geräumigen Eingange der Grotte.

Dieser Anblick hat etwas Erhabenes, selbst für den, welcher an die malerischen Bilder der Hochalpen gewöhnt ist. Die Höhle von Guacharo öffnet sich im senkrechten Durchschnitte eines Felsens. Der Eingang steht südwärts; es ist eine Wölbung von achtzig Fuß breit und siebenzig Fuß hoch. Der Fels, der über der Grotte steht, ist mit Bäumen von gigantischem Wuchse besetzt. Der Mamei und der Genipabaum mit breiten glänzenden Blättern strecken ihre Aeste grade zum Himmel, während die des Courbaril und der Erythrina sich ausbreiten und eine dichte Laubdecke bilden. Pothosgewächse mit saftigem Stengel, Oxalisarten und Orchideen von seltsamer Bildung wachsen aus den dürresten Felsenritzen hervor, während Rankengewächse, vom Winde gewiegt, vor dem Eingange der Höhle sich in Gewinden schlingen.

Es verhält sich mit den Grotteneingängen wie mit der Ansicht der Wasserfälle; die mehr oder minder ausgezeichnete Umgebung ertheilt den vorzüglichen Reiz, welcher, so zu sagen, den Charakter der Landschaft bestimmt. Welch ein Contrast findet sich zwischen der Höhle von Guacharo und den nordischen, von Eichen und finsteren Lärchenbäumen beschatteten Höhlen!

Der üppige Pflanzenwuchs verschönert jedoch nicht nur die äußere Wölbung, er ist auch noch im Vordertheile der Grotte sichtbar. Das Pflanzenwachsthum dehnt sich in die Höhle aus, wie in jene tiefen Schluchten der Andes, die nur einem halben Tageslichte zugänglich sind, und hört im Inneren der Grotte eher nicht, als in der Entfernung von dreißig bis vierzig Fuß vom Eingange, auf. Erst vierhundertunddreißig Fuß vom Eingange entfernt ist es nöthig, Fackeln anzuzünden. Das Tageslicht bringt so weit vor, weil die Grotte einen einzigen Canal bildet, der sich in unveränderter Richtung von Südost nach Nordwest ausdehnt. Hier, wo das Licht zu erlöschen anfängt, hört man noch entfernt das widrige Geschrei der Nachtvögel, von denen die Eingebornen glauben, sie werden ausschließlich in diesen unterirdischen Wohnungen angetroffen.

Der Guacharo hat die Größe unserer Hühner, den Rachen der Nachtschwalbe, den Wuchs der Geier, deren krummer Schnabel von steifen Seidenpinseln umgeben ist. Sein Gefieder ist von dunkler, blaugrauer Farbe, mit kleinen, schwarzen Streifen und Punkten vermengt. Große weiße, herzförmige, schwarzgeränderte Flecken kommen am Kopfe, auf den Flügeln und am Schwanze vor. Die Augen des Vogels können das Tageslicht nicht vertragen; sie sind blau und kleiner, als die der Nachtschwalbe. Die Weite der ausgebreiteten Flügel, welche aus siebenzehn bis achtzehn Ruderfedern bestehen, beträgt vierundeinhalb Fuß. Der Guacharo verläßt seine Höhle bei Anbruch der Nacht, vorzüglich zur Zeit des Mondscheines. Er ist fast der einzige bis dahin bekannt gewordene Nachtvogel, der sich von Körnern nährt; die Bildung seiner Füße thut sattsam dar, daß er nicht, gleich unseren Eulen, Jäger ist. Er nährt sich mit sehr harten Kernfrüchten, gleich dem Nußhäher und dem Nachtraben, welch letzterer gleichfalls in Felsspalten nistet. Die Indianer versichern, der Guacharo verzehre keine Käfer, mit denen sich hingegen die Nachtschwalbe nährt. Man darf nur die Schnäbel des Guacharo und der Nachtschwalbe mit einander vergleichen, um sich zu überzeugen, daß ihre Lebensart allerdings sehr verschieden sein muß.

Es hält schwer, sich eine richtige Vorstellung von dem furchtbaren Lärm zu machen, welchen viele Tausende dieser Vögel in dem finsteren Theile der Höhle verursachen. Er läßt sich nur mit dem Gelärme unserer Krähen vergleichen, die in den nordischen Tannenwäldern in Gesellschaft leben und ihre Nester auf Bäume bauen, deren Gipfel einander berühren. Die scharfe und durchdringende Stimme der Guacharos wird in den Wölbungen der Felsenhöhle zurückgeworfen und das Echo widerhallt im Grunde der Grotte. Um den Reisenden die Nester dieser Vögel zu zeigen, binden die Indianer Fackeln an das Ende einer langen Stange. Die Nester selbst befinden sich oben in trichterförmigen Löchern, welche in Menge an der Decke der Grotte wahrnehmbar sind. Das Geräusch wird stärker, sowie man tiefer hineinkommt und die Vögel vor dem Lichte scheu werden, welches die Fackeln verbreiten. Wird es etliche Minuten stille, dann lassen sich die entfernten Klagetöne der in den Seitengängen der Grotte nistenden Vögel hören. Es ist, als ob ihre Schwärme einander wechselnd antworten.

Die Indianer begeben sich jährlich einmal

um das St. Johannesfest mit Stangen bewaffnet in die Grotte, um den größten Theil der Nester zu zerstören. Es werden alsdann viele Tausend Vögel getödtet, und die Alten, gleichsam um ihre Brut zu beschützen, schweben unter fürchterlichem Geschrei über den Häuptern der Indianer. Die Jungen, welche zu Boden fallen, werden sogleich ausgeweidet. Ihr Bauchfell ist reich mit Fett beladen, und eine Schichte von Fett vom Unterleibe nach hinten bildet eine Art Knäuel zwischen den Schenkeln des Vogels. Dieser Ueberfluß von Fett bei pflanzenfressenden Thieren, die im Finsteren leben und sich nur wenig Bewegung machen, erinnert an die längst gemachte Beobachtung über die Mästung von Gänsen und Ochsen. Man weiß, wie sehr dieses Geschäft durch Finsterniß und Ruhe befördert wird. Die europäischen Nachtvögel sind mager, weil, statt sich mit Früchten zu nähren, wie der Guacharo, sie vom spärlichen Ertrage ihrer Jagd leben. In der Jahreszeit, welche vom Volke in Caripe die Einsammlung des Oeles (la cosecha de la manteca) genannt wird, bauen sich die Indianer aus Palmenblättern Hütten, theils nahe beim Eingange, theils im Vordertheile der Höhle. Hier wird bei einem mit Buschwerk unterhaltenen Feuer das Fett der jungen, eben erst getödteten Vögel geschmelzt und in thönernen Gefäßen gesammelt. Es ist dasselbe unter dem Namen der Butter oder des Oeles vom Guacharo bekannt, halbflüssig, durchsichtig und geruchlos. Seine Reinheit ist so groß, daß es über ein Jahr aufbewahrt wird, ohne ranzig zu werden. Im Kloster von Caripe wird in der Küche kein anderes Oel gebraucht, als das der Grotte, und nie wird an den Speisen ein daher rührender widriger Geschmack oder Geruch wahrgenommen.

Die Menge des eingesammelten Oeles steht in keinem Verhältnisse zu der Metzelei, welche die Indianer jährlich in der Grotte anrichten. Es scheint, daß nicht über 150 bis 160 Flaschen (zu sechszig Kubikzoll) vollkommen reinen Oeles eingesammelt werden; der minder durchsichtige Ueberrest wird in großen irdenen Gefäßen aufbewahrt. Der Gebrauch des Guacharoöles in Caripe ist sehr alt, und die Missionäre haben nur seine Bereitungsart regelmäßiger geordnet. Die Glieder einer indianischen Familie, welche Morocoymas heißt, behaupten, als Abkömmlinge der ersten Colonisten des Thales rechtmäßige Eigenthümer der Grotte zu sein, indem sie das Monopol des Fettes ansprechen.

Das Geschlecht der Guacharos wäre längst vertilgt, wenn seine Erhaltung nicht durch verschiedene Umstände begünstigt würde. Abergläubische Begriffe halten die Eingebornen vom tieferen Eindringen in die Grotte gewöhnlich ab. Es scheint auch, daß benachbarte Höhlen, welche ihrer Enge wegen den Menschen unzugänglich sind, durch Vögel der nämlichen Art bewohnt werden. Vielleicht wird die große Höhle durch Colonien aus den kleineren Grotten unterhalten und bevölkert. Man hat junge Guacharos nach dem Hafen von Cumana versandt, wo sie einige Tage am Leben blieben, ohne irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen, indem die Körner, die man ihnen vorlegte, ihnen nicht behagten. Bei Oeffnung des Kropfes und des Magens der jungen Vögel in der Grotte finden die Landeseingebornen mancherlei harte und trockene Kernfrüchte, die unter der seltsamen Benennung der Guacharokörner (semilla del Guacharo) ein berühmtes Mittel gegen das Wechselfieber liefern. Die alten Vögel tragen ihren Jungen diese Körner zu, die man sorgfältig sammelt, um sie den Kranken in den übrigen tiefgelegenen fieberhaften Orten zukommen zu lassen.

Um in das Innere der Höhle zu gelangen, folgt man den Ufern des kleinen Flusses, welcher in ihr entspringt; seine Breite beträgt achtundzwanzig bis dreißig Fuß. Man wandert dem Ufer entlang, so weit die aus kalkigen Incrustirungen gebildeten Hügel es gestatten; öfters, wenn der Waldstrom zwischen hohen Stalaktitenmassen sich durchschlingt, muß man in sein Bett hinabsteigen, das nicht mehr als zwei Fuß Tiefe hat. Am Ufer dieses unterirdischen Flusses findet man eine große Menge von Palmbaumholz. Es sind Ueberbleibsel der Stämme, welche die Indianer erklettern, um die an der Decke des Gewölbes der Grotte hängenden Vogelnester zu erreichen. Die von den Ueberresten alter Blattstiele gebildeten Ringe versehen gleichsam die Stufen einer senkrecht stehenden Leiter.

Die Grotte behält in der genau gemessenen Entfernung von 1458 Fuß vom Eingange noch ihre ursprüngliche Richtung, die nämliche Weite und die gleiche Höhe von sechszig bis siebzig Fuß. Es kommt auf beiden Continenten nicht leicht eine Berghöhle von so einförmiger und regelmäßiger Bildung vor. Man hat Mühe, die Indianer zu vermögen, über den Vordertheil der Grotte, welchen sie alljährlich zur

Einsammlung des Fettes besuchen, tiefer einzugehen, und es bedarf eines besonderen Gewichtes und des Ansehens der Missionäre, um sie zu der Stelle zu bringen, wo der Boden plötzlich unter einem Winkel von 60° in die Höhe steigt, und wo der Waldstrom einen kleinen unterirdischen Wasserfall bildet. Die Eingebornen verbinden mystische Vorstellungen mit dem von Nachtvögeln bewohnten Raume. Sie glauben, die Geister ihrer Vorfahren halten sich im Hintertheile der Grotte auf. Der Mensch, sagen sie, soll eine heilige Scheu vor Orten tragen, welche weder die Sonne, noch der Mond bescheint. Zu den Guacharos gehen, bedeutet, zu seinen Vätern gehen oder sterben. Auch nehmen die Zauberer und die Giftmischer ihre nächtlichen Gauklerkünste am Eingange der Grotte vor, um den Häuptling der bösen Geister, Ivorokiamo, zu beschwören.

An der Stelle, wo der Fluß den unterirdischen Wasserfall bildet, stellt sich die, der Grottenöffnung gegenüberliegende, reich bewachsene Landschaft auf eine sehr malerische Weise dar. Man erblickt sie am Ausgange eines geradlinigen, 240 Toisen langen Canales. Die vom Gewölbe herabhängenden und in der Luft schwebenden, Säulen gleichenden Stalaktiten stellen sich auf der grünen Fläche wundersam dar. Die Oeffnung der Grotte erscheint um die Mitte des Tages sehr verengt, und man sieht sie in jener hellen Beleuchtung, welche das gleichzeitige Zurückwerfen des Lichtes vom Himmel, von Pflanzen und Felsen hervorbringt. Die ferne Tageshelle steht in gewaltigem Abstiche mit der in diesen unterirdischen Räumen herrschenden Finsterniß. Sobald man den kleinen Hügel, von welchem der unterirdische Bach herabfließt, bestiegen hat, so verengert sich die Grotte auf vierzig Fuß Höhe und verlängert sich nordostwärts.

In diesem Theile der Höhle setzt das Wasser des Flusses eine schwärzliche Erde ab, welche derjenigen gleicht, die man in der Grotte von Muggendorf O p f e r e r d e der Grotte des hohlen Berges nennt. Man kann schwer unterscheiden, ob diese feine und lockere Erdart durch Spalten, die mit der Oberfläche des Bodens zusammenhängen, herabfällt, oder ob sie von dem in die Höhle dringenden Regenwasser angeschwemmt wird. Es ist eine Mischung von Kiesel-, Thon- und Dammerde. Wandert man durch den dichten Koth weiter, so kommt man an eine Stelle, wo man mit Erstaunen die Fortschritte des unterirdischen Pflanzenwachsthums wahrnehmen kann. Die Früchte, welche die Vögel zur Speisung ihrer Jungen in die Grotte tragen, keimen überall, wo sie sich in dem die kalkigen Incrustirungen deckenden Erdreich befestigen können. Dünn aufgeschossene, mit einigen Blätterspuren versehene Stämmchen erreichen eine Höhe von zwei Fuß, aber es ist unmöglich, die durch den Mangel des Lichtes in Form, Farbe und Gestalt völlig veränderten Pflanzenarten zu unterscheiden. Zu weiterem Vordringen in der Grotte kann man die Indianer durch Nichts bewegen; denn sowie die Wölbung des unterirdischen Raumes niedriger wird, so nimmt auch das Geschrei der Vögel einen durchdringenderen Ton an. Folgt man von da rückwärts dem Laufe des Bergwassers nach der Oeffnung der Grotte zu, so sieht man, ehe noch das Auge vom Tageslichte geblendet werden kann, außer der Grotte das zwischen Laubwerk durchschimmernde Wasser. Es gleicht einem fern aufgestellten Gemälde, dem die Oeffnung der Grotte zum Rahmen dient. Am Ausgange angelangt, genießt man am Ufer des Flusses gerne der Ruhe nach dem ermüdenden Gange, und man ist froh, des widrig kreischenden Geschreies der Vögel entledigt zu sein und einen Ort verlassen zu haben, dessen Dunkelheit den Reiz der Stille und Ruhe keineswegs gewährt.

[240]

---

2. Die erdefressenden Otomaken.

(A. v. Humboldt.)

Die Mission von Uruana hat eine sehr malerische Lage, indem sie sich an einen Granitberg anlehnt. Aus dem Walde und über den höchsten Berggipfeln stehen die Granitsäulen wie Pfeiler empor. Nirgend hat der Orinoco ein majestätischeres Ansehen; seine Breite

beträgt hier 15,000 Fuß, und da er seine Richtung im geraden Laufe nach Osten nimmt, so sieht er aus, wie ein von Giganten erbauter Canal. Die Mission von Uruana wird von Otomaken bewohnt, welche zu den rohesten Eingebornen gehören und sich dadurch auszeichnen, daß sie Erde essen. Sie verschlucken nämlich davon mehrere Monate lang im Jahr zur Stillung ihres Hungers täglich ansehnliche Portionen. Es sind häßliche Menschen, aber von festem Körperbau, wild, rachsüchtig und leidenschaftliche Liebhaber gegohrener Getränke, dabei Allesfresser. Man sagt, daß es nichts Ekelhaftes gebe, was ein Otomake nicht esse. So lange der Orinoco niedrig steht, nähren sie sich von Fischen und Schildkröten. Sie wissen die Fische in dem Augenblick, wo sie sich an der Oberfläche des Wassers blicken lassen, sehr geschickt mit Pfeilen zu durchbohren. Der Fischfang hört aber auf zur Zeit der großen Wasser, wo Alles weit und breit überschwemmt ist. Dann machen die Otomaken sich über ihre Erdklöße her. Wir fanden in ihren Hütten drei bis vier Fuß hohe Pyramiden solcher aufgeschichteter Klöße, jeder Kloß ungefähr von der Größe einer Kegelkugel. Es ist ein sorgfältig ausgewählter, sehr feiner, schmieriger Thon von graugelber Farbe, der, etwas am Feuer geröstet, ein röthliches Ansehen gewinnt. Die Masse wird weder mit Schildkrötenöl noch mit Crocodilenfett vermischt, wie man sonst wohl behauptet hat, sondern blos mit Wasser angefeuchtet. In der Regel verspeist ein Otomake täglich drei bis fünf Viertelpfund solcher Erde, so lange der Fischfang schlecht geht, und genießt daneben selten eine Eidechse oder eine Farnkrautwurzel. Auch den übrigen Speisen wird immer etwas Thonerde beigemischt. Der Genuß derselben ist auch der Gesundheit der Otomaken keineswegs nachtheilig; sie bekommen davon keinen aufgetriebenen, harten Bauch, sind dabei im Gegentheil kräftig. — Die Neigung, fetten Thon zu essen, trifft man ziemlich allgemein in der heißen Zone an. Am Magdalenenstrom sahen wir Weiber mit Töpferarbeit beschäftigt, die beständig große Stücke Thon verschluckten. Die Neger an den afrikanischen Küsten von Guinea speisen eine gelbe Erde, Caouac genannt. Auf Java verkauft man kleine viereckige, geröstete Thonbrödchen, meist an die Weiber, die dadurch mager bleiben wollen; denn Magerkeit gilt dort für Schönheit. Die Bewohner von Neu-Caledonien in Oceanien genießen den Topfstein, die Bewohner von Popayan und anderen Bergländern Perus genießen Kalk mit den Blättern der Kau-Lenne, (Eythroxylum), die man dort, wie die Indier den Betel, zur Erquickung und Stärkung den ganzen Tag über im Munde führt. Selbst in Deutschland pflegen die Arbeiter in den Sandsteingruben des Kyffhäuser sich einen feinen Thon, den sie Steinbutter nennen, aufs Brod zu streichen. Auch die Thiere verstehen die Kunst, durch erdige Stoffe den Hunger zu unterdrücken. Wölfe, Renthiere und Rehe sollen Speckſteine verschlucken; auch erzählt man, daß die Crocodile auf Jamaica beim Austrocknen der Gewässer kleine Steine und harte Holzstücke zu sich nehmen.

Die Verwaltung der Mission Uruana hat ihre Schwierigkeiten wegen des unruhigen, leidenschaftlichen Charakters der Otomaken. Sie haben mehrere Mittel, um sich zu berauschen, als: gegohrene Getränke aus Maniok und Mais, Palmenwein und ein eigenes Pulver, das halben Wahnsinn erzeugt. Letzteres wird aus den Samenhülsen einer Acazienart, der Acacia Niopo, bereitet, die man zerhackt und gähren läßt. Die daraus entstandene schwarze Masse knetet man zu einem Teig, den man, mit Maniokmehl und Muschelkalk vermischt, über dem Feuer röstet. Will man von diesem Kuchen genießen, so zerreibt man ihn zu Pulver, streut dies auf einen Teller und zieht es durch einen hohlen, sieben Zoll langen und oben mit zwei Löchern versehenen Vogelknochen in die Nase ein. Es erregt meistens entsetzliches Niesen, raubt für einige Stunden den Verstand und macht im Gefechte wüthend. Im Zustande der Berauschung bringen sich die Otomaken aber auch ohne Waffen ums Leben, indem sie den Nagel ihres Daumens durch Curare vergiften und sich damit verwunden. [240]

---

3. Die Steppen von Südamerika.

(A. v. Humboldt.)

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruche der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in welchem die nahen Pisangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cacao-Gebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die, scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne den Horizont begrenzen. — Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flötzschichten, von zweihundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angrenzenden Theile. „Bänke" nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren. Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der unteren Schicht der wogenden Dünste, glaubt man den küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühle der Unendlichkeit, und durch dieses Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in welchem die leichtbewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt; todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

Das Interesse aber, welches ein Gemälde der Ebenen Südamerikas dem Beobachter und Beschauer gewähren kann, ist ein reines Naturinteresse. Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschheit fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana, von den Schneebergen von Merida bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseit der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare und bis zu dem einfachen Gebirgsstocke hin, welchen spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramo de la suma Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens nannten. — Diese Steppe nimmt einen Raum von **16,000** Quadratmeilen ein.

Gleich dem größten Theile der Sahara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt; bald verödet wie das libysche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittelasien.

Ist auch die südamerikanische Steppe mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt und dann mit üppig aufschießendem Grase geschmückt, so hat sie doch die angrenzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caracas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in diese baum- und quellenleere Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler fast menschenleer gefunden.

Allerdings sind die Llanos zur Viehzucht geeignet; aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Bewohnern des neuen Continents fast unbekannt. Kaum wußte einer

der amerikanischen Völkerstämme die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihm dargeboten hatte. Die amerikanische Menschenrace ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über.

Blieb demnach das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerikas unbekannt, so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppen. — Um so freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergestalten entwickelt. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Hasen in seiner unterirdischen Höhle erschrecken; Heerden von trägen Chiguiren, schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe, buntgefleckte Jaguars (meist Tiger genannt), die den jungen selbsterlegten Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen, diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohnedies (nach asiatisch-indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hie und da die Fächerpalme, Mauritia, zerstreut umher. Weitberühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes; er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco, nördlich von der Sierra de Imotaca, die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht blos ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; sie spannten auch (so geht die Sage) Hängematten, aus den Blattstielen der Mauritia gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden theilweise mit Betten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfuhr, sah die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt.

Aber nicht blos sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches in dünnen, brodähnlichen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrene Saft des Baumes ist der süße, berauschende Palmwein der Guaraunen. Die engschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, jenachdem man sie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehlreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung die Existenz eines ganzen Völkerstammes an fast einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Continents sind die Ebenen (Llanos) dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guyana (dem Orinoco-Lande) zu erleichtern, sind hie und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Ueberall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde, Maulesel (man schätzte sie zur friedlichen Zeit meiner Reise noch auf anderthalb Millionen) schwärmen in der Steppe umher.

Die ungeheuere Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewunderungswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, welche im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt

der Ostwind neue Gluth herbei, wenn er über den lang erhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmälig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch die Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Crocodil und die Boaschlange tief vergraben in trockenem Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod, und doch überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher, diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer nicht ganz verdunsteten Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener sucht das Maulthier auf andere Weise seinen Durst zu lindern; eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachlichen Hülle ein wasserreiches Mark; mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu saufen. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Thiere, welche von Cactusstacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann sich nicht der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos, Hippobosceen und eine Schaar anderer stechender Insecten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene auf der Steppe; das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter; kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte, phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte.

Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmälig die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun in frohem Genusse des Lebens. Das hoch aufschießende Gras birgt den schön gefleckten Jaguar. Im sicheren Versteck auflauernd und die Weite des Sprungs vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Thiere, katzenartig, wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingebornen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulcane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Crocodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmälig die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen: der Arauca, der Apure und der Payara; so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über das braungefärbte, gährende Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken; viele werden von den Crocodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert, und verschlungen. Nicht

selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen, riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Ein solcher Anblick erinnert unwillkürlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die Alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt: vom Ganges bis an den Plata-Strom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem anderen Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Crocodile bedroht!

Aber nicht die Crocodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach, auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben fünf bis sechs Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furth ertranken. Auch fliehen alle anderen Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. — So bricht hier elektrisches Feuer aus dem Schoße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich, verschlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele der Stärke unsichtbarer Schläge; mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmälig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmälig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitenden Holze auf die Steppe gezogen werden.

Ich könnte hier den gewagten Versuch eines Naturgemäldes der Steppe schließen. Aber wie auf dem Ocean die Phantasie sich gern mit den Bildern ferner Küsten beschäftigt: so werfen auch wir, ehe die große Ebene uns entschwindet, vorher einen flüchtigen Blick auf die Erdstriche, welche die Steppe begrenzen.

Nördlich, zwischen der Gebirgskette von Venezuela und dem antillischen Meere, liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer und sorgsam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn, wissenschaftliche Bildung und die edle Liebe zur Bürgerfreiheit sind längst darinnen erwacht.

Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schaudervolle Wildniß. Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrome. Mächtige, bleifarbige Granitmassen verengen das Bett der schäumenden Flüsse. Berge und Wälder hallen wider von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, regenverkündenden Geheul der bärtigen Affen.

Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeschlachten Körper der Crocodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die schachbrett-fleckige Boa-Schlange. Schnell entrollt und vorgestreckt, ergreift sie in der Furth den jungen Stier oder das schwächere Wildpret, und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals.

In der großen und wilden Natur leben mannigfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit (wie die Otomaken und Jaruren); andere angesiedelt, von selbsterzielten Früchten genährt, verständig und sanfterer Sitten (wie die Maquiritarer und Macos). Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen, bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß auch diese Einöde einst der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker; wie es auch die ungleich entwickelten, biegsamen Sprachen thun, welche zu den ältesten und unvergänglichsten historischen Denkmalen der Menschheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Crocodile mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir an ihrem waldigen Ufer in den Wildnissen der Guyana ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerstämme das ausgesogene Blut ihrer Feinde; andere würgen, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daum-Nagel. Die schwächeren Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechtes.

Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden.

[240]

---

4. An der Mündung des Orinoco.

(Richard Schomburgk.)

Ein anhaltendes Jucken und Brennen, das ich schon seit mehreren Tagen des Nachts, besonders in den Zehen und unter der Sohle, gefühlt, hatte ich bisher immer unbeachtet lassen müssen, da ich meine Excursionen meist unmittelbar mit Tagesanbruch antrat; bald aber steigerte sich dasselbe während einer Nacht so, daß ich am Morgen meine Füße von einem Farbigen untersuchen ließ, und nicht wenig war ich erstaunt, als mir dieser versicherte, daß sich eine ganze Masse Sandflöhe (Pulex penetrans) an den schmerzhaften Stellen eingegraben hätten. Meine Nachlässigkeit wurde hart gestraft. Sogleich mußte ich mich der schmerzhaften Operation unterwerfen, mir binnen einer halben Stunde dreiundachtzig Stück herausschneiden zu lassen, und noch denke ich mit einem kalten Schauer an die Minuten zurück, wo endlich die Sohlen gereinigt waren und die Operation an die Nägel kam, die bis zu den Stellen hin, wo jene Bestien saßen, zerschnitten werden mußten. Das Eingraben des Insects geschieht ganz unbemerkbar, da das leise Jucken, unter dem das Insect sein Miniren beginnt, den tiefen Schlaf nach einem anstrengenden Tage nicht stören kann. Erst nach zwei Tagen geht dasselbe in stärkeres Brennen über, und man bemerkt an der schmerzhaften Stelle einen bläulichen Fleck von der Größe einer Erbse. Dies ist der Eierbeutel, in dem sich meist hunderte von Eiern befinden, die der Peiniger hier schon abgelegt hat. So lange ich noch selbst von dieser Plage frei geblieben war, hatte ich oft über die gräulichen Grimassen lächeln müssen, die ich jeden Morgen sah, wenn ich zu meinen Excursionen aufbrach und an den Hütten der Indianer vorüberging. Die ganze erwachsene Familie saß dann auf der Erde herum, unter-

suchte die Füße nach allen Richtungen hin, um nachzusehen, ob das spitze, scharfe Hölzchen oder das Messer angewendet werden müßte. Selbst die armen Hunde werden auf das Jämmerlichste von den Chigoes geplagt, welche sich hier ebenfalls in den Sohlen eingraben und die Thiere meist ganz unfähig zum Laufen machen. Findet sich nicht eine mitleidige Herrin (denn die Männer halten dies für unter ihrer Würde), welche die geplagten Thiere von ihren Peinigern befreit, was aber bei den Weibern der Warraus nie der Fall ist, da diese nicht einmal so viel Muttergefühl besitzen, ihre kleinen Kinder davon zu befreien, so sieht man die armen Thiere meist heulend, jammernd und winselnd an ihren Pfoten reißen und nagen.

Der liebste Aufenthalt dieser Quälgeister sind die Indianerhütten, namentlich wenn diese auf sandigem Boden errichtet sind, und nur durch fortwährendes Feuchthalten können sie etwas vermindert werden, denn Nässe scheint ihnen durchaus zuwider zu sein. Aber selbst hohe Stiefeln, doppelte und dreifache Strümpfe halten sie nicht ab — sie finden doch den Weg zu den Fußnägeln. Oft nehmen sie in den Niederlassungen so überhand, daß die Bewohner genöthigt werden, diese ganz zu verlassen.

Das Sprüchwort: „durch Schaden wird man klug" hatte einen folgsamen Schüler an mir gefunden; denn von heute an versäumte ich nie, mir jeden Morgen die Füße revidiren zu lassen, und es gab nur wenige Tage, wo mir nicht zwanzig bis dreißig herausgeschnitten wurden, was den Bestand meiner Nägel an allen zehn Zehen endlich fast auf Nichts reducirte. Herr Hancock und mein gemüthlicher Stöckle wurden in gleichem Maße wie ich von ihnen geplagt. Bei Letzterem stellte sich am ersten eine bedeutende Entzündung der Füße ein, die wahrscheinlich durch das fortwährende Schneiden und Graben hervorgerufen wurde, und ihn vollkommen unfähig zum Gehen machte. Bald bekam er in mehreren Negern und mir Genossen seiner Leiden und ich hatte meine frühere Nachlässigkeit jetzt um so bitterer zu beklagen, als sie einen bedeutenden Einfluß auf meine fernere Reise ausübte.

Wie ein Unglück selten allein kommt, so ging es uns in Cumaka auch mit unseren Peinigern. Fast jeder Grashalm war mit der unter dem allgemeinen Namen Bête rouge bekannten Species Acarus (wahrscheinlich aus der Gattung Trombidium) besetzt, die an dem Vorübergehenden haften bleiben, dann sich in die Haut eingraben, und ein unerträgliches Jucken und Brennen hervorrufen. Sieht man nach einer solchen Stelle, so bemerkt man unter der Haut ein fast unsichtbares, scharlachrothes Pünktchen. Das Thier versenkt sich mittelst seines langen Rüssels unter die Haut und bleibt dort meist zwei bis drei Tage, während welcher Zeit es eben jenes unerträgliche Jucken und bald auch eine schmerzhafte Beule bewirkt, die sich bei der vielfach erhöhten Hautthätigkeit und den unwiderstehlichen Versuchen zum Reiben oft bis zur Entzündung steigern. Erst mit dem Tode und dem Ausschwären des Thieres endigt sich der Schmerz. Das einzige Mittel dagegen, das wir als wirksam erkannten, war Citronensaft oder Spiritus, mit denen wir die schmerzhaften Stellen bestrichen, und dadurch das Thier augenblicklich zu tödten schienen, da sich der rothe Punkt dann jedesmal in einen schwarzen verwandelte. Nur wer diese furchtbare Plage aus Erfahrung hat kennen lernen, kann sich eine erschöpfende Vorstellung von den Leiden machen, die am Abend die ersehnte Hängematte zum wahren Laurentiusroste umwandelten, und am Tage den Angstschweiß aus allen Poren jagten. Dafür aber, daß Hände und Gesicht nicht verschont blieben, sorgten Myriaden von Mosquitos und eine große Ameise, Ponora clavata, welche schon ihr ganzes Aeußere verdächtig genug machte. Ihr langer, schwarzer Körper ist mit einzelnen Haaren besetzt; aber glücklicherweise kommt sie immer nur einzeln an den Bäumen oder Sträuchern vor. Ich hatte auf meiner kurzen Reise bereits manchen Schmerz kennen gelernt, aber mir fehlen in der That die Worte, um die Pein zu beschreiben, die mir einmal ihr Biß in den rechten Daumen verursachte, als ich unerwartet mit einer solchen in Berührung kam. Der schneidende und brennende Schmerz theilte sich augenblicklich von der Wunde aus dem ganzen Körper mit, und zeigte sich dann am heftigsten in der Brust, sowie ober- und unterhalb beider Achseln. Kaum waren einige Minuten vergangen, als ich mich auch am ganzen Körper wie gelähmt fühlte, so daß ich nur unter den fürchterlichsten Schmerzen und mit der größten Anstrengung der Niederlassung zuwanken konnte, diese aber doch nicht zu erreichen im Stande war. Der Schmerz der eigentlichen Wunde und die entstandene Geschwulst blieben höchst unbedeutend. Ein vor-

übergehender Indianer fand mich besinnungslos am Boden liegen und brachte mich in meine Hängematte, wo mich ein heftiges Wundfieber den ganzen folgenden Tag festhielt. Auch die Indianer hegen eine tiefe Scheu vor diesen Thieren, benutzen sie aber zugleich, wie ich von ihnen hörte, als Mittel gegen Rheumatismus. Läßt sich dieser auf keine andere Weise bannen, so suchen sie eine solche Ameise, nehmen sie zwischen zwei Hölzchen und lassen sich einigemale an der schmerzhaften Stelle verwunden, was nach ihrer Versicherung ein Radicalmittel gegen solche Beschwerden sein soll. — —

Schon bei eintretender Dämmerung erhellten tausend leuchtende Insecten die Luft nach allen Richtungen hin, unter denen sich namentlich das phosphorescirende Licht des Pyrophorus pellucidus auszeichnete. Die tiefste Stille war über unsere Umgebungen ausgebreitet. Bald hüllte die Nacht Alles in ihren dunkeln Schleier ein; hier und da aber verkündete das Zirpen der Grillen, das Quaken der Frösche, daß unter ihm das Leben nicht feierte. Noch hörte man nur diese Stimmen und ein leises Summen der Mosquitos und anderer unsichtbarer Insecten, das dann und wann durch den gleichmäßigen Ruderschlag unserer Bootsleute oder das Aufspringen und Plätschern eines Fisches unterbrochen wurde. Bald aber erwachte das ungeahnte Leben der Nacht; es begann mit dem dumpfen, abgebrochenen Brüllen ungeheurer Frösche, das jene kleinen Arten bereits in schwächerem Grade eingeleitet hatten, und mit dem klagenden Rufen von Hühnerarten, dem sich dann immer das schauerliche Geheul der Brüllaffen und die grellen, Mark und Bein durchdringenden Stimmen der wandernden Heerden der kleinen Winselaffen anschließen.

Ist der erwachende Morgen ein zaubergleicher Feenspiegel, der den Blick in eine überraschend großartige Natur öffnet, und mit den verlockendsten, reichsten und lieblichsten Bildern umgiebt, so schreckt die innerste Seele vor der schauerlichen, phantastischen Nacht der Tropen zusammen, welche sie fortwährend in jener Aufregung erhält, der wir uns selbst daheim in unseren stillen Wäldern nicht ganz entziehen können, die aber doch wieder so vielen Reiz hat! Wie durch einen Zauberschlag schweigt plötzlich das wilde Getön, kein Nachhall verräth das frühere Leben, nur der anhaltende und gleichmäßige Ruderschlag verkündet, daß mit den übrigen Geschöpfen nicht auch der Mensch feiert. Ein wildes, verworrenes Geräusch am Schnabel des Canoes belehrt uns, daß unser Ruderschlag eine Heerde Wasservögel aufgescheucht, die auf den hohen Wurzelästen der Avicennia ihren Ruheort gesucht; ihr greller Schreckensruf führt alle jene dumpfen, klagenden, pfeifenden und schrillenden Stimmen wieder zum Leben zurück, die kaum erst geschwiegen. Da wirft der Mond sein magisches Licht durch den momentan zerrissenen, dichten Wolkenschleier, und erleuchtet die ruhige, düstere Wasserfläche, auf der sich die Schatten der Uferumsäumung begegnen, bis im nächsten Augenblick die ganze Umgebung wieder in tiefes Dunkel versinkt.

Gleich dem ersten Morgen wird mir auch die erste Nacht in einem Urwald unvergeßlich bleiben! Wie die Nacht, so wurde auch der anbrechende Morgen von keinem jener wilden Gewitterstürme unterbrochen. Die aufgeregten Elemente schienen zu ruhen, um vielleicht im nächsten Augenblick mit erneuter Kraft und Gewalt die ganze Natur in tollem Aufruhr zu durchtoben. Der Morgen dämmerte und übergoß die vielfach zerrissenen Wolken mit einem eigenthümlichen Colorit. Jene grausen Töne waren schon lange verstummt, nur die schnarrende, weithin schallende Stimme der Jakuhühner, der artikulirte und düstere Klageton des Prionites Momota, der ganz den Worten Hutu-Hutu gleicht, verkünden den herannahenden Tag. Jetzt färben sich die obersten Wedel der Leopoldinia und gehen in gedankenschnellem Wechsel aus einem dunkelen Grau in ein brennendes Gelb über — der junge Tag ist angebrochen, die Sonne hat sich über den Horizont erhoben und wieder jenes rege Leben hervorgerufen. Hunderte von Papageien ziehen paarweise unter dem schrecklichsten Lärmen über den Fluß hin, und das Auge schwelgt in dem tausendfachen Farbenwechsel, der sich bei der immerwährenden Eile und Geschäftigkeit des gefiederten Völkchens entfaltet; wie bunte, funkensprühende Meteore bewegen sich mit Blitzesschnelle wieder zahllose Colibris von Blüthe zu Blüthe, und trinken den Nektar der duftenden Blüthen oder spielen mit dem Thautropfen, der, eine Welt in sich abspiegelnd, auf den Blättern zittert, während der Tukan auf den höchsten Gipfeln der Bäume durch sein pia-po-o-ko die Aufmerksamkeit zu wecken sucht, der Oriolus neugierig aus seinem beutelförmigen Neste an den Aesten der vereinzelten Laubbäume schaut und sich alle mögliche Mühe giebt, die

verschiedenen Stimmen, die um und neben ihm ertönen, nachzuahmen, um, fortgerissen von der allgemeinen Erregung, auch theilzunehmen an dem neuerwachten Leben. Der rothe Ibis zieht in langen Reihen, sein glänzendes Gefieder in den vergoldenden Sonnenstrahlen spiegelnd, der Küste entgegen, während die weiße Egrette, welche an den Ufern geruht, vor uns herfliegt, und sich wieder niederläßt, um, immer von neuem aufgescheucht, nach wenigen Minuten den Flug abermals zu beginnen.

Schon bei Anbruch des Tages bemerkte ich mit Verwunderung, daß die Oberfläche des Wasserspiegels ein ganz auffallendes Aussehen erhalten, indem eine Menge schwimmender Inseln in verschiedener Größe an uns vorüberfluteten, was dem Flusse eben so frischen Reiz, als reges Leben verlieh.

Während der Regenzeit werden diese Stücke durch die verstärkte Strömung von der Decke des oberen Flußgebietes abgelöst, welche in der trockenen Jahreszeit üppige Grasmassen, die blaue Heteranthera reniformis und eine Menge anderer Wasserpflanzen über den ganzen Wasserspiegel des Barimaflusses bilden; — doch gelangen nur wenige von ihnen ins Meer, denn die entgegengesetzten Wirkungen der Ebbe und Flut erhalten sie in einem ewigen Auf- und Abfluten.

Je näher wir der Mündung kamen, ein um so freundlicheres und belebteres Aussehen nahmen auch diese Inseln an. Zahllose Wasservögel hatten sich hier auf ihnen zeitweilig niedergelassen, die zwischen den blauen und weißen Blüthen der flutenden Matte emsig nach Nahrung suchten und diese auch reichlich finden mußten, während gewaltige Ketten der großen Anas moschata sie unter munterem Geschnatter begleiteten. Gewehre, Bogen und Pfeile wurden eiligst in Ordnung gebracht, damit uns der herannahende Mittag nicht ohne Mittel zu einem schmackhaften Mahl finden möchte.

Gegen zwölf Uhr erreichten wir glücklich die Mündung des Barima und damit zugleich die stolzen, langsam dahinrollenden Wellen des Orinoco. Dieselbe Verlegenheit, in die wir uns bereits am vorigen Tage und während der verflossenen Nacht versetzt gesehen, trat uns auch hier entgegen. Vergebens warfen wir unsere Blicke nach einem trockenen Plätzchen aus, nirgends war ein solches zu finden, die ganze Umgebung war der Einwirkung der Flut unterworfen. Endlich gelang es einigen Indianern, an einer dicht mit dornigen Mimosen und Papilionaceen bewachsenen Stelle des rechten Ufers, in der Nähe von Barima-point, die aber durch die zahllosen, üppigen Schlingpflanzen in eine undurchdringliche und unförmliche Gebüschmasse verwandelt worden war, ein solches zu entdecken. Bald wurden alle Beile in Bewegung gesetzt, und nach einigen Stunden war ein hinlängliches Stück gereinigt, um darauf unsere Zelte aufzuschlagen und mit dem Ausladen unseres Gepäckes beginnen zu können, was uns der hohe Wasserstand bedeutend erleichterte.

Eben hatten wir gegen den Abend hin das Ausladen und alle übrigen Einrichtungen beendigt, als ein immer stärker werdendes Gesumme und Getön unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Wir entdeckten bei näherer Untersuchung den Grund jenes Geräusches in Myriaden von Mosquitos, die jetzt zwischen den Wurzeln der Rhizophora herumschwärmten, unmittelbar nach Untergang der Sonne aber blutdürstig über uns herstürzten, in dichten Schwärmen in unsere Zelte drangen und uns sogar zwangen, unser ersehntes Abendbrod im Stiche zu lassen. Ich hatte bereits manche Geduldprobe, sowohl in der Colonie, als während der Reise, muthig ausgehalten, gegen einen solchen Angriff aber hielten selbst unsere Indianer nicht Stand. Alles flüchtete in die Hängematten, um, in diese eingehüllt, den schmerzhaften Stichen wenigstens einigermaßen zu entgehen, während wir Europäer eben so schleunig unsere Mosquitonetze ausspannten.

Fast aber weiß ich nicht, ob es außerhalb oder unterhalb dieser Netze beängstigender war, da sich die Hemmung des Athmens, die durch die Netze herbeigeführt wurde, bei der drückend feuchten Luft fast ins Unerträgliche steigerte; zu dieser halben Auflösung gesellte sich nun das beklemmende Gefühl, welche das singende und summende Geräusch dieser Harpyien hervorrief, die sich bald näherten, bald wieder verschwanden, um plötzlich unmittelbar über dem Netze gleich einem Bienenschwarm hinzustreichen, während mich die fühlbaren Stiche nur zu nachdrücklich belehrten, daß doch mehr als eine, deren unausgesetzte Angriffe mir nicht eine Minute Ruhe vergönnten, einen Eingang entdeckt haben mußte, ohne den Ausgang wieder finden zu können. Erst nach Mitternacht verschwand die schaudererregende Musik, und der angebrochene Morgen zeigte uns an den ein-

gedrungenen, vollgesaugten und innerhalb des Netzes sitzenden Peinigern, wie viel Blut wir während der Nacht verloren. Mit innerem Jubel sieht man nach einer so qualvollen Nacht den Morgen anbrechen!

Jeden Tag wiederholte sich bei untergehender Sonne diese grausame Qual und steigerte sich bei herannahendem Gewitter oder Regen oft um das Doppelte, indem sich dann die Schaaren förmlich zu dichten Wolken verstärkten. Ist die Mitternacht vorüber, so eilen sie nach den verschlungenen Wurzeln der Rhizophora zurück, um den ihrer Entwickelung günstigsten Brutort, den Uferschlamm, aufzusuchen.

Herrschte bereits längs der Küste ein reges Leben, so hatten sich hier die befiederten Bewohner in weit reicheren Schaaren eingefunden, da sich unter dem beutelustigen Gewühl am Morgen Gestalten und Gefieder zeigten, die ich dort niemals bemerkt hatte.

Unter diesen zahlreichen Bewohnern fand ich auch zum erstenmal die niedliche Anas autumnalis in Ketten von sechszehn bis zwanzig Stück, die von den Farbigen und Indianern, nach ihrem eigenthümlich pfeifenden Geschrei, das ganz den Worten Vis-si-si ähnelt, diesen Namen erhalten hat.

Der Kahnschnabel und der herrliche Sonnenvogel hatten sich eben so häufig, wie die verschiedenen Enten und der glänzende Flamingo, eingefunden, der, in langen Reihen hoch über uns dahinziehend, meine alte Begierde von neuem, doch ohne glücklicheren Erfolg weckte; dafür aber wurde unser Fischen jeden Abend reich belohnt, indem wir die Angeln nie ohne Beute aus der Tiefe zogen. Als besonders gierig zeigte sich ein Wels von ziemlicher Größe. So oft die Indianer die Angelschnur ans Land zogen, bemerkte ich, daß sie jedesmal den daran schwimmenden Fisch mit einem großen Prügel auf Bauch- und Rückenflossen schlugen, wodurch sie, wie ich bei näherer Untersuchung wahrnahm, den ihm eigenthümlichen, ersten, mit kleinen Widerhäkchen versehenen Flossenstrahl der Rücken- und Bauchflosse, die der Fisch als wirksame Vertheidigungswaffe benutzt, vernichteten. Nimmt der Fischer unvorsichtig den Fisch in die Hand, ehe dessen Kraft gebrochen ward, so kann er gewiß sein, durch diese Flossenstrahlen Verwundungen zu erhalten, die nicht allein an und für sich höchst schmerzhaft sind, sondern auch durchgängig eine bedeutende Geschwulst und Entzündung zur Folge haben.

Nach wenigen Tagen häuften sich diese Fische in der Nähe des Strandes zu solcher Fülle, daß wir gar nicht mehr nöthig hatten, die Angel auszuwerfen. Unsere Indianer wateten einige Schritte in das Wasser, und schlugen mit großen Stangen so lange zwischen die dichten Schaaren, bis so viele erschlagen waren, als wir zum Abendessen nöthig hatten.

Der Fischreichthum der Mündung des Barima ist den Indianern und den Venezuelanern, welche die Mündung des Orinoco bewohnen, sehr wohl bekannt, und sie wird deßhalb häufig von ihnen besucht. Unter den zahlreichen Fischarten, die sich hier versammeln, ist der Morococoto oder Osibu der wohlschmeckendste und deßhalb sehr gesucht. Kaum hatten unsere Warraus den ersten wahrgenommen, als sie alle übrigen unbeachtet ließen, und ihm allein ihre ganze Aufmerksamkeit zuwandten. Die Frucht eines großen Baumes, den sie Caracamata nannten, dient ihnen als Lockspeise, weßhalb sie diese auch immer bei sich führen. Gegen Abend begaben sich regelmäßig mehrere unserer Begleiter auf diesen Fang, wozu sie einen Ort auswählten, der so viel als möglich Sicherheit gegen die Strömung bot. Während die Uebrigen mit Bogen und Pfeil bereit standen, warf ein Anderer jene Früchte ins Wasser; in dem Moment aber, wo sich ein Morocoto an der Oberfläche sehen ließ, um die Lockspeise zu verschlingen, wobei er sich etwas auf die Seite legen muß, war er auch der Preis jener harrenden Schützen, die niemals fehlten. [289]

5. Die Warraus oder Guaranos-Indianer.

(Richard Schomburgk.)

Die Warraus oder Guaranos bewohnen ausschließlich die niederen Küstenstriche zwischen dem Essequibo und Orinoco, über die sich ihre Ansiedelungen, mit einer Einwohnerzahl von ungefähr 1650 Individuen, kaum hundert englische Meilen landeinwärts erstrecken. Frühere Reisende haben zwar berichtet, daß die Warraus während der Regenzeit, wo die flachen Küstenstriche von den gewaltigen Fluten ganz überschwemmt werden, sich auf die Bäume flüchteten und in deren hohen Wipfeln ihre Wohnungen aufschlügen, wir haben sie jedoch nie in einem Aufenthalt dieser Art gesehen, obgleich, während wir unter ihnen weilten, die Regen der Frühlingszeit sich ergossen und die Ströme weit über ihre Ufer traten. Wohl aber fanden wir oft ihre kunstlosen Hütten auf Baumstämmen errichtet, die in einer gewissen Höhe vom Boden abgehauen und mit Stücken Holz bedeckt waren, wodurch eine Art Platform gebildet wurde, die schon vor einem ziemlich erhöhten Wasserstand sicherte. Ob die Warraus, welche die Ufer des Orinoco bewohnen, von dieser Gewohnheit abweichen, kann ich nicht angeben, da ich keine Niederlassung derselben gesehen habe. Mit dem ganzen Aeußeren der Warraus, ihrer Unreinlichkeit und Indolenz, stimmt auch ihr inneres Wesen vollkommen überein. Daß alle ihre geistigen Kräfte noch schlummern, spricht sich nur zu deutlich in ihren Augen und Zügen aus. Das augenblickliche Bedürfniß drängt sie zur Befriedigung, die nächste Stunde liegt außer dem Bereiche ihrer geistigen Berechnung. Glühende Eifersucht und unversöhnlicher Rachedurst, der eben so Einzelne, als ganze Stämme und Gemeinschaften verfolgt, sind die einzigen Leidenschaften, welche diese rohen Söhne der Natur erfüllen, und, oft Jahre lang mit berechnender Schlauheit verborgen, plötzlich hervorstürmen und die Quellen blutiger Thaten sind. Alle anderen Erfahrungen gehen ohne leidenschaftliche Erregung an ihnen vorüber, ohne jedoch dem Gedächtniß jemals zu entschwinden. Die Zeit, welche der Warrau nicht zur Jagd oder zum Fischfang verwendet, bringt er träge in der Hängematte oder im Spiel mit seinen Jagdhunden zu. Seine einzige Zerstreuung findet er außerdem in den rohen Tönen seiner Rohrflöte. Wild und Fische bilden ihre Hauptnahrung, doch verschmähen sie auch Ratten, Affen, Alligatoren, Frösche, Würmer, Raupen, Larven und Käfer nicht. Im Fangen der Fische, die sie theils an Angeln fangen, theils mit Bogen und Pfeil erlegen, oder mit leichten Speeren tödten, besitzen sie eine bewundernswürdige Geschicklichkeit. War die Beute reicher, als es das Bedürfniß erheischte, so trocknen Einzelne auch wohl den Ueberfluß an der Sonne und bringen ihn zum Verkauf nach der Colonie. Solche Industrielle findet man jedoch nur sehr selten. Wollen sie das Fleisch, das unter diesem Himmel schon nach zwei bis drei Stunden in Verwesung übergeht, zum weiteren Bedarf mehrere Tage erhalten, um, von der Jagd befreit, ungestört der Ruhe sich hingeben zu können, so erbauen sie ein kleines Gerüst von etwa vier Fuß Höhe und belegen die vier in die Erde geschlagenen Pfähle mit Querstangen; auf diesen breiten sie das Fleisch aus, und die Frauen unterhalten ungefähr zwanzig bis vierundzwanzig Stunden hindurch darunter ein mäßiges Feuer. Nach diesem Proceß bleibt das Fleisch etwa fünf bis sechs Tage genießbar, wird aber — dies gilt vorzüglich von dem Fleisch vierfüßiger Thiere — trocken und kraftlos.

Der Warrau ißt zwar wenig auf einmal, dafür aber um so öfter. Die gewöhnlichen Eßstunden sind sechs und zehn Uhr des Morgens, zwölf Uhr Mittag, drei Uhr Nachmittags und die letzten bei Sonnenuntergang. Von diesen fünf Mahlzeiten sind die erste und letzte die reichhaltigsten. Den Weibern wird nur selten erlaubt, in Gemeinschaft mit den Männern zu essen; in Gegenwart von Fremden werden sie dieser Ehre nie gewürdigt. Ich beobachtete später, daß diese Sitte bei allen Stämmen der Indianer herrscht. Das Wildpret wird im Blute des Thieres gekocht und stark mit Capsicum gewürzt. Erlaubt es das Wetter, so nimmt der Warrau sein Mahl vor der Hütte ein. Die Weiber stellen das Gericht

auf den Boden, und neben dasselbe eine Art geflochtener Teller mit dem Brode; nachdem sie sich zurückgezogen haben, reihen sich die Männer, auf den Fersen hockend, um den dampfenden Topf, tauchen Brodstücke in die Brühe und suchen mit Hülfe der Finger das Fleisch aus dem Geschirr zu bringen. Da die fünf Finger zu diesem Geschäft vollkommen ausreichen, so sind Gabeln natürlich überflüssig und ein unbegehrter Luxusartikel. Sobald der Hunger des Einzelnen gestillt ist, verläßt er den Kreis. Hat sich das letzte männliche Mitglied von der Tafel entfernt, so nähern sich die Weiber und müssen sich mit dem begnügen, was jene übrig gelassen; sie wissen sich jedoch zu entschädigen und sichern sich deßhalb eine Menge kleiner Töpfchen, die, mit Leckerbissen gefüllt, in allen Winkeln der Hütte versteckt sind, und, nachdem die Männer sich entfernt haben, den Weibern ein reicheres Mahl bieten.

Polygamie ist unter den Warraus allgemein heimisch. Jeder Warrau nimmt so viel Weiber, als er ernähren kann, oder vielmehr zu seiner Wartung und Pflege nöthig zu haben glaubt. Die Häuptlinge besitzen meist einen förmlichen Harem. Die Ehe wird bereits in dem frühesten Alter geschlossen, und ich sah oft Mütter, die kaum elf oder zwölf Jahre alt sein konnten und doch schon Kinder von einem bis zwei Jahren besaßen. Die Verheirathung wird durch keine religiöse Feierlichkeit geweiht. Die Eltern des Mädchens treffen schon im zartesten Alter derselben die Wahl des Bräutigams und übergeben ihm später dasselbe ohne alle weitere Feierlichkeit. Die zweite, dritte und vierte Frau erwirbt sich der Mann durch Geschenke. Wird das Weib alt, ein Zustand, der gewöhnlich schon mit dem zwanzigsten Jahre eintritt, so sucht sich der Mann unter den Mädchen von sieben bis acht Jahren eine andere Frau aus; dieses Kind giebt er seiner ältesten Frau zur Erziehung und diese unterrichtet dasselbe in allen häuslichen Geschäften, bis es in alle Rechte und Pflichten einer Ehefrau eintritt. So viel Weiber nun aber auch ein Warrau haben mag, so führt doch die zuerst genommene Frau unbestritten das Scepter im Hauswesen, dem sich alle nachfolgenden unterwerfen müssen. Gewöhnlich hat der Hausherr ein oder zwei Favoritweiber, die er nie von seiner Seite läßt und auf allen seinen Reisen mit sich führt.

Außer der Jagd, dem Fischfang und der Verfertigung seiner Waffen und Canoes hält der Mann jede andere Beschäftigung für unter seiner Würde. Zurückgekehrt von der Jagd oder nach Vollendung seiner übrigen Geschäfte, wirft er sich in die Hängematte und sieht unter fortwährendem Schaukeln mit gleichgültiger Miene den Arbeiten und Mühen der Weiber zu, wie sie Haus und Feld beschicken, irdene Gefäße bereiten, Körbe und Matten flechten und ihre zarten Kinder pflegen.

Während der Herr Gemahl am Morgen sich noch, in müßige Träume versunken, in seiner Hängematte wiegt, haben die Weiber dieselben längst verlassen, und bereiten, nachdem sie im nahen Fluß ihr Morgenbad genommen, das Frühstück.

Die Einfachheit ihres Lebens, die geringe Zahl ihrer Bedürfnisse, die Leichtigkeit, mit der sie letztere befriedigen können, da ihnen die Natur freiwillig und in Fülle fast Alles bietet, was jene in sich schließen, lassen den Indianer fast den größten Theil des Tages unbeschäftigt. Aus der Hängematte eilt er zum Essen, zu ihr eilt er zurück, sowie dieses beendet ist; in ihr schläft er, in ihr bläst er auf einer einfachen Rohrflöte oder reißt sich die spärlichen Barthaare aus. In der Hängematte führt er die Unterhaltung mit den Bewohnern seiner und der benachbarten Hütten, oder bewundert seine Schönheit, wenn er im Besitz eines Spiegels ist. Stundenlang schaut er mit Wohlbehagen in die Augen seines Doppelgängers, in dem er den treuesten Diener seiner Eitelkeit findet und mit nie befriedigtem Stolz täglich von neuem sein Bild bewundert.

Da der Hausherr so den ganzen Tag in träger Ruhe und in einem Zustand zwischen Schlafen und Wachen verbringt, so ist er auch bereits in den frühesten Morgenstunden wach, und sucht sich dann die Langeweile bis zum Anbruch des Tages durch die Unterhaltung mit seinem Nachbar zu vertreiben; eine üble Gewohnheit, die in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes unter den Indianern, ehe die Zeit uns gleichgültig dagegen machte, unseren lebhaften Unwillen erregte. Der Sclavendienst der Weiber wird selbst durch die Nacht nicht unterbrochen; kleine Feuer unter den Hängematten, um die Mosquitos zu vertreiben und Wärme in der Hütte zu erhalten, beschäftigen dieselben vom Sonnenuntergange bis zum Anbruche des Tages. Uebrigens verrathen einzelne Züge in dem geselligen Leben dieser Kinder der

Natur, daß züchtiger Sinn und die Scheu der Verschämtheit tief in der ursprünglichen Anlage der menschlichen Natur ruhen. Dies gilt vorzüglich von den Weibern; sie zeigen gegen Fremde sich zurückhaltend, offenbaren in Gang und Haltung scheue Sittsamkeit.

Der Stolz der Frauen besteht hauptsächlich im Besitz einer großen Anzahl zahmer Hausthiere. Was sie daher von jungen Säugethieren fangen können, ziehen sie an ihrer eigenen Brust auf, wodurch diesen Thieren, namentlich den Affen, eine solche Anhänglichkeit eingepflanzt wird, daß sie der Pflegemutter auf jeden Schritt und Tritt folgen.

So lange das Kind noch nicht laufen kann, ist es gleichsam ein untrennbarer Theil des mütterlichen Körpers; wo die Mutter hingeht, da wird das Kind, sei es nun auf dem Rücken oder auf den Armen, mitgeführt. Später trennt es sich von ihr, geht seinen eigenen Weg und mischt sich unter seine Altersgenossen, bis es das Verlangen nach der gewohnten Nahrung wieder auf einige Minuten zu jener zurückführt.

Knaben und Mädchen zeigen sich von der frühesten Jugend an zu allen Dingen geschickt, namentlich zum Klettern, Schwimmen u. s. w.; Mädchen von vier bis fünf Jahren fand ich oft schon auf den höchsten Bäumen. Das erste, was der zum Bewußtsein erwachte Knabe ergreift, sind Bogen und Pfeile, die ihm der Vater oder ältere Bruder verfertigt, und der höchste Grad kindlichen Stolzes spiegelt sich in den blitzenden Augen, wenn der Pfeil das erwähnte Ziel, kleine Eidechsen, Heuschrecken, erreicht, und bald hat er durch das Herumtummeln auf den Bäumen, fast möchte ich sagen, durch das ununterbrochene Leben unter den Thieren des Waldes so viel Kraft, Stärke und Gewandtheit erlangt, daß er den Vater auf die Jagd und den Fischfang begleiten kann.

Eben so früh, wenn nicht noch früher, unterstützen die Mädchen die Mutter bei den Geschäften des Hauses, helfen das Brod backen, das Lieblingsgetränk bereiten, folgen ihr auf das Provisionsfeld und tragen Lasten von Cassadawurzeln nach der Hütte, unter denen ein europäisches Mädchen von doppelten Jahren zu Boden sinken würde.

Wird eigentlich das Kind von dem Vater nur wenig beachtet, von der Mutter dagegen äffisch geliebt, so scheuen sich beide doch gleich stark vor allen körperlichen Züchtigungen der Kinder, und lassen selbst größere Fehler und Vergehen derselben fast ungestraft.

Das Tättowiren, Durchbohren der Ohren und des Septums der Nase, wird bereits gleich nach der Geburt vorgenommen und die Oeffnung durch kleine Stückchen Holz offen erhalten. Von allen den vielen Spielen, die sonst überall unter den Kindern heimisch sind, sah ich bei den Knaben der Indianer kein einziges.

Die kleineren sieht man sich wie stämmige Kobolde im Schmutze umherwälzen oder mit ihren kleinen Bogen und Pfeilen schießen, während die größeren höchstens mit einander ringen oder bereits an den Tänzen der Erwachsenen theilnehmen. Merkwürdig war der panische Schrecken, den sowohl wir, als namentlich auch unsere Schwarzen bei ihnen erregten. Um mit uns auf keine Weise in Berührung zu kommen, schlugen sie oft die größten Umwege ein, und trat ich ja einmal unbemerkt in ihre Hütte, dann war es nicht anders als hätte der böse Feind sie bereits allesammt beim Schopfe; wie Spreu vor dem Winde flogen sie heulend und schreiend auseinander. Selbst der bloße Anschein, als wollte man auf ihre Hütte losgehen, war hinreichend, um sie auf der entgegengesetzten Seite in das Provisionsfeld zu jagen.

Leider litten die meisten armen Geschöpfe bereits im ersten Jahre an den bösartigsten Augenübeln, und starrten so von Schmutz und Staub, daß es mir ein Wunder blieb, wie sie ihre Finger bewegen konnten. Um sie wenigstens einigermaßen vor den Mosquitostichen zu sichern, bestreichen sie die Mütter fast täglich mit Crapöl. So eingeölt, läuft das arme Kind hinaus in den Schmutz, und wälzt sich mit canibalischer Lust darin herum; damit beginnt die erste Schalenbildung. Am anderen Tage wird das Kind abermals eingeölt, und bald hat sich ein Panzer von solcher Stärke gebildet, daß die Mosquitos ihre Stiche nur verschwenden und das Blut vergebens suchen.

Tritt bei den Warraus das Mädchen aus der Kindheit in die Reihe der Erwachsenen, so wird dasselbe seines langen Haares beraubt. An diese Ceremonie reiht sich ein festlicher Tanz, wobei das Mädchen geschmückt mit Perlen und den weißen Daunen verschiedener Vögel erscheint, die mit Gummiauflösung an den glattgeschorenen Kopf, an die Arme und Schenkel befestigt werden.

Der Eintritt der Knaben in die Reihe der

Männer erfolgt nicht so leicht; sie müssen zuvor sich mehreren Prüfungen unterwerfen, um ihre Kraft und männliche Würde zu beweisen. Diese Prüfungen bestehen meist in schmerzhaften Wunden, die mit den Hauern des wilden Schweines oder der Schnabelspitze des Tukans auf Brust und Armen beigebracht werden. Erträgt der Knabe dieses, ohne eine Miene zu verziehen, oder den Schmerz durch irgend ein äußeres Zeichen zu verrathen, so darf er sich fortan unter die Männer reihen. Vermag das kindliche Herz jedoch noch nicht die Aeußerung des Schmerzes durch die Kraft des Willens zu unterdrücken, so tritt er wieder in sein altes Verhältniß zurück, bis spätere Proben eine gesteigerte Willenskraft bekunden. —

Meist bewohnen mehrere Familien ein und dieselbe Hütte, ohne daß sich dann gleich viele Abtheilungen oder Scheidewände darin befänden. Die Balken, an denen die Hängematten befestigt werden, einige Steine, um den Herd zu bilden, die häuslichen Geräthe, welche sehr einfach, gleich den Bedürfnissen der Familie selbst, sind, und nur in einigen irdenen Gefäßen von verschiedener Form und Größe bestehen, die nöthigen Geräthschaften zur Bereitung des Cassababrodes, Waffen für Jagd, Fischfang und Kampf bilden den ganzen Hausrath einer Warrau-Familie. Vereint sich damit noch ein Spiegel, ein Kamm, eine Flinte, ein Beil — dann sind die höchsten Wünsche dieser einfachen Kinder der Natur erfüllt! Die Form ihres Geschirrs hat ein classisches Ansehen und große Aehnlichkeit mit den alten Vasen der Etrusker. Die Weiber bilden diese Gefäße aus freier Hand und benutzen dabei den Thon, der sich an den Ufern der Waldbäche findet; sie trocknen ihre Kunstwerke an der Sonne, und bestreichen sie mit einem Lack, der aus dem Ruß schon benutzter Töpfe und dem klebrigen Saft einer Mimose bereitet wird. Ist dies geschehen, so stellen sie die Töpfe und Schüsseln zusammen und zünden ein Feuer darum an, worauf sie das Geschirr nach und nach sich abkühlen lassen.

Das Eigenthum jeder einzelnen Familie wird von den Mitbewohnern der Hütte heiliggehalten; niemals geschieht hier ein Uebergriff, während sie die eigenen Geräthe Fremden und Gästen gastfreundlich überlassen.

Die Niederlassungen der Mitglieder eines Stammes bestehen meist aus sechs bis zehn Häusern, denen ein gemeinsamer Häuptling vorsteht, dessen Ansehen jedoch nur während ausgebrochener Kämpfe mit anderen Stämmen in voller Ausdehnung anerkannt wird. Macht und Einfluß wird hier nicht allein durch Würde und Stellung begründet; dies bestimmt sich nach dem Grade der körperlichen Stärke und des Unternehmungsgeistes.

Die Stammangehörigkeit wird nie von dem Vater, stets nur von der Mutter hergeleitet; das Kind einer Warrau-Indianerin und eines Arawaak wird zu den Warraus gezählt. Nach diesem Rechte der Stammansprüche richtet sich auch das Erbrecht. Die Söhne der Töchter des Häuptlings haben das Erbfolgerecht auf die Würde des Großvaters, nicht die Söhne des Häuptlings, obschon keineswegs streng auf eine solche Erbfolge gehalten wird, da bei dem Tode des Häuptlings jeder, der die Kräfte und Fähigkeiten zu der Würde in sich fühlt, als Prätendent auftreten kann, ohne daß sich dadurch die Familie des früheren Herrschers in ihren Rechten gekränkt oder zur Rache aufgefordert fühlte. Als die zweite Hauptperson jedes Dorfes nach dem Häuptling wird der Piai, Piatsong, Paché angesehen, der Zauberer und Arzt zugleich ist. Die Warraus betrachten diese Piais mit um so größerer Achtung und Scheu, weil sich damit der Stolz ihres Stammes verbindet; sie glauben, daß ihre Zauberer und Aerzte mächtiger seien als die der anderen Indianer.

In ihren religiösen Ueberzeugungen stimmen fast alle Stämme von Britisch-Guyana, wenigstens der Hauptsache nach, überein. Ein unendlich erhabenes Wesen ist der Schöpfer der Welt und der Menschen, dessen Thätigkeit aber durch die Regelung und Erhaltung der Welt so in Anspruch genommen wird, daß er für einzelne Menschen speciell nicht Sorge tragen kann. Milde, Wohlwollen und Gefallen an seinen Geschöpfen sind die Haupteigenschaften dieses höchsten Wesens; jeder verderbliche Einfluß, der die Ruhe und das Glück seiner Geschöpfe unterbricht, Krankheit, Tod, Hungersnoth, kurz jedes Unglück des Lebens kann auf dasselbe nicht zurückgeführt werden und muß demnach, bei der schroffen Scheidung des Guten und des Bösen, des Glückes und des Uebels, eine andere Quelle haben. Diese Quelle alles Uebels und alles Bösen ist eine Schaar untergeordneter Wesen, deren einzige Freude darin besteht, Unglück, Streit, Haß und Krankheiten über das Geschlecht der Menschen zu verhängen.

Diese den Menschen feindseligen Wesen, die Urheber aller Krankheiten und jedes Ungemachs, diese schadenfrohen Geister, deren Freude die Qual der Sterblichen ist, tragen bei den Warraus den Namen Yawahus.

Unter allen Sterblichen ist nur dem Piai oder Zauberer allein die Macht verliehen, durch seine geheimnißvolle Kunst diesen verderblichen Einwirkungen entgegenzuarbeiten oder dieselben zu entfernen. Jede Niederlassung besitzt nur einen solchen Zauberer. Der Piai ist also Priester, Arzt und Zauberer zugleich, ein mächtiges und gefürchtetes Wesen, in dessen Hand es liegt, ob er den Verfolgungen seiner dienstbaren Geister freien Lauf lassen, oder gegen ihre Einwirkungen Schutz verleihen will.

Wird eine Person im Dorfe krank, so ruft man unverzüglich den Piai und in der nächsten Nacht (denn am Tage ist er ohnmächtig und vermag den Dämon nur in der Nacht zu citiren) beginnt er seine Entzauberung. Das Hauptinstrument dabei bildet eine geweihte Klapper, die keine profane Hand berühren darf, ohne ihr die überirdische Kraft zu rauben und sie zu einem Spielwerk der Kinder zu machen. Sie besteht aus der ausgehöhlten kürbisartigen Frucht der Crescentia Cujete, in welche kleine, runde, dabei aber ungleiche Oeffnungen eingeschnitten sind, während das Ganze mit verschiedenen Farben bemalt ist. Ein langes Stück Holz, das durch die Mitte der hohlen Frucht getrieben ist, und an jeder Seite etwa einen Fuß hervorragt, dient auf der einen Seite als Handhabe; die andere umgiebt eine genau vorgeschriebene Anzahl von Flügelfedern des Psittacus aestivus, deren Spitzen sich nach dem Kürbis herabneigen. In der Höhlung selbst befinden sich mehrere kleine Steine, Agatstücke und einige bunte Samenkörner.

Mit dieser Zauberklapper beginnt der Piai unmittelbar nach Sonnenuntergang seine Entzauberung, nachdem er zuvor sorgfältig im Inneren der Hütte jede Kohle ausgelöscht und die Bewohner derselben entfernt hat. In abwechselndem Tempo, bald schneller, bald langsamer, schwingt er nun, unter Anstimmung eines monotonen Gesanges, dessen Tacte sich nach der Schnelligkeit des Schwingens richten, seine Klapper im Kreise um den Kopf. Diese einleitenden Beschwörungsformeln hört man oft länger als eine Stunde ertönen. Dabei ist nicht zu verkennen, daß der Zauberer auf mannigfaltige Art sich den Geist dienstbar zu machen sucht. Bald steigert sich die Stimme und scheint einen herrischen Befehl an den Geist auszusprechen, — bald klingt sie milder und sinkt zum leisen, kaum hörbaren Flüstern herab, um durch sanftes Zureden, durch Bitten die Ungunst des hartnäckigen Dämons zu beschwichtigen, wobei der Piai dem Patienten in bestimmten Zeiträumen Tabaksrauch in das Gesicht bläst, den er ebenfalls aus einer geweihten Cigarre zieht. Tritt während dieser Ceremonie Regen ein, so steht der Zauberer augenblicklich von seinen Bemühungen ab und fährt erst am folgenden Abend wieder fort. Ist es endlich der Kraft der Zauberformeln gelungen, den Geist zum Erscheinen in der Hütte zu zwingen, was je nach der Macht, die der Yawahu besitzt, früher oder später geschieht, so beginnt der zweite Act der rettenden Handlung, das Unterhandeln des Piai mit dem widerspenstigen Dämon. Bei dieser Procedur lassen sich stets zwei verschiedene Stimmen unterscheiden, doch tragen die Unterhandelnden Sorge, daß die einzelnen Worte dem Kranken unverständlich bleiben. Die fremde Stimme schweigt, und der Zauberer vermag dem harrenden Kranken Bericht über die Ursachen des Zornes des Yawahu und über die Natur der Krankheit abzustatten; diese Erklärung ist im Anfang des Uebels gewöhnlich sehr unklar und zweideutig, gleich den tiefsinnigsten Orakeln der Pythia. Steigern sich die Symptome der Krankheit, nimmt diese einen gefährlichen Charakter an, so werden jeden Abend die Beschwörungsformeln fortgesetzt, bis sich endlich die Natur selbst Hülfe schafft und eine günstige Krisis vermittelt. Jetzt hat die Macht des Piai den Yawahu gezwungen, ihm Alles zu sagen; — dem Patienten ist geholfen, denn der Piai kennt ja nun den eigentlichen Sitz der Krankheit. Er nähert sich der Hängematte, legt seinen Mund auf die schmerzhafte oder schmerzhafteste Stelle des Körpers und saugt an dieser, bis er nach einiger Zeit eine Menge Fischgräten, Stücke Knochen, Dornen u. s. w., die der rachevolle und verderbliche Yawahu mit Hülfe seiner dunkelen Künste in dem Körper verborgen hatte, aus seinem Munde bringt. Die Phantasie des Patienten übernimmt nun die Vollendung der Cur. Einige Arzeneien, größtentheils Pflanzensäfte, werden allerdings angewendet; doch legt der Piai nur insofern Werth darauf, als er hoffen darf, das Geständniß des Yawahu dadurch zu beschleunigen.

Aeußern aber die Beschwörungen keine Kraft, will kein Mittel, kein Trank, keine Zauberformel den Yawahu beugen, stirbt endlich der Kranke, dann bleiben natürlich dem Piai mehrere Wege offen, sein Ansehen zu retten und den ungünstigen Ausgang zu erklären. Die unsichtbare Welt der Geister ist stets mächtiger als das schwache Geschlecht der Menschen und außerdem der störende Einfluß eines Piai zu fürchten. Hat der Kranke oder einer von dessen Verwandten und Stammgenossen diesen beleidigt und seine Rache geweckt, so setzt er Beschwörungen der Beschwörung entgegen und vereitelt dadurch die Anstrengung seines Kunstgenossen. Es läßt sich nicht leugnen, daß der letztere Grund das Ansehen der Piais unterstützt; einer dieser gotterfüllten Männer zeigt so immer auf die Macht des anderen hin, und indem man vor dem einen sich beugt, erkennt man die Kraft aller an. Wenn der Kranke sein Grab gefunden, begräbt der Piai auch seine Zauberklapper, denn sie hat künftig keine Macht mehr und mit dem Kranken stirbt die Heilkraft des Zaubermittels.

Das Amt des Piai erbt fort in der Familie desselben und geht stets auf den ältesten Sohn über, den der Vater heimlich in die Mysterien seiner künftigen Würden einweiht; fühlt endlich der Vater sich zu schwach, um mit den Geistern zu kämpfen, dann übergiebt er dem Sohne, unter mannigfaltigen Ceremonien, das Amt, und weiht ihn feierlich in seinen Beruf ein. Zu den Prüfungen, welchen sich ein solcher Candidat unterwerfen muß, gehört vornehmlich das Verschlucken großer Quantitäten von starkem Tabaksaft. Er kann es nicht eher wagen, Ansprüche auf des Vaters Würde zu machen, als bis er bei dem öffentlichen Bestallungs- und Einweihungsact eine umfangreiche Trinkschale davon zu trinken vermag, ohne daß sich seine Natur gegen diesen Höllensaft empört, oder auch nur eine Muskel des Gesichts den inneren Abscheu verräth. Besitzt der Piai keinen Sohn, so wählt er sich einen Freund zum Nachfolger, der sich einer langen Lehrzeit zu unterwerfen hat, bevor er zur Prüfung zugelassen wird. Gleich den Braminen Ostindiens ist die Würde des Piai mit Beschränkungen und lästigen Rücksichten verknüpft. Er darf z. B. das Fleisch größerer Thiere nicht genießen und muß sich im Allgemeinen auf den Genuß der ursprünglich in Guyana einheimischen beschränken. Alle von den Europäern eingeführten Thierarten bleiben von seiner Tafel ausgeschlossen. Die übrigen Gesetze, die seine Nahrung regeln, sind nicht weniger streng. Die glücklichen Curen werden ihm durch verschiedene Vergütigungen von Seiten des Patienten bezahlt.

Der Glaube an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, an ein Leben in ungetrübter Glückseligkeit und fortwährendem Genusse jenseit der Erde, ist sowohl bei den Warraus, wie unter den verschiedenen Stämmen, die ich später noch kennen zu lernen Gelegenheit fand, allgemein verbreitet.

Die Sittlichkeit der Indianer wird vorzüglich durch den Genuß des Branntweins gefährdet; er bringt ein fremdes Element in diese rohen Seelen und vergiftet die Quellen ihrer Tugenden. Man hat den Europäern den Vorwurf gemacht, daß sie dies furchtbare Mittel gewählt, um die alte Kraft der Stämme zu brechen und sie durch Schwäche sich dienstbar zu machen. Zum Theil mit Unrecht. Das Uebel ist zwar seit dem Erscheinen der weißen Männer gestiegen und der Eigennutz derselben ist bei diesem Verderbniß nicht ohne Schuld geblieben, allein erzeugt und eingeführt haben sie das Laster nicht, welches jetzt in solch furchtbarer Ausdehnung unter den Indianern herrscht.

Schon vor der Entdeckung Amerikas kannten alle diese Stämme berauschende Getränke, die sie aus Palmenfrüchten, Cassadabrod, Mais und Bataten bereiteten, und das Paiwari, noch heute der berauschende Lieblingstrank aller Urbewohner, die noch nicht in unmittelbare und regelmäßige Verbindung mit den Europäern getreten, ist ein Erbtheil aus der Urzeit der Väter. Das Paiwari wird aus Cassadabrod gewonnen. Zu diesem Zwecke wird das Brod dicker und schärfer als gewöhnlich gebacken, so daß die äußere Kruste fast ganz verkohlt. Nachdem man es in Stücke gebrochen, wirft man diese in ein großes Gefäß und gießt kochendes Wasser darüber. Sobald sich diese Masse abgekühlt hat, beginnen die Weiber dieselbe mit den Händen umzurühren und bringen sie handweise unter die Kauwerkzeuge, wo sie zu einem förmlichen Brei zermalmt und in einen zweiten Brei zurückgeliefert wird; durch diesen unsauberen Proceß soll die Gährung bedeutend beschleunigt werden und das Getränk merklich an berauschender Kraft gewinnen. Während sich die Masse noch in Gährung befindet, wird sie mit dem Saft von Zuckerrohr und süßen

Bataten versetzt. Ein zweites Getränk, das gleichfalls berauschend wirkt, wird auf demselben Wege, ohne weiteren Zusatz, nur aus süßen Bataten bereitet, wobei man aber den Trog vorsichtig mit den Blättern der Musa bedeckt.

Der nützlichste Baum für die Warraus ist die Mauritia flexuosa.

Fast kein Theil dieser königlichen Palme ist für die Haushaltung der Eingebornen unbenutzbar, weßhalb auch die Bezeichnung, welche der Missionar Cumilla in seiner Beschreibung des Orinoco von ihr gab, „Arbol de la Vida" (Baum des Lebens) ganz entsprechend ist.

Eine bestimmte Zeitabtheilung, wie überhaupt Zeitberechnung, kennen die Warraus nicht, weßhalb es auch fast unmöglich ist, das Lebensalter eines Erwachsenen oder Greises mit Sicherheit zu bestimmen. Kann man auch aus den Zügen, wie überhaupt aus der ganzen äußeren Erscheinung derselben, aus dem weißen Haar, welches übrigens im Allgemeinen selten ist, einen ungefähren Maßstab für das Alter entlehnen, so trügt doch diese Schätzung bei Alten und Jungen vielfach, namentlich wenn er von Europäern angelegt wird, welche die Verschiedenheit dieser fremdartigen Naturen nicht immer im Auge behalten.

Eine unsichere und in enge Grenzen eingeschränkte Eintheilung der Zeit entlehnen sie von dem Mondenwechsel und den Regenzeiten; überschreiten aber die Beobachtungen die Zahl der Finger und Zehen, so werden die Annalen geschlossen, und Alles erhält den einen Namen: „viel". Wollen sie eine große Zahl angeben, so heben sie so viele Haare des Kopfes in die Höhe, als sie zwischen die Finger fassen können. Alle Zeitangaben aus der Vergangenheit datiren sie von irgend einem Ereigniß, welches wesentlichen Einfluß auf ihr Leben oder ihre Anschauungsweise ausübte, und ich bin fest überzeugt, daß mit unserem Besuch für alle Stämme, die mit uns in Berührung traten, eine neue Aera anbrach; diese neue Epoche wird so lange währen, bis ein anderes wichtiges Ereigniß die Erinnerung an unsere Anwesenheit in den Hintergrund drängt.

Gleich unerfahren und ohne Fähigkeit der Berechnung zeigten sie sich auch in der Bestimmung des Tauschwerthes für die Gegenstände, die sie uns bis zum letzten Tag unseres Aufenthaltes in Cumaka anboten. Bei solchem Tauschhandel ist das augenblickliche Bedürfniß oder der eben aufsteigende Wunsch der Bestimmungsgrund. So fordert der eine Indianer für irgend einen Gegenstand eine Flinte, eine Axt u. dergl., während ein anderer neben ihm steht und denselben Gegenstand zum Tausch gegen ein paar Angelhaken, einige Perlen oder einen Kamm anbietet. Keiner ahnt nur entfernt, welches Mißverhältniß zwischen den beiderseitigen Forderungen obwalte. [289]

6. In den Savannen der Guyana.

(Rich. Schomburgk.)

Noch denke ich mit stillem Entzücken an jenen ersten Morgen in Pirara zurück, als ich bei dem Anbruche des Tages aus meiner Hängematte sprang und vor das Dorf eilte, um ungestört die weite, weite Savanne überschauen zu können. Ich stand hier auf einem sagen- und mythenreichen Boden, zu meinen Füßen das „Mar de aguas blancas", das „Mar del Dorado", den See „mit goldreichen Ufern und der goldstrahlenden Stadt Manoa", nach welcher die kühnsten Abenteurer Spaniens, Portugals und Englands seit dem sechszehnten Jahrhundert ihre Irrfahrten unternahmen, für welche der große und unglückliche Walther Raleigh von 1595—1617 vier Expeditionen antrat, für welche er die Phantasie sowie den Ehrgeiz der Königin Elisabeth in so hohem Grade zu entflammen wußte! Der kleine Binnensee Amuku, dessen Existenz als ausgedehntes Binnenmeer, in welchem die großen Ströme Südamerikas, der Essequibo, Orinoco, sowie der Amazon ihren Quellpunkt haben sollten, schon Alexander v. Humboldt am Anfang dieses Jahrhunderts vermöge seines wahrhaft prophetischen Geistes als bloßes Phantom darstellte, das Spanier, Portugiesen, Eng-

länder, ja selbst Deutsche ewig zu fliehen und dennoch unaufhörlich anzulocken schien, und selbst bis auf die neueste Zeit nicht von den Karten vertrieben werden konnte, lag vor mir, vergebens aber schaute ich nach seinen „goldreichen Ufern", nach der „goldstrahlenden Kaiserstadt Manoa", das Auge haftete nur auf den dunklen Binsen und Riesengräsern, die seine sumpfigen Ufer und seine jetzt in der trockenen Jahreszeit so unbedeutende Wasserfläche umsäumten! — Doch um mich herum lag ein Landschaftsbild ausgebreitet, das die Seele im tiefsten Inneren ergötzte, ein Park in riesiger Ausdehnung, im Norden von dem kahlen Pacaraima, im Osten von dem in duftiger Ferne verschwimmenden, isolirten Makarapangebirge, im Süden von einer ungeheuren, waldigen Oase, die ziemlich in der Nähe Piraras beginnt, begrenzt, während das Auge unaufgehalten gen Westen über eine unübersehbare, schrankenlose Savanne schweifte. Hier als ebene Fläche, dort als reizender Wellengrund, gleich den leicht erhobenen Wogen eines sanft bewegten Meeres, zogen sich die mächtigen Grasflächen vor und neben mir hin, während waldige Oasen, aus edlen und hohen Waldbäumen gebildet, hier von meilenweitem, dort von nur unbedeutendem Umfange, wie Inseln den Ocean, das gelbgrüne Colorit der Savanne durchbrachen, an deren Säumen sich riesige Cactus und Agaven erhoben. Eine gewisse Abwechselung erhält außerdem aber noch die etwas einförmige Tingirung der Flächen durch vereinzelte kleine Sträucher, zwischen denen sich ebenfalls einzelne fünfzehn bis achtzehn Fuß hohe Bäume, sowie hier und da einige jener ehrwürdigen Palmen erhoben, die nur in der offenen Savanne vorkommen und fast durchgängig an dem Saume der Oasen zwischen Cactus und Agaven auftreten. Zwei der größten Oasen, die sich aus dem See Amuku erheben, sind ohne Zweifel die Islas Inomucenas des Don Antonio Santos. Am westlichen Ufer des Sees tritt der Fluß Pirara wieder aus diesem heraus und eilt nun dem Rio Branco, Rio Negro und durch diesen dem Amazonenstrom zu, während sich etwas östlich von seiner Quelle die Wasserscheide, eine unbedeutende Wellenhöhe, zwischen dem Flußgebiete des Rio Branco und dem Rupununi hinzieht, und hier und da isolirte, kahle Granitmassen in einer wechselnden Höhe von zehn Fuß bis sechshundert Fuß emporsteigen; Alles charakteristische Eigenthümlichkeiten, die diese Grasflächen wesentlich von jenen immensen Llanos und Pampas des südlichen Theiles von Südamerika unterscheiden. Südlich, etwa zweihundert Schritt vom Dorfe, erheben sich an dem Abhange der Höhe, auf welcher die Niederlassung liegt, vereinsamt zwei uralte Palmen als weithin sichtbare Wahrzeichen Piraras, deren Wedel von dem herrschenden Ostwind alle gegen Westen gerichtet sind; mehrere mächtige Agaven haben sich um ihre gewaltigen Stämme gruppirt, und bilden eine undurchdringliche Schutzmauer. Pirara selbst liegt unter 3° 39′ 20″ nördlicher Breite und 59° 20′ westlicher Länge. Die Savannen zwischen dem Rupununi und Rio Branco erheben sich 350—400 Fuß über die See. —

In Folge der anhaltenden Regengüsse sahen wir bald den alten mythenreichen See Parima sich vor uns ausbreiten, und über die hohen Binsen und Grasarten peitschte schnell der wüthende Sturm die aufgeregten und rollenden Wogen, bis sie sich an einer der waldigen Oasen brachen, die gleich fruchtbaren Eilanden aus der jetzt schon fast unabsehbaren Fläche auftauchten.

Wie sich mit diesen Wasserflächen die äußeren Umgebungen Piraras geändert, so war auch seit ihrem Beginn eine vollkommene Veränderung in der umgebenden Thierwelt eingetreten. Eine gänzlich neue Schöpfung uns bisher unbekannter Insecten, namentlich blutsaugende Zweiflügler, sowie andere unheimliche Gäste, begannen unsere Behausung zum wahren Fegefeuer zu machen. Schaaren von Sandfliegen, die dem friedlichen Dorfe bisher ferngeblieben waren, folterten uns am Tage, und Tausende von Mosquitos peinigten uns die Nacht; dazu gesellte sich zu unserem bitteren Schmerz auch jene Mücke mit blauem Thorax und weißen Endgliedern der Tarsen, deren langer Saugrüssel selbst die dichteste Bekleidung durchbringt. Zu diesen weniger gefährlichen als quälenden Ruhestörern kam aber noch eine Menge Klapperschlangen und anderer Ottern, welche die Kälte und Nässe aus der Savanne nach den höher gelegenen Punkten und besonders in die Bedachungen der Hütten trieb, um sich dort ein trockenes und wärmeres Plätzchen für die Regenzeit zu suchen. Während dieser Zeit tödteten wir allein in unserer Hütte, außer einer großen Zahl von Nattern, fünf Klapperschlangen und vier Grubenottern, ja

selbst die Gräben und Wälle des Forts konnten die Officiere vor diesen gefährlichen Besuchern nicht schützen. Dr. Bolby, der eines Morgens einen Gegenstand von einem kleinen Gerüste herabnehmen will, ergreift etwas Eiskaltes, fährt erschrocken zurück und bemerkt nun, daß dort ein großer Trigonocephalus atrox Platz genommen hat, der aber eben so erschrocken über die unerwartete Störung zu sein scheint, als der Doctor, da er die eiligste Flucht in das nahe Dach zu ergreifen sucht, was ihm jedoch durch einen kräftigen Hieb unmöglich gemacht wird. Wäre die Klapperschlange weniger träge, Niemand würde bei ihrer großen Anzahl die Savanne bewohnen können. Da die Schlange gewöhnlich zusammengerollt unter dem Grase liegt und der klappernde Ton, den sie bei der Bewegung hervorbringt, zu unbedeutend ist, um, wenn sie sich nicht gerade über einen von Gras und Gesträuch entblößten Boden windet, deutlich gehört zu werden, so hatten wir bei unseren botanischen Excursionen stets die äußerste Vorsicht anzuwenden.

Noch ekelhafter aber war uns der zahlreiche Besuch der häßlichen und widrigen Gekonen, die sich seit dem Beginn der Regenzeit in wahrer Unzahl an den Wänden, Dachsparren und in dem Dache selbst anhäuften. Der Indianer und Farbige scheut diese Thiere eben so, wie die Schlangen, da sie von ihnen allgemein für giftig gehalten werden. Wenn, so erzählten sie uns, ein solches Thier von der Decke oder den Balken des Daches auf die bloße Haut eines Menschen fällt, so lösen sich die Zehenscheiben, welche das Gift enthalten (die klebrige Feuchtigkeit, welche sich zwischen diesen absondert) ab und bringen in das Fleisch ein, wodurch eine Geschwulst hervorgerufen wird, die den schnellen Tod im Gefolge hat. Selbst unter den Colonisten ist dieser Glaube herrschend, und der Wood slave gehört, wie die Schlangen und Scorpionen, zu den gefürchtetsten Thieren. Die Fertigkeit und Behendigkeit, mit welcher er an den Wänden, selbst an den glättesten Balken oder Dachsparren hinläuft, grenzt an das Fabelhafte. Eben so eigenthümlich sind seine nickenden Kopfbewegungen, die man besonders während des Stillsitzens bemerkt. Kaum hatten wir am Abend unsere düstere Lampe angezündet, so erschienen sie unter nicht seltenem Ausstoßen ihrer unangenehmen lauten Töne, um die Jagd auf Mosquitos und andere Insecten zu beginnen. Die schauerlichen Erzählungen der Indianer hatten auch uns das wahrscheinlich unschädliche Thier verhaßt gemacht, und fiel dann und wann bei unseren Abendversammlungen ein solcher Gast auf den Tisch, mitten unter uns herab, was bei ihrem unverträglichen Charakter eben nicht allzuselten geschah, indem sie sich fortwährend bissen und jagten, so gab es gewöhnlich eine augenblickliche Zersprengung der Gesellschaft; ja, der Ekel, den alle vor dem häßlichen Thiere hatten, ließ uns nie ausgekleidet uns in die Hängematte legen. Zu diesen widrigen Thieren fanden sich nun noch eine Menge Kröten ein, die die Regenzeit wie durch Zauberei in der Hütte versammelt hatte. Hielten sie sich auch während des Tages in den dunkeln Winkeln der Hütte, deren es wegen der Kisten und Kasten eine ziemliche Anzahl gab, und unter denen sie sich förmliche Vertiefungen wühlten, so begannen sie doch mit Einbruch der Nacht ihre Streifereien nach Beute. Trat man dann unversehens eine derselben, so stieß die Gequetschte jedesmal einen Schmerzenston aus, der uns anfänglich gewaltige Luftsprünge machen ließ. Auffallend war es, daß diese unangenehmen Gäste besonders gern ihr Lager zwischen den Flaschen, Wasserkrügen und anderen Wassergefäßen aufschlugen, obschon sie die Feuchtigkeit der Savanne flohen. Rückten wir einmal eine Kiste, die vielleicht nicht ganz fest auf dem Boden gestanden, fort, so wurden gewöhnlich ganze Nester von Kröten, Gekonen, Eidechsen, Scorpionen, Schlangen und Scolopendern aus ihrer behaglichen Tagesruhe, der sie sich friedlich vereint hingegeben, aufgescheucht. Ein solcher Knäuel nackter, wimmelnder, ekelhafter Thiere übergoß uns anfänglich mit einem wahrhaften Schauder, bis uns auch hierbei die Gewohnheit diese Schwäche verlernen und uns einen tüchtigen Prügel als das beste Mittel gegen ungebetenen Besuch erscheinen ließ. In den von den Indianern bewohnten Hütten bietet nur das Dach den besuchten Schlupfwinkel, weßhalb die Eindringlinge auch viel leichter entdeckt und getödtet werden können. Wir dagegen konnten im wahren Sinne des Wortes sagen, daß wir unsere Wohnung mit Kröten, Reptilien und anderem Ungeziefer theilten. Schuhe, Beinkleider, kurz jedes Kleidungsstück mußte am Morgen erst einer genauen Durchsicht unterworfen werden, um beim Anziehen derselben nicht mit einem solchen Genossen in Collision

zu kommen. Unter den Säugethieren waren es besonders die Mäuse und außerdem unzählige Ameisenarten, die mir wegen ihrer Zerstörungswuth manche unruhige Stunde, und, um meine Sammlungen vor ihren sträflichen Talenten zu schützen, viel Kopfzerbrechens machten. Unter den Ameisen zeichnete sich namentlich eine ganz kleine Species aus, die wir während der trockenen Jahreszeit niemals in der Hütte bemerkt hatten, die aber jetzt in förmlichen Schaaren angezogen kam, und es namentlich auf meine Insecten abgesehen zu haben schien. Zu dieser gesellte sich noch eine zweite, noch kleinere Art, die besonders des Nachts eine unglückliche Thätigkeit entwickelte. Jeder Morgen lehrte uns von neuem, daß alle am vorigen Tage getroffenen Vorsichtsmaßregeln noch nicht hinlänglich gewesen waren, um ihr frevelndes Streben zu paralysiren. Mochten wir unsere Kästchen mit Insecten auch an noch so stark mit Arsenikseife eingeschmierten Fäden aufhängen, mochten wir jeden frischen Vogelbalg, einzeln an einem solchen Faden befestigt, in die Luft herabhängen lassen, — Alles war und blieb nur ein vergebliches Bemühen; ihr verderbliches Treiben zeigte am Morgen, daß sie doch den Weg zu ihnen gefunden! Nichts war vor ihnen gesichert, nur das Cassadabrod und die trockenen Bälge blieben unversehrt.

Eine andere, rothe Ameise, größer als die beiden angeführten, war unseren Sammlungen weniger nachtheilig, als uns persönlich lästig. Ehe jene noch erschienen, hatten sie sich schon an unserem Feuerplatze in der Erde angesiedelt, und wehe dem, der am Abend ihrem Neste zu nahe kommt, die schmerzhaftesten Bisse erinnerten ihn mit mehr als gewünschter Deutlichkeit an ihr: Noli me tangere. So unangenehm das Insect auch für uns war, so hatte es doch wenigstens Eine gute Eigenschaft, nämlich daß es eine vorzügliche Reinlichkeitspolizei übte. Kein todtes Insectchen oder Stückchen Fleisch, selbst das Kleinste nicht entgeht ihnen. Kaum lag etwas Derartiges auf dem Boden, als auch eine Procession der mit den feinsten Geruchsnerven begabten Insecten aus dem Neste erschien und das Cadaver dahin schleppte.

Nur einer dieser Mitbewohner, der sich zwar durch seinen großen Stachel fortwährend in besonderem Respect zu erhalten wußte, ihn glücklicherweise aber nur dann in Thätigkeit setzte, wenn er beunruhigt wurde, machte mir während der trüben Tage, in welchen wir einzig auf den engen Raum der Hütte angewiesen waren, ungemein viel Vergnügen. Es war eine große Wespe. Gleich beim Beginn der Regenzeit erschien dieses geschäftige Insect in unserer Hütte, ließ sich auf dem Boden nieder und suchte emsig nach einer für sein Nest passenden Stelle. Hatte es eine solche gefunden, so begann es unter Beihülfe der Freßzangen und Füße eine runde Höhle zu graben, die nach dem Häufchen Erde, das es hinter sich herausschob, ziemlich tief sein mußte, was sich bei näherer Untersuchung auch thatsächlich ergab. Kaum war die Minirarbeit beendet, so flog das geschäftige Thier zur Hütte hinaus und kehrte nach kurzer Zeit mit einer wenigstens fünfmal größeren Beute, die es mit den Freßzangen und den Füßen zugleich festhielt, einer Locusta, aus der Gattung Conocephalus, zu seiner Wohnung zurück, legte dieselbe hier nieder, verschwand in der Höhlung und erschien bald wieder, um die Beute unter Bekämpfung einer Menge Schwierigkeiten und Hindernisse in den Gang hineinzuziehen. Kaum war dies Geschäft beendet, so flog das nimmerrastende Thier auch schon wieder zur Thür hinaus, um neubeladen nach wenigen Minuten dieselbe mühevolle Arbeit zu beginnen. Am auffallendsten war mir, daß, obschon sich wenigstens acht dieser thätigen Thiere ihre Nester in unserer Hütte ausgehöhlt hatten, und jedes täglich wohl achtmal mit Beute beladen zurückkehrte, sie doch außer der erwähnten Species, die ich nur äußerst selten in der Savanne bemerkt hatte, kein anderes Insect herbeischleppten.

Nahm ich der sorgsamen Mutter die Beute, während sie in das Loch gekrochen war, hinweg, so unterwarf sie nach Rückkehr die Hütte der emsigsten Untersuchung und flog erst dann zu neuem Raubmord aus. War die Höhle mit Leichnamen gefüllt, so legte sie ihre Eier, die auskriechende Made fand Nahrung, die fürsorgende Mutter war verschwunden und ließ sich nie mehr sehen. — In dieser Gesellschaft sollten wir nun vier Monate verleben.

[289]

7. Die Caraiben.

(Rich. Schomburgk.)

Die Caraiben, einst, als noch eine dichte Indianerbevölkerung den neuen Continent bedeckte, der mächtigste, kriegerischste und zugleich industriöseste Stamm, bewohnen jetzt in spärlichen Niederlassungen hauptsächlich das untere Gebiet des Mazaruni, Cuyuni und Pomeroan. Zerstreut und vereinzelt findet man auch am Corentyn, Rupununi und Guidaru dann und wann eines ihrer Dörfer. In Britisch-Guyana mag sich ihre Gesammtzahl auf sechshundert Seelen belaufen. Durch ihre kräftigen, muskulösen Körperformen unterscheiden sie sich schon wesentlich von den übrigen Stämmen. Ihre Sprache hat ebenfalls etwas ungemein Kräftiges und Männliches, wie sie die Worte zugleich mit einer gewissen Schärfe und Lebhaftigkeit, ja mit einem förmlich gebieterischen Tone aussprechen. Was ihre Sprache andeutet, ist nur der Ausdruck ihrer inneren Ueberzeugung, nach welcher sie sich nicht nur für Herren und Gebieter der übrigen Stämme halten, sondern von diesen auch als solche gefürchtet werden. Tritt der Caraibe in die Hütte eines anderen Indianers, so wartet er nicht erst, bis ihm der Bewohner Speise und Trank anbietet, sondern hochfahrend und stolz sieht er sich darin um und nimmt das als unbestrittenes Eigenthum in Besitz, was ihm gefällt. Nur die äußerste Noth kann seinen Hochmuth und Stolz so weit bringen, daß er bei dem Europäer für Lohn arbeitet. Jagd, Fischfang und die Verfertigung der dazu erforderlichen Waffen und Geräthschaften sind die Hauptbeschäftigung der Männer, alles Uebrige fällt den Frauen und Töchtern anheim. Polygamie ist bei ihnen durchgängig heimisch. Wie der Caraibe hochfahrend, tyrannisch gegen die anderen Indianer ist, so ist er es auch gegen seine Frauen, und es möchte schwer fallen, auch nur Eine Frau aufzufinden, die nicht in einer Menge Narben und Wunden die lautverkündenden Zeugen der tyrannischen Behandlung ihres Ehegemahls an sich trüge, die fast bei jedem Trinkfest zur Bestialität ausartet. In dem Zustande der Trunkenheit sinkt der Caraibe zum Thier herab, und die Frauen sind dann gewöhnlich die ausersehenen Schlachtopfer, wozu die Ursache schnell gefunden ist.

Herrscht auch bei allen Stämmen von Britisch-Guyana die sonderbare Sitte, daß die Frauen abgesondert von den Männern essen, eine Gewohnheit, die Cook und Forster auch bei den Neu-Seeländern heimisch fanden, so steigert sich diese Sitte bei den Caraiben noch dahin, daß die Frauen nicht einmal in Gegenwart der Männer essen dürfen. Verzehren diese ihr Mahl in der Hütte, so müssen jene ihren Tisch außerhalb aufschlagen. Ich will nur einen Fall erwähnen, bei dem ich Zeuge der entmenschten Brutalität war, mit welcher der Caraibe seine Frau behandelt. Der Häuptling von Arraia hatte mir die Hütte seines Sohnes zur Wohnung angewiesen, in welcher außer einer zweiten Familie dieser mit seiner jungen hübschen Frau, die er erst vor Kurzem geheirathet, lebte. Das arme Weib litt an den heftigsten Zahnschmerzen, die sich am Abend des zweiten Tages nach unserer Ankunft so steigerten, daß sie hin und wider ein leises Wimmern nicht unterdrücken konnte. Der Herr Gemahl, der den ganzen Tag die Hängematte nicht verlassen, und nichts Anderes gethan als geschlafen, gegessen und auf der Flöte geblasen hatte, während die Frau unverdrossen ihre schweren Pflichten erfüllte, hatte schon während des ganzen Tages der Armen die finstersten Blicke zugeworfen. Ehe sie sich in ihre Hängematte legte, zündete sie noch das gewohnte Feuer unter der Hängematte des Mannes an, und suchte dann erst vergebens die ersehnte Ruhe, — die Schmerzen machten diese unmöglich, was ein leises Wimmern zu erkennen gab. Plötzlich sprang der dadurch wüthend gewordene Mann von seinem Lager auf, ergriff ein Messer und hieb damit den Strick, an dem die Hängematte befestigt war, durch. Das arme Weib fiel auf den Boden und fiel sich den Arm aus. Ohne sich um sie zu bekümmern, warf sich der Wütherich wieder in sein Lager. Schweigend raffte sich die mißhandelte Frau auf und schlich aus der Hütte. Beim Anbruch des Morgens brachte

die so unmenschlich Behandelte dem Gebieter mit geschwollenem und mit Bast umwickelten Arme, ja mit lächelnden Mienen das Frühstück vor die Hängematte. Ohne die Frau auch nur eines Blickes zu würdigen, setzte er sich zu diesem nieder. Ich war so erzürnt, daß ich dem alten Häuptling die bittersten Vorwürfe über das rohe Betragen seines Sohnes machte, worüber mich dieser ganz erstaunt und verwundert ansah.

Die Hauptbeschäftigung der Frauen, außer den Wirthschaftsangelegenheiten, besteht im Spinnen der Baumwolle mit einer einfachen Spindel und der Verfertigung von Hängematten, in der sie eine bewunderungswürdige Fertigkeit besitzen. Wegen seiner Dauerhaftigkeit ist dieser Industrieartikel allgemein gesucht, obschon er nur mit den Fingern, ohne Beihülfe irgend welchen Instrumentes, geschaffen wird. Freilich arbeitet die Frau meist ein Jahr an einer solchen Hängematte.

Die Waffen der Männer bestehen, wie bei den übrigen Indianern, in Bogen, Pfeilen und Kriegskeulen, von denen sich nur die letzteren von denen der anderen dadurch unterscheiden, daß eine Art Arabesken auf ihnen eingeschnitten sind. Diese Figuren, welche sich auch auf ihren Flöten, Sesseln, Topfgeschirren u. dergl. wiederholen, unterscheiden sich darin wesentlich von den Malereien der übrigen Stämme, daß sie nie in geraden und gebrochenen, sondern immer in gebogenen Linien ausgeführt sind, was mir auch die nicht nur von ihnen, sondern auch unter den übrigen Stämmen allgemein heimische Tradition bestätigte, daß ihre Voreltern von den Inseln eingewandert wären. Das Blaserohr findet man bei ihnen nicht, eben so wenig kennen sie das Urarigift und dessen Bereitung.

Obschon die Caraiben in der Colonie allgemein des Canibalismus beschuldigt wurden, besonders aber von den Negern, die jetzt noch mit Schaudern erzählen, daß ihnen ihre Väter mitgetheilt, wie jene bei der Dämpfung des Negeraufstandes im Jahre 1763 das Fleisch der Erschlagenen gegessen, so wies doch nicht nur mein alter Häuptling, sondern alle übrigen, die ich darüber frug, diese Beschuldigung mit Bestimmtheit zurück. Der Erstere theilte mir Folgendes darüber mit. Ihre Väter hätten gewöhnlich nach einem erfochtenen Siege einen Arm oder ein Bein der erschlagenen Feinde als Siegeszeichen mit nach der Niederlassung zurückgebracht, die dann gekocht worden wären, um das Fleisch dadurch leichter von den Knochen entfernen zu können, aus denen sie Flöten verfertigt, welche bei dem nächsten Kriegszuge als Instrumente benutzt wurden. Solche Flöten aus Menschenknochen findet man jetzt noch häufig in den Caraiben-Niederlassungen. Bei den großen Festen, die unmittelbar nach der Rückkehr zu Ehren des erfochtenen Sieges gefeiert wurden, spielten diese Trophäen eine Hauptrolle, und jedem stand es frei, von dem gekochten Fleisch zu kosten. Um aber ihren Muth und ihre Todesverachtung zu steigern, eine Eigenschaft, die diesem Mittel zugeschrieben wurde, schnitten sie den Erschlagenen auch das Herz aus, trockneten dieses am Feuer, pulverisirten es und mischten das Pulver in das Getränk.

Nur Muth und Tapferkeit konnten Anspruch auf Achtung machen; je tollkühner jener, je hervorstechender diese, um so mehr glänzte der Name des Helden in den Kriegsgesängen. Sollte ein neuer Häuptling gewählt werden, so mußte sich der Thronbewerber vorher den grausamsten und härtesten Prüfungen unterwerfen, um in diesen seinen Muth, seine Ausdauer und seine Standhaftigkeit zu beweisen. Solche Prüfungen waren ein langes, äußerst strenges Fasten, welches damit schloß, daß der Ausgehungerte einen großen Calabasch eines starken Absuds Capsicum austrinken mußte, ohne dabei eine Miene verziehen zu dürfen. War diese Probe glücklich überstanden, so wurde er in eine mit großen Ameisen überfüllte Hängematte gelegt, diese fest über ihm zusammengebunden, damit die Peiniger nicht entliefen, und ohne Seufzer, ohne sich bewegen zu dürfen, mußte er stundenlang die Angriffe der geängstigten und wüthenden Insecten ertragen. Bestand er alle diese Prüfungen mit frischem Muthe, dann wurde er unter Freudengeschrei als Herrscher anerkannt; sein Wille war fortan der der ganzen Gemeinschaft.

Hohn und Verachtung traf den, der sich solchen Ordalien unterwarf, ohne ihnen gewachsen zu sein. Die Macht der schon von frühester Kindheit auf Ertragung von Schmerzen und den Durst nach Ruhm bezweckenden Erziehung ist so groß, daß sie dem schrecklichsten Martertode trotzen, sobald es die Erziehung des Ehrgeizes gilt.

Wollten die Bewohner einer Niederlassung ihren ausgezogenen Kriegern den Sieg verschaffen und sich zugleich über den Ausgang des

vielleicht schon stattgefundenen Kampfes vergewissern, so nahmen sie zwei Knaben, stellten diese auf einen Sessel und peitschten dieselben schonungslos über den ganzen Körper, namentlich über die Schultern. Ertrugen die Knaben die Schmerzen, ohne eine Thräne fallen oder einen Seufzer hören zu lassen, so war der Sieg gewiß. Einer der Knaben wurde dann in eine Hängematte gelegt, von welcher aus er nach einem, auf einem der Dächer befestigten Ziele schießen mußte. So viel Pfeile das Ziel trafen, so viel Feinde wurden von den Kriegern erschlagen.

Keiner der übrigen Stämme dieses Theiles von Südamerika hat von der Entdeckung des wichtigen Continents an eine solche Berühmtheit in Europa erhalten, wie die Caraiben, wozu außer der Beschuldigung des Canibalismus auch die Kunde von dem Reichthum an edlen Metallen, die sie zu bearbeiten verständen, viel beigetragen hat. Mit Sir Walther Raleigh beginnt die Reihe der wunderbaren, phantastisch ausgeschmückten Berichte über diesen Stamm und das Gebiet, welches sie bewohnen, über den Metallreichthum, den letzteres in sich bergen sollte und den er durch die Probe gediegenen Goldes beweisen wollte, die er von ihnen erhielt, und die ihm dienen mußte, um die Königin Elisabeth seinen weitreichenden Plänen geneigt zu machen. Raleigh hatte viel mit den Caraiben verkehrt und Bankroft theilt in seiner „Naturgeschichte Guyanas" S. 160 Folgendes mit: „Sie tragen sich mit einer alten Sage von einem englischen Heerführer, der dreimal bei ihnen landete, und sie aufmunterte, in der Feindschaft gegen die Spanier zu verharren, indem er ihnen versprach, wiederzukommen, sich unter ihnen niederzulassen und ihnen Beistand zu leisten. Man sagt sogar, daß sie noch eine englische Flagge aufbewahren, die er ihnen zurückließ, damit sie seine Landsleute daran erkennen möchten". Es war ohne Zweifel Sir Walther Raleigh, welcher im Jahre 1595 an der Küste Guyanas an das Land stieg, um die fabelhafte goldene Stadt Monao-Eldorado zu suchen, und das Fort Joseph am Flusse Orinoco eroberte. Mit den Angaben Raleighs über den Goldreichthum stimmen auch die Nachrichten der ältesten Reisenden, besonders einiger Missionäre überein, die von der Gesellschaft Jesu nach dem Gebiete des Orinoco geschickt wurden. Gumilla, Cayley, Lawrence Keymis, d'Acuna, Herrera, Alle erwähnen die große Menge Gold- und Silberstaub, die Amulete von Gold, die man unter den Caraiben fände, die sie selbst zu bearbeiten verständen. Gumilla sagte, daß ein Jahrhundert zurück die Caraiben in den Umgebungen des Orinoco halbmondförmige Platten von Gold als Schmuck getragen, die sie selbst verfertigten, eine Behauptung, die durch Alexander v. Humboldt bekräftigt wird, der zugleich anführt, daß noch 1760 die unabhängigen Caraiben nach dem Cerro de Pacaraymo gegangen wären, um dort in ihren Trinkschalen Goldstaub einzusammeln und ihn an die Holländer am Essequibo zu verkaufen, wie die Caraiben des Essequibo, Caroni und Cuyuni auch mit der Weise, das Gold aus der Erde zu waschen, bekannt seien.

Wir haben auf unserer Reise weder eine Spur von bearbeiteten edlen Metallen, noch von solchen in rohem Zustande gefunden. Das totale Verschwinden der Metallstücke dürfte in dem später eingetretenen Verkehr mit den Europäern leicht seine Erklärung finden; auffallend bleibt es aber dann immer noch, daß sich bis jetzt die Fundgrube hat verbergen lassen können. Besitzt Guyana metallführendes Gestein, es könnte sich dieses nur im Pacaraymogebirge oder in den Umgebungen des Roraima, namentlich gegen den Cuyuni hin, befinden.

[289]

---

8. Die Stadt Quito.

(Fr. Gerstäcker.)

Die Gegend um Quito ist allerdings großartig schön, und die Aussicht von einigen der benachbarten Gebirge soll wundervoll sein. Ich war aber zu matt, diese zu ersteigen und mußte mich begnügen, die schneegekrönten Joche des Pichincha wie mehrerer anderen von unten zu betrachten. Mit diesen hat auch Quito eigentlich weiter Nichts zu thun, als daß es daher seinen Schnee zu Gefrorenem und sein nichtswürdiges kaltes Klima bekommt, das von enthusiasmirten Reisenden der „ewige Frühling" genannt wird. Wenn es der „ewige deutsche Frühling" hieß, wollte ich es gelten lassen, denn die vierzehn Tage, die ich mich in Quito aufhielt, hatten wir ein richtiges Maiwetter, wie wir es die letzten Jahre daheim gehabt haben, naß und kalt, und manchmal, auf ein paar Stunden, wenn die Sonne ordentlich herauskam, eine Gluthhitze. Alles geht auch dort in Tuchkleidern, mit dicken Ueberziehern oder dickwattirten Ponchos, und ich habe lange nicht so gefroren, wie in diesem Frühling.

So viel über das Klima; was nun die Stadt betrifft, so ist sie regelmäßig in gerad-abgetheilten Quadern oder squares gebaut, und sie besteht eigentlich nur aus Kirchen und Klöstern, deren Zwischenräume mit niedrigen, einstöckigen Häusern ausgefüllt sind. Furchtbar hat Quito aber durch das letzte Erdbeben gelitten, das die ganze Gegend in ihren Grundfesten erschütterte und Kirchen und Häuser durch einander warf. Das Erdbeben, das stärkste, dessen man sich seit langen, langen Jahren zu erinnern weiß, dauerte fast eine Stunde, während der gefährlichste Theil desselben, eine scharf wellenförmige Bewegung der Erde, zuletzt kam und den meisten Schaden that. Noch jetzt stehen verschiedene Kirchen und Häuser dachlos, und in vielen Straßen liegt noch bis zu diesem Augenblick der Schutt der eingestürzten Gebäude zwölf und fünfzehn Schuh hoch — ein Zeichen zugleich der thätigen Kraft der Vulcane wie der unthätigen Polizei.

Eigenthümlich ist, daß so wenige Menschenleben bei dieser Calamität verloren gingen; denn was für übertriebene Berichte auch darüber in Umlauf waren, nach denen viele Hundert Personen dabei umgekommen sein sollten, so sind doch nur neun wirkliche Todesfälle bekannt geworden.

Quito ist übrigens, trotz dieser Unzahl von Kirchen, trotzdem, daß man in den Straßen fast Niemand begegnet als Indianern und verschieden gekleideten Mönchen, der Sitz der Intelligenz für Ecuador, mit einer Universität und vortrefflichen Schulen und einer Unzahl von Malern und Bildhauern. In der That versorgt Quito ganz Süd- und Mittelamerika mit Heiligen- und anderen Bildern, fast alle in Oel gemalt. Natürlich ist darunter eine Unmasse von Schundschablonenbildern, die im Dutzend verkauft werden; es sind aber auch recht gute Gemälde dabei, und alle fast zu einem unglaublich billigen Preis, so daß man wirklich kaum begreift, wie Leinwand und Farbe dabei bezahlt werden konnte. Ich habe Heiligenbilder von anderthalb Fuß Höhe und einem Fuß Breite in Oel gemalt gesehen, das Stück zu drei Real Ecuador-Geld, also etwa zwölf Silbergroschen.

Alle die wirklichen Originalgemälde waren höchst mittelmäßig, und fast alle an Händen, Armen und Füßen verzeichnet, während sich ganz vortreffliche Copien, besonders französischer Künstler, darunter befanden. Im Copiren haben die Leute wirklich Talent und thun es für einen Preis, der fabelhaft erscheint.

Quito hat übrigens, als Stadt einer südamerikanischen Republik, eine sehr bedeutende Industrie. Besonders werden hier Massen von groben Tuchen und Baumwollenzeugen verfertigt. Ebenso, und zwar in vortrefflicher Qualität, India rubber cloth oder wasserdichte Zeuge, die auch einen ziemlich billigen Preis haben. Die meisten Fabrikate werden aber doch von Guajaquil eingeführt, und da Alles auf Packsätteln hinaufgeschafft werden muß, so kann man sich denken, wie mühsam und zugleich auch kostspielig und zeitraubend der Transport ist.

Die Stadt selber, die etwa 15,000 Einwohner hat, ist nicht unfreundlich, wenn ihr auch jetzt noch der überall liegende Schutt und

die vielen geborstenen Häuser ein etwas wildes Aussehen geben. Keine Stadt der Welt könnte dabei reinlicher gehalten werden wie Quito, denn an einem etwas schrägen Hang gebaut, ist das vom Pichincha kommende Wasser dort hingelenkt und kann durch alle Straßen geleitet werden, durch die es sich, wenn losgelassen, wie ein Wasserfall stürzt. Und doch giebt es, glaube ich, keine unsauberere Stadt auf dem ganzen Erdboden, denn von diesem Schmutz der Bewohner kann sich Niemand einen Begriff machen, der das nicht wirklich mit angesehen hat. Die haute volée von Quito lebt natürlich abgeschlossen für sich selbst und hält sich in dem Inneren ihrer Häuser, deren Fenster alle nach dem Hofraum laufen. Diese hat sich auch mehr in europäischem Geschmack eingerichtet, mit europäischer Bequemlichkeit umgeben, und kann nicht füglich zu dem Volk gerechnet werden. Das eigentliche Volk aber lebt wirklich schlimmer als das Vieh — jedenfalls eben so schlimm, und das weßhalb? ist nicht einmal zu beschreiben. Die Wohnungen der Arbeiter und Handwerker gleichen Höhlen, in die man sich fürchtet den Fuß zu setzen, und Alles, wohin man sieht, wimmelt von Ungeziefer, das ich selbst in dem frischgewaschenen Leinen zugeschickt bekam. Man kann sich mit der größten Reinlichkeit nicht davor retten, wenn man eben kein eigenes, vollkommen abgeschlossenes Haus hat. — Wie wohl ich mich dort fühlte, kann man sich etwa denken.

Kommt man freilich in diese besseren Häuser, so vergißt man die übrige schauerliche Stadt, denn fast jedes derselben hat einen kleinen freundlichen Garten, in dem Massen unserer heimischen deutschen Blumen blühen. Sie gleichen kleinen Inseln in einem Meer von Schmutz und Gestank, das man aber auch regelmäßig durchschiffen muß, ehe man zu ihnen gelangen kann.

Der Hauptmarkt der Stadt ist die eigentliche Plaza, ein großer, geräumiger Platz, der auf der einen Seite durch die Kathedrale, auf der Seitenfront durch das Regierungsgebäude und auf den anderen beiden durch zwei sogenannte Paläste eingefaßt ist. In der Mitte steht ein dürftiger Springbrunnen. Die Kathedrale ist ein sehr großes, aber höchst geschmackloses Gebäude, das besonders nach der Plaza zu eine Menge kleiner Löcher statt der Fenster zeigt, genau wie man sie bei uns in Ställen hat. Unter den übrigen Gebäuden laufen Portale hin, und die beiden Paläste, von denen einer dem Bischof gehört, sind in kleine Verkaufslocale abgetheilt, deren Besitzer auch vor den Thüren derselben offene Stände halten. Ein wirklich anständiges Gewölbe findet sich nicht in ganz Quito; es sind weiter Nichts als eben nur kleine Buden.

Die Plaza selber bietet übrigens an allen Wochentagen ein sehr belebtes Bild, denn hier versammeln sich die meisten Arrieros mit ihren Lastthieren; viele Indianer halten dort ebenfalls Landesproducte feil, in den Ecken sitzen Händler mit allen möglichen Früchten, und in einer der Seitenstraßen, dicht an der Plaza, ist eine Reihe von National-Eßständen, in denen die Landesgerichte in freier Luft gebacken und gebraten werden.

Es giebt nichts Mannigfaltigeres auf der Welt, als die Lastthiere von Ecuador, denn von der armen Indianerin an, die unter ihren schweren Packen, mit dem Kind als Zugabe, daherkeucht, wird Alles, wie es scheint, dazu benutzt, was nur einen Rücken zum Tragen hat: Pferde, Maulthiere, Esel, Llamas und Ochsen, welche letztere eben so gut Packen schleppen müssen, wie Esel und Pferde. Esel sieht man aber am meisten und ich bin Trupps von fünfzig und sechszig Stück begegnet, die mit allen nur erdenklichen Landesproducten beladen waren und äußerst langsam gen Quito, oder leer und äußerst vergnügt zurück, ihrer Heimat zuzogen. Llamas sieht man verhältnißmäßig sehr wenig, und die schönen, wunderlichen Thiere drehen den langen Hals verwundert nach allen Seiten, wenn sie mitten zwischen die fremden Menschen auf die Plaza kommen.

Am reichsten sind die Früchte in Quito vertreten, und da von dieser Hochebene ab verschiedene Hänge tief zu Thal bis in die warme Zone hineinlaufen, so findet man hier nicht allein die saftigsten Erd- und Brombeeren, sondern auch Orangen, Bananen, Ananas, Cherimajas und eine Menge andere delicate Sachen.

Die Winterkuppe des Pichincha liefert dazu Schnee, mit dessen Hülfe delicates Gefrorenes bereitet wird; Mehl und Zucker ist im Ueberfluß vorhanden, wie die Quitaner denn auch besonders süßes Backwerk und Näschereien lieben, und was Essen und Trinken anbetrifft, so glaube ich, daß keine Nation besser lebt, als die gebildeten Classen in Quito, die eben wohlhabend genug sind, sich solche Genüsse zu verschaffen.

Die Kleidung der gebildeten Classe in Quito ist fast ganz europäisch. Man sieht nur wenig Ponchos, außer bei Reitern; fast nur Ueberröcke und Burnus, viele davon, unter dem Aequator, dick wattirt, und der schwarze Seidenhut, dies Ungeheuer von Kopfbedeckung, hat sich auch hier in den Cordilleren eingenistet. Die Damen entbehren dabei eben so wenig die Crinolinen, die ich hier in sehr bedeutendem Umfange gesehen habe. Womit die Leute aber, besonders die Frauen, in Quito ihre Zeit hinbrächten, wenn sie keine Kirchen hätten, das weiß Gott, denn Alles, was man unter dem Namen „Vergnügen" versteht, fehlt hier vollkommen. Theater und Concerte kennt man kaum dem Namen nach; öffentliche Gärten und Promenaden existiren eben so wenig — einander fortwährend besuchen, geht doch auch gar nicht gut an oder wird zuletzt langweilig; da geht man denn lieber in die Kirche, und es ist in Quito eines der größten Kunststücke, irgend Jemand, besonders eine Dame, zu Hause anzutreffen. Sie sind fast immer in der Messe und scheinen wirklich nur Kost und Schlafstätte daheim zu haben. Einige der Kirchen sind im Inneren sehr schön und besonders reich mit Schnitzwerk und Gemälden ausgeschmückt, und in allen ist Musik — aber was für Musik! — Quito mag seiner Malerei und Bildhauerkunst wegen in Ecuador und Südamerika überhaupt berühmt sein, mit seiner Musik aber kann es keinen Staat machen, und ich bin mehrmals am Eingang der Kathedrale vor Verwunderung stehen geblieben, wenn ich die fröhliche Tanzmusik hörte, die mir aus dem Inneren derselben entgegenschallte. Ein paar Stücke, die ich hörte, mußten aus einer Verdi'schen Oper sein, wo die Primadonna eben wahnsinnig geworden, oder der erste Tenor mit Dolch oder Degen zu seiner letzten Arie angezapft ist, denn sie sangen gar so heiter und vergnügt. Die Trommel ist dazu ebenfalls eine unerläßliche Begleiterin, und ich begreife wahrlich nicht, wie Leute zu solcher Begleitung wirklich beten können — sie müssen schon zu anderen Zwecken in die Kirche gehen.

Von Priestern wimmelt es in Quito, von reichgekleideten und behäbig aussehenden, bis zu den schmutzigsten, schäbigsten Mönchen nieder, die in einst weißen, von Schmutz starrenden Kutten die Straßen und Häuser füllten.

Auf dem Markte hatte ich auch Gelegenheit, einen Trupp Napo-Indianer zu sehen, die von den Quellen des Amazonenstromes herübergekommen waren, einige ihrer Producte zu verkaufen. Sie hatten zu Faden gedrehten Hanf in kleinen Gebinden und eine Art Bast zu verkaufen, der hier beim Häuserbau gebraucht wird, die Balken der Fußböden und Wände aneinander zu halten, daß sie sich bei den häufigen Erdbeben nicht losschütteln. Es war das ein ganz anderer, aber prächtiger Menschenschlag, als die Indianer der westlichen Grenze der Cordilleren. Von Farbe ein wenig dunkler, aber nicht viel, sehen die Männer in ihren reinlichen blauen Unterkleidern und Ponchos schlank, kräftig und gewandt aus, und die Frauen hatten eine selbst zarte, ausdrucksvolle Physiognomie und lebendige, wunderschöne Augen. Ihre große Reinlichkeit fiel mir besonders auf und stach gar wohlthuend gegen das entsetzliche Wesen ihrer westlichen Genossen ab. Als Auszeichnung trugen sie das Gesicht ein klein wenig gemalt — leichte kurze Striche mit rother Farbe an den Augen und Mundwinkeln, was sie, wenn es sie auch nicht verschönte, doch wenig entstellte. Die Frauen hatten dazu einen sehr geschmackvollen und zu ihrer Haut trefflich passenden Schmuck von kleinen weißen und hellblauen Stickperlen, in langen Schnüren von sechs bis zehn Reihen.

Es waren drei oder vier Familien, die alle auf der inneren Veranda derselben Posada lagerten, in der ich selber wohnte. Mit innigem Vergnügen überzählten sie wieder und wieder die Vierteldollarsstücke, die sie für ihre Waaren erhalten hatten, vergeudeten das Geld aber nachher nicht in nichtswürdiger agua ardiente, sondern lebten mäßig und schienen sich vortrefflich zu amüsiren. Sie scherzten und lachten mit einander, und kein böses oder auch nur ärgerliches Wort fiel die langen Tage vor.

[225]

9. Der Chinarindenbaum.

(Clements R. Markham.)

Die Einführung der Chinchona-Bäume in Indien und der Anbau der Fieberrinde in den britisch-asiatischen Besitzungen, wo dieses unschätzbare Heilmittel ein Lebensbedürfniß geworden ist, hatte schon seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit der indischen Regierung beschäftigt, als der Verfasser 1859 von dem Staatssecretär für Indien den Auftrag erhielt, sich der Leitung eines Unternehmens zu unterziehen, das die Sammlung von Chinchona-Pflanzen und ihrer vorzüglichsten Samensorten in Südamerika und die Einführung derselben in Indien zum Zwecke hatte. Dieser Auftrag führte den Verfasser aufs neue nach Südamerika, in die Gebirgswälder der Anden, welchen die ganze Welt und besonders alle tropischen Länder, wo Wechselfieber herrschen, jenes unschätzbare Fiebermittel schon seit langer Zeit zu verdanken haben, und namentlich in die Wälder der peruanischen Provinz Caravaya, die noch von keinem englischen Reisenden beschrieben worden ist. Es giebt vielleicht keine Arznei, die für die Menschheit von größerem Werthe ist, als das fiebervertreibende Alkaloid, das aus den Chinchonabäumen Südamerikas gewonnen wird; der Verbrauch der Chinarinde ist in allen civilisirten Ländern mehr und mehr gewachsen, während sich dagegen die Production oder Zufuhr vermindert hat; das durch die indische Regierung eingeleitete Unternehmen sollte daher, durch Naturalisation dieser Bäume in Indien und anderen ihrem Gedeihen entsprechenden Ländern, der Menschheit eine zuverlässigere, billigere und reichlichere Production eines ihr unentbehrlich gewordenen Heilmittels sichern und ist, dank den Bemühungen der tüchtigen Männer, welche dem Verfasser zur Seite standen, mit einem die kühnsten Erwartungen übertreffenden Erfolge gekrönt worden. Ehe uns jedoch der Leser auf der Reise über die Cordilleren und in die ungeheueren unbetretenen Wälder begleitet, wo wir jene kostbaren Pflanzen aufzusuchen hatten, wird es nöthig sein, uns erst mit der Geschichte der Chinarinde, mit den verschiedenen Arten der Chinchona-Bäume und ihren heimischen Verhältnissen etwas näher vertraut zu machen.

Es wäre in der That auffällig, wenn, wie allgemein angenommen wird, die eingebornen Indianer Südamerikas die Heilkräfte der Chinarinde nicht gekannt hätten, und doch scheint diese Annahme durch den Umstand bestätigt zu werden, daß dieses Hauptmittel in den Reiseapotheken der eingebornen wandernden Aerzte, deren Gewerbe sich seit der Zeit der Incas von dem Vater auf den Sohn vererbt hat, zu fehlen pflegt. Dennoch ist es wahrscheinlich, daß die Indianer in der Nähe von Loxa, 230 engl. Meil. südlich von Quito, wo der Gebrauch dieses Mittels den Europäern zuerst bekannt wurde, die Heilkräfte der Chinarinde kannten, was auch schon aus dem indianischen Namen des Baumes, „Quina-quina“, d. i. Rinde der Rinden, hervorgeht, da eine derartige Verdoppelung des Namens einer Pflanze fast immer darauf hindeutet, daß man ihr medicinische Eigenschaften beilegt. Die Indianer betrachteten die Eroberer ihres Landes mit Widerwillen und Mißtrauen und es läßt sich denken, daß sie nicht allzu eifrig darauf bedacht waren, denselben ihre Kenntniß von derartigen Heilkräften mitzutheilen. Dadurch erklärt sich auch vielleicht der Zwischenraum, der zwischen der Entdeckung des Landes und dem ersten Gebrauch der Chinarinde durch Europäer liegt. Die Entdeckung Perus und die darauf folgenden Bürgerkriege lassen sich erst mit der Zeit des Vicekönigs Marquis von Canete im Jahre 1560 als beendigt bezeichnen, und J. de Jussieu berichtet, daß im Jahre 1600 ein Jesuit, der in Malacotas, wo man nach Jussieu's Meinung durch die Indianer die erste Kenntniß von der Heilkraft der Chinarinde erlangte, von einem Fieber befallen ward, durch den Gebrauch von Chinarinde seine Genesung bewirkte. Auch fand La Condamine in der Bibliothek eines Klosters in Loxa ein Manuscript, in welchem dargethan war, daß die Europäer dieser Provinz um dieselbe Zeit Chinarinde anwendeten. Es läge demnach zwischen dem Zeitpunkte der eigentlichen Unterwerfung Perus und der Entdeckung dieses überaus wichtigen Productes immer nur ein Zwischenraum von 40 Jahren. Außerdem läßt sich der Umstand, daß den Spaniern die

Kenntniß von der Heilkraft der Chinarinde so lange vorenthalten blieb, auch dadurch erklären, daß zwar die Indianer die fiebervertreibende Eigenschaft der Rinde kannten, derselben aber keine große Wichtigkeit beilegten. „Nul n'est saint dans son pays", sagte La Condamine in Bezug hierauf, und Pöppig, der 1830 schrieb, sagt, daß die vom Wechselfieber besonders heimgesuchten Bewohner der peruanischen Provinz Huanuco einen starken Widerwillen gegen den Gebrauch der Chinarinde zeigten. Auch Humboldt spricht von diesem Widerwillen der Eingebornen gegen den Gebrauch der Chinarinde und Richard Spruce machte dieselbe Bemerkung in Bezug auf Ecuador und Neu-Granada. Selbst in Guayaquil ist das Vorurtheil gegen Quinin oder Chinin so groß, daß ein Arzt, der es verordnet, genöthigt ist, es mit einem anderen Namen zu bezeichnen. Der Indianer meint, daß nur der kalte Norden den Gebrauch der Fieberrinde gestatte, er hielt sie für sehr erhitzend und daher für ein ungeeignetes Arzneimittel gegen Leiden, die nach seiner Meinung durch Entzündung des Blutes entstehen.

Um das Jahr 1630 soll ein Indianer von Malacotas den am Wechselfieber erkrankten spanischen Corregidor von Loxa, Don Juan Lopez de Canizarcos, von der Heilkraft und Anwendung der Chinarinde unterrichtet haben, worauf der Corregidor durch deren Gebrauch genas. Acht Jahre später lag die Gattin des Luis Geronimo de Cabrera Bobadilla y Mendoza, vierten Grafen von Chinchon, im Palaste von Lima am Fieber darnieder, und ihre berühmte Cur hat Linné lange nachher veranlaßt, das ganze Geschlecht der Chinin spendenden Bäume ihr zu Ehren „Chinchona" zu nennen. Viele Jahre lang war der Quinquina-Baum von Loxa, die Chinchona officinalis des Linné, die einzige Species, die den Botanikern bekannt war, und von 1640—1760 fand man im Handel keine andere Fieberrinde als diejenige, die in den Wäldern von Loxa gewonnen und von dem peruanischen Hafen Payta ausgeführt wurde. Nachdem man daher länger als ein Jahrhundert auf einem so kleinen Gebiete fortwährend in der sorglosesten und unbedachtsamsten Weise Bäume gefällt hatte, mußte natürlicher Weise ein Mangel eintreten, der eine völlige Ausrottung befürchten ließ. Schon 1735 berichtete Ulloa an die spanische Regierung: „Es gäbe dieser Bäume zwar viele, aber sie würden, wenn das Verfahren, sie zu fällen und zu schälen, ohne an die Stelle der gefällten neue zu pflanzen, fortgesetzt würde, doch endlich ausgehen", und schlug vor, den Corregidor von Loxa anzuweisen, daß er einen Aufseher anstellte, der die Wälder zu überwachen und darauf zu halten hätte, daß für jeden gefällten Baum ein neuer gepflanzt würde. Man hat diese weise Vorsicht niemals beachtet, und sechszig Jahre später berichtete Humboldt, daß in einem einzigen Jahre 25,000 Bäume vernichtet worden seien. Die botanische Expedition, welche die spanische Regierung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aussandte, um die Chinchona-Wälder in anderen Theilen ihrer ungeheuren südamerikanischen Besitzungen zu erforschen, führte zur Entdeckung und Benutzung neuer werthvoller Species, wodurch der vernichtende Druck, der auf den Wäldern von Loxa lastete, endlich erleichtert wurde.

Die Region der Chinchona-Bäume erstreckt sich vom 19° südlicher Breite, wo Weddell die C. australis fand, bis zum 10° nördlicher Breite, in einer Ausdehnung von 1740 engl. Meilen der fast halbkreisförmigen Curve der Anden folgend. Sie gedeihen in einer kühlen, gleichmäßigen Temperatur an den Abhängen und in den Thälern und Schluchten der Gebirge, in einer Höhe von 2500 bis zu 9000 Fuß über dem Meeresspiegel. Innerhalb dieser Grenzen sind die Farnbäume, Melastomaceen, baumartige Passionsblumen und verwandte Arten von Chinchonaceen ihre gewöhnlichen Gefährten. Unterhalb der Grenze sind die Wälder reich an Palmen und Bambus, während oberhalb der äußersten Grenzlinie nur noch einige niedrige Alpensträucher gedeihen. Innerhalb des weiten Gürtels selber aber wachsen verschiedene, theils mehr, theils weniger werthvolle Rinde gewährende Chinchona-Arten, jede innerhalb ihrer eignen engeren Höhenzone. Aber diese verschiedenen Arten sind nicht blos durch ihre Zonen hinsichtlich der Erhöhung über dem Meeresspiegel, sondern auch durch ihre Lage nach den Breitengraden von einander geschieden. So wächst z. B. in Bolivia und Caravaya die besonders werthvolle Chinchona Calisaya, aber man findet sie nie näher am Aequator als bis zum 12. südlichen Breitengrade. Zwischen diesem Parallelkreise und dem 10° südlicher Breite enthalten die Wälder großentheils nur werthlose Chinchona-Arten, während im nördlichen Peru die wichtige „graue Rinde" gefunden wird. In jeder dieser Breitenregionen sind

die verschiedenen Species wieder durch Höhengürtel geschieden.

Die Chinchonas wachsen, wenn sie sich eines guten Bodens und anderer günstiger Verhältnisse erfreuen, zu großen Waldbäumen empor. In höheren Lagen und wenn sie gedrängt und auf steinigem Boden stehen, treiben sie häufig sehr hohe zweiglose Stämme, während sie an den obersten Linien ihres Gürtels nur noch als Sträucher vorkommen. [258]

10. Südamerikanische Völkerschau in Lima.

(J. J. v. Tschudi.)

Lima ist die größte und interessanteste der von Spaniern an der Westküste Südamerikas gegründeten Städte. Was aber hier interessirt, das ist nicht, wie in einer europäischen Stadt, die in Stein und Holz verkörperte Vorzeit und Geschichte, sondern vornehmlich der Mensch und das Menschenleben in aller Mannigfaltigkeit der Abstufungen von Civilisation und Barbarei.

Lima ist ein Museum der Racen und Mischungen, einzig in seiner Art. Von der blendend weißen Creolin, Tochter europäischer Eltern, bis zum ebenholzschwarzen Congoneger sind alle Nuancen in regelmäßigen Farbenabstufungen, oder durch den rostbraunen Indianer modificirt, im beschränkten Raume bei einander. Bei den extremen Formen tritt auch der Charakter mit jener Schärfe hervor, die es möglich macht, ein treues Bild von jeder derselben zu entwerfen. Anders verhält es sich bei den Mischlingen; eine genaue Charakteristik von ihnen zu geben, ist fast unmöglich, denn sie sind auch geistig echte Mischlinge. Als Grundsatz kann für sie gelten, daß sie die Laster und Fehler ihrer Eltern, nicht ihre Tugenden in sich vereinigen. Sie stehen als Menschen weit hinter den reinen Racen zurück und sind auch im Staate die schlechtesten Bürger.

Die weißen Creolen, mit sehr wenigen Ausnahmen Abkömmlinge von Spaniern, machen etwas weniger als den dritten Theil der Bevölkerung aus. Sie sind schlank, ziemlich groß, mit scharfen Gesichtszügen, einer blaßweißen Hautfarbe und dunkelschwarzem Haare. Die Männer sind schwächlich, sehen abgelebt aus und ihre nicht unedle Physiognomie wird meistens durch Züge leidenschaftlicher Sinnlichkeit entstellt. Wie in ihrer Körperbildung, so stehen sie auch in geistiger Beziehung weit hinter den Spaniern zurück. Sie sind weichlich, scheuen alle Strapazen und glauben nach einem Ritte von zehn Stunden eine Heldenthat begangen zu haben, die werth wäre, in den Archiven der Stadt aufbewahrt zu werden. Wenn sie nicht fortwährend Chocolade, Backwerk, eingemachte Früchte und süße Breie (Masamora) haben, fühlen sie sich ganz unglücklich. Auch die geistigen Anstrengungen scheuen sie sehr. Sie sind geschworene Feinde vom Arbeiten, und wenn sie gezwungen sind, zu ihrem Lebensunterhalte irgend eine Beschäftigung zu wählen, so richten sie am liebsten eine Krämerbude ein, die ihnen nicht viel Mühe macht und Zeit genug läßt, mit ihren Nachbarn zu plaudern und in Ruhe ihre Cigarros zu rauchen. Die Reicheren geben sich ganz dem Nichtsthun hin, spazieren in den Straßen, besuchen ihre Bekannten, stellen sich in irgend einen Kaufladen oder an eine Straßenecke und unterhalten sich dort halbe Tage lang. Sind sie Besitzer von Plantagen, so reiten sie zuweilen hinaus und lassen sich vom Majordomo Bericht erstatten; die Nachmittage bringen sie meist im Coliseo de Gallos, in Kaffeehäusern oder beim Spiele zu. Die Creolen sind eben so leidenschaftliche Spieler, wie die Spanier. Spielscenen, wie sie Havanna und Mexico aufweisen, wiederholen sich in Lima fast täglich.

Das Spiel ist der Ruin der meisten Familien und großentheils Ursache der unzähligen unglücklichen Ehen in Lima.

Die Bildung des Creolen ist mangelhaft; es fehlt ihm zwar nicht an trefflichen Talenten, eine sehr unvollkommene Erziehung entwickelt sie jedoch nicht gehörig und die angeborene Trägheit verhindert die Ergänzung des Vernachlässigten durch Selbststudium. Er erhebt sich selten über die Sphäre des alltäglichen Lebens und ignorirt fast Alles, was außer dem engen Kreise der Stadtmauern oder höchstens seines Landes vorgeht. Ich habe oft über die arge Unwissenheit

gestaunt, die sogenannte gebildete Peruaner über die Lage, die Größe, die physische Beschaffenheit und die Producte ihres eigenen Vaterlandes an den Tag legten. Sollte man glauben, daß ein peruanischer Kriegsminister weder die Einwohnerzahl noch den Flächeninhalt von Peru angeben konnte und mit der größten Hartnäckigkeit behauptete, Portugal bilde die östliche Grenze von Peru und man könne zu Lande dorthin reisen?

In Gesellschaften, auch in Gegenwart von Damen, beträgt sich der weiße Limeno sehr frei; er raucht Cigarren, behält den Hut auf dem Kopfe und führt mit der größten Gleichgültigkeit Gespräche, die in Europa aus jedem anständigen Cirkel verbannt sind. Bei Tische setzt er alle Rücksichten, außer die gegen seinen Magen, bei Seite; kommt er mit Messer und Gabel nicht schnell genug zum Ziele, so nimmt er die Finger zu Hülfe, fährt mit den Händen in die Schüssel, dreht die Brocken so lange herum, bis er einen findet, den er entweder selbst verschlingt oder seinem Gaste mit einer höflichen Verbeugung überreicht.

Während der ganzen Mahlzeit wird von allen Seiten ununterbrochen gespuckt und gerülpst, daß der Fremde nur mit Ekel am Tische sitzt. Nach dem Essen spült sich Jeder den Mund mit Wasser und speit es dann in langem Strahle auf den Boden. Bei den Creolen ist das häufige Spucken eine der lästigsten Gewohnheiten.

Ueber diese Fehler dürfen wir aber die guten Seiten des Creolen nicht vergessen. Er ist ein Feind von geistigen Getränken; genießt er Weine, so sind es meistens süße, die er in kleiner Quantität zu sich nimmt. Ein betrunkener weißer Limeno ist eine der größten Seltenheiten; anders verhält es sich im Inneren des Landes, wo sich gerade die Weißen durch Unmäßigkeit im Trinken auszeichnen.

Er ist in seinem Betragen frei und offen, aber charakterlos; vom ersten Eindrucke läßt er sich leicht hinreißen, ohne die Folgen seiner Neigungen oder Handlungen zu überlegen. Absichtlich thut er seinen Nächsten selten wehe, aus Unvorsichtigkeit sehr oft. Er ist gastfrei und zutraulich gegen Fremde und wohlthätig gegen die Armen.

Weit über den Männern, sowohl körperlich als geistig, stehen die Frauen von Lima. Die Natur hat sie reichlich mit trefflichen Eigenschaften ausgestattet. Sie sind durchschnittlich schlanken und hohen Wuchses und zeichnen sich dabei denoch durch einen eben so kleinen als wohlgebildeten Fuß aus. Ihr Gesicht, dessen Weiße der Hauch der Tropen alle blühende Frische nimmt, wird dafür durch das große, dunkle, glühende Auge belebt und durch die wenn auch nicht kleine doch edel geformte Nase und den feinen Mund mit seinen kleinen, blendend weißen und schön gereihten Zähnen geziert. Nehmen wir die langen schwarzen Haare dazu, die in zwei oder vier Flechten über den Nacken fallen, und die graciöse Haltung, so müssen wir gestehen, die Limena ist eine stolze und edle Erscheinung, die dabei doch den gefälligen Reiz der weiblichen Liebenswürdigkeit in vollem Maße hat.

Verfolgen wir die Limena (immer vorzüglich mit Rücksicht auf die weiße Creolin) in ihrem häuslichen Leben, so finden wir in ihr zwar eine besorgte Mutter, aber keine tüchtige Hausfrau. Fast jeder Dame steht eine, mehr als nöthige, Anzahl von Dienern, meistens Sclaven, zu Gebote. Köchin, Kindermagd, Stubenmädchen, Näherinnen, ein paar Bediente, einige kleine Neger oder Indianer, deren Hauptbeschäftigung es ist, hinter der Gebieterin, wenn sie zur Messe geht, einen Teppich zu tragen, gehören zu einer ordentlichen Haushaltung. Jeder dieser Diener thut, wie ihm beliebt, und die Frau vom Hause bekümmert sich wenig um den Schlendrian, der bei mangelnder Aufsicht nothwendig einreißt. Sie steht spät auf, schmückt sich das Haar mit Jasmin und Orangenblüthen und erwartet das Frühstück; nach diesem empfängt oder macht sie Besuche, schaukelt sich während der Mittagsstunden in der Hängematte oder streckt sich auf das Sopha und raucht eine Cigarre und fährt nach Tische wieder in Visiten; am Abend ist sie entweder im Theater, auf der Plaza oder auf der Brücke. Wenige Frauen beschäftigen sich mit Handarbeiten, in denen sie oft eine sehr große Fertigkeit besitzen, besonders im Sticken und feinen Nähen. In Gesellschaften arbeiten sie niemals. Glückliche Stadt, in der man den Strickstrumpf in gesellschaftlichen Kreisen nicht kennt! — Die Damen lieben die Musik leidenschaftlich, die meisten spielen entweder Clavier oder Guitarre und singen dazu, aber aus Mangel an guten Lehrern gewöhnlich nur sehr mittelmäßig. Das Tabakrauchen ist ziemlich allgemein unter den Frauen, doch thun sie es nur in ihren Gemächern; die jüngeren selten, die älteren desto häufiger.

Die Gourmanderie ist eine der übeln Eigenschaften der Bewohnerinnen Limas. Neben

ihren gewöhnlichen Mahlzeiten naschen sie fortwährend Eßwaaren, die von Negern auf den Straßen feilgeboten werden.

Die Limenas besitzen außerordentlich viele natürliche Anlagen, die leider selten gehörig cultivirt werden. Sie haben einen durchdringenden, scharfen Verstand, ein klares Urtheil und sehr richtige Ansichten über die verschiedenen Lebensverhältnisse. Wie die Frauen von Sevilla, sind sie durch ihre schnellen, schlagenden Antworten bekannt und es ist gewiß, daß in einem Wortstreite eine Limena nie den Kürzern zieht. Sie haben eine seltene Charakterfestigkeit und einen dem weiblichen Geschlechte im Allgemeinen nicht eigenen Muth und sind dadurch weit über die feigen, charakterlosen Männer erhaben. Bei den verschiedenen politischen Unruhen haben die Frauen eine so große, oft noch eine bedeutendere Rolle als die Männer gespielt.

Die Indianer in Lima machen nur einen kleinen Bruchtheil der Bevölkerung aus (5000 auf 54,000). (S. die besond. Schilderung ders.)

Die Neger bilden in Lima den fünften Theil der Bevölkerung; ihre Zahl beläuft sich auf etwas mehr als 10,000, worunter 4800 Sclaven sind. Obgleich ein Paragraph der Unabhängigkeitscharte erklärt, „daß Niemand in Peru als Sclave geboren werde," so hat doch der Nationalcongreß zu verschiedenen Malen für gut befunden, diesen Grundsatz abzuändern.

Die Behandlung der Sclaven in Lima ist, besonders von Seiten der Creolen, außerordentlich milde und im Durchschnitte gerade wie die der Dienstboten in Europa.

Die Specialgesetze, welche die Sclaven schützen, sind hier so vortheilhaft, wie wohl in keinem andern Sclavenstaate. Es ist ein eigner Richter bestimmt, vor den die Sclaven ihre Klagen bringen können und der sie vor ungerechten Mißhandlungen schützt.

Nachdem wir nun die Hauptracen betrachtet haben, wenden wir uns zum bunten Heere der Mischlinge, die in Lima einen so beträchtlichen Theil der Bevölkerung ausmachen.*)

Das beste Kriterion zur Varietäten-Bestimmung ist das Haar der Frauen, welches viel weniger trügt als die Gesichtsfarbe, die zuweilen in grellem Widerspruch mit der Abstammung steht. Es giebt Mulattinnen, die einen fast blendend weißen Teint haben und an Regelmäßigkeit der Gesichtszüge den schönsten Europäerinnen an die Seite gestellt werden können, die aber an ihrem kaum fingerlangen Wollhaare den untrüglichen Stammbaum mit sich herumtragen.

Die weißen Creolinnen in Lima besitzen einen eigenthümlichen Scharfblick, jeden Mischling auf den ersten Anblick zu erkennen, und unterlassen es nicht, ihre Entdeckung sogleich dem weniger Geübten mit einem gewissen Triumphe mitzutheilen, denn sie haben die leicht zu entschuldigende Schwäche, auf ihre reine Abkunft von Europäern stolz zu sein. Trotz der republikanischen Verfassung herrscht in Peru doch ein außerordentlich starker Kastengeist, der sich bei jeder Gelegenheit kundgiebt, besonders bei Streitigkeiten, bei denen immer der Hellere dem Dunkleren seine Abstammung vorwirft. Der Weiße wird von allen Varietäten am meisten beneidet und keine sucht ihm den Rang streitig zu machen. Der Indianer sieht mit Abscheu auf den Neger, dieser mit Verachtung auf den Indio.

Der schon oben ausgesprochene Satz, daß die Mischlinge nur die Fehler, nicht aber die Tugenden ihrer Eltern in sich vereinigen, ist nicht unbedingt hinzustellen. Eine ehrenvolle Ausnahme davon machen die Mestizen. Sie haben viele gute Eigenschaften, sowohl von den Weißen als auch von den Indianern. Sie sind sanft, mitleidig, leicht erregbar, gute Freunde in der Noth; wenn es auf augenblickliche Hülfe ankommt, aber dabei wankelmüthig und nicht tapfer. Sie schließen sich mit großer Vorliebe an die Weißen an, wollen aber nicht viel von den Indianern wissen und behandeln sie meistens mit Verachtung. Ihre Zahl in Lima ist weniger bedeutend als im Inneren des Landes, wo ganze Dörfer nur aus Mestizen bestehen. Dort nennen sie sich die „Weißen" und stellen sich schroff den Indianern gegenüber. Man kann ihnen kein angenehmeres Compliment sagen, als wenn man sie fragt, ob sie nicht Spanier seien, was sie in der Regel bejahen, wenngleich der Indianer-Typus in allen ihren Zügen unverkennbar ausgeprägt ist. Die Farbe der Mestizen ist hellbraun, zuweilen etwas ins Schwärzliche übergehend. Die Haare sind schlicht, lang und sehr stark. Häufig sieht man bei Mestizinnen zwei armes-

*) Hinsichtlich der Namen gilt die Regel: Kinder erhalten dieselben Mischungsnamen, sei nun Vater oder Mutter von verschiedener Farbe, so daß Kinder des Negers mit der Weißen ebensogut Mulatten heißen, als Kinder des Weißen mit der Negerin. Kinder von Weißen und Indianern sind Mestizen; Kinder von Negern und Indianern Zambos. Hiezu kommt eine Menge von Namen für die Abkömmlinge von Mischlingen. — Creole heißt der Eingeborne von rein europäischem Blute im Gegensatz zum Eingewanderten.

dicke Haarflechten, die ihnen bis zu den Knien hinunterreichen. Die Männer haben einen sehr spärlichen Bart, aber markirte Gesichtszüge und einen starken Körperbau. Sie beschäftigen sich in Lima meistens mit Handwerken und Handel. Die meisten Hausirer sind Mestizen.

Sehr verschieden von ihnen sind die Mulatten, die zwar etwas schwächlich gebaut sind, aber in geistiger Beziehung weit über alle Mischlinge, Neger und Indianer erhaben sind. Sie besitzen nicht nur ein sehr großes Geschick für mechanische Arbeiten, besonders für Handwerke, sondern auch eine außerordentliche Auffassungsgabe und ein merkwürdiges Nachahmungstalent, das unter günstigen Verhältnissen auf das Glänzendste entwickelt werden könnte. Sie sind für jeden Eindruck äußerst empfänglich und alle ihre Gefühle steigern sich sogleich zu Leidenschaften. Immer nach Sinnengenuß jagend, kennen sie, unbesorgt für die Zukunft, nur den flüchtigen Augenblick der Gegenwart. Es giebt eine gewisse Classe von Mulatten, die in psychologischer Beziehung höchst merkwürdig sind. Man bezeichnet sie mit dem Spottnamen „Palanganas“ (Barbierbecken). Sie sind mit einem außerordentlichen Gedächtnisse ausgerüstet, so daß sie nach Jahren Reden und Predigten, die sie nur einmal gehört haben, wörtlich wiederholen können.

Wenn zwei Palanganas sich treffen, so sind sie unerschöpflich in der Wiederholung lateinischer Formeln, Zeitungsartikel, Fragmenten aus Predigten u. s. w. und gestikuliren sich dabei fast zu Tode. Folgendes ist eine sehr charakteristische Anecdote: In der Kirche von San Augusto stellte sich ein Palangana dem predigenden Mönche gegenüber und gab durch die lebhaftesten Geberden sein Mißfallen zu verstehen, so daß der Priester ausrief: „Dieser Mulatte stört mich, bringt ihn hinweg!“ — „Oho“, erwiderte dieser sogleich, „dies ist das einzige Neue, denn diese Predigt hat schon vor zwei Jahren Fray Manuel in San Francisco gehalten!“

Viele Mulatten studiren jetzt Theologie, da durch die Unabhängigkeit auch das „Gesetz der Indien“, demzufolge sich kein Mischling dem geistlichen Stande als Priester widmen durfte, entkräftet wurde. Der Medicin haben sie sich mit Eifer ergeben.

Die miserabelste Classe aller Mischlinge bilden die Zambos. Alle Laster erreichen bei ihnen den höchsten Grad ihrer Entwickelung und ich glaube, unter Tausenden ist kaum einer, der ein nützliches Glied der Gesellschaft oder des Staates wäre. Mit der größten Kaltblütigkeit begehen sie die gräßlichsten Verbrechen; mit stumpfer Ruhe ertragen sie die härtesten Strafen und setzen sich mit einer viehischen Gleichgültigkeit auf die Bank, um todtgeschossen zu werden. — Vierfünftel der Verbrecher, die die Stadtgefängnisse von Lima füllen, sind Zambos. Sie kennen keine Gesetze, als die, welche ihnen ihre thierische Natur vorschreibt, und kommen deßhalb fortwährend mit der bürgerlichen Ordnung in Collision. Sie stehen noch viel tiefer als die Neger, zumal ihnen die guten Eigenschaften, welche jene besitzen, durchaus abgehen. Ihr Körperbau ist athletisch; ihre Gesichtsfarbe schwarz, ins Olivenbraune übergehend. Die Nase ist viel weniger plattgedrückt als bei den Negern, aber die Lippen sind ebenso aufgeworfen. Die Augen sind klein und durchdringend; das Haar ist nur wenig länger als bei den Negern, aber in größeren Locken gekräuselt. Die Männer haben einen sehr spärlichen Bart.

Der übrige Theil der Bevölkerung Limas besteht aus Europäern, oder Mischlingen jener zahlreichen Zwischenstufen von minder charakteristischem Gepräge. [303]

---

11. Die peruanischen Indianer.

(J. J. v. Tschudi.)

Um sich einen richtigen Begriff vom peruanischen Indianer zu machen, muß man ihn da aufsuchen und beobachten, wo er selten mit den Mestizen oder Weißen in Berührung kommt und daher, wenig befreundet mit der europäischen Civilisation, die alten Sitten und Gebräuche so weit beibehalten hat, als es eine gänzliche religiöse und eine zweimalige politische Umwälzung des Landes erlaubt haben; also nicht in den Städten oder in den Bergwerken, sondern in den

Dörfern der entlegenen Hochebenen und in den abgeschlossenen Gebirgsthälern, wohin sich nur der Fuß des Fremdlings verirrt. Dort lebt der Kern des Volkes und zeigt seinen Nationalcharakter unverfälscht und fühlt sich noch in seiner ganzen Kraft, während der Indianer, der mit dem Mestizen und Creolen in häufiger Verbindung steht, gedrückt, unglücklich und verworfen ist.

Der Charakter der peruanischen Indianer ist ungemein düster; wenn wir aus den lebhaften Schilderungen der ältesten Schriftsteller über Peru schließen wollen, war er es früher nicht, aber die seit 300 Jahren erduldeten Unterdrückungen haben ihm diesen Stempel aufgedrückt. Ueberall tritt er überraschend hervor, in den Gesängen, in der Musik, in den Kleidungen und in der ganzen häuslichen Einrichtung. Die Lieblingsinstrumente der Indianer sind die Pututa und die Taina. Die erstere ist eine große Tritonsmuschel, mit der sie bei den Trauertänzen eine schauerliche Musik aufführen; in früheren Zeiten war sie bei der Todtenfeier der Könige gebräuchlich, jetzt wird sie fast ausschließlich an den Erinnerungstagen für die untergegangene Incaherrschaft geblasen. Die Taina scheint neueren Ursprungs zu sein; sie ist eine Art höchst einfacher Clarinette aus einem weiten Schilfrohr. Ihr Ton ist ergreifend düster, keinem der bekannten Instrumente vergleichbar und von fast wunderbarer Wirkung. Wenn eine Horde der rohesten Indianer in tumultuarischem Gelage zankt und lärmt, oder im heftigsten Streite begriffen ist, und es ertönen plötzlich die ernsten Klänge der Taina, so tritt wie durch einen Zauberschlag Ruhe ein, der bald eine Todtenstille folgt; die vor wenigen Augenblicken noch tobende Schaar ist stumm und lauscht mit Andacht der magischen Melodie des einfachen Rohres. Oft füllt eine Thräne das Auge des gefühllosen Indianers, das vielleicht nie als nach dem übermäßigen Genusse von geistigen Getränken befeuchtet war und nur das laute Schluchzen der Weiber stört die fast überirdische Musik; die schwermüthigen Laute der Taina rufen eine namenlose, unbestimmte Sehnsucht hervor und lassen Tage lang eine unheimliche Leere zurück, aber immer horcht man mit neuem Verlangen diesen zauberhaften Tönen.

Die Farben der Kleider sind alle dunkel, besonders tiefblau; dies ist auch meistens die Farbe der Trauer; wenn die Indianer eine Leiche zu Grabe begleiten, sind sie immer in dunkelblaue Ponchos gehüllt.

Das häusliche Leben der Indianer ist außerordentlich freudenlos; ungesellig und finster leben die Gatten, scheu nähern sich ihnen die Kinder, und es vergehen Tage, ohne daß ein freundliches Wort zwischen ihnen gewechselt wird. Wenn nicht Beschäftigungen den Indianer ins freie Feld rufen, so sitzt er in stummem Hinbrüten in seiner Hütte, kaut Coca und pflegt einer lautlosen Ruhe. Mittheilender als gegen sein Weib ist er gegen seine Freunde, mit denen er oft halbe Nächte durch geheime Unterredungen pflegt; aber es kann ihm nicht der Vorwurf gemacht werden, daß er seine Frau unmenschlich behandle oder blos als seine Sclavin betrachte, wie dies bei so vielen wilden Völkern der Fall ist.

Wie die peruanischen Indianer, außer der durch Gewalt aufgedrungenen Regierung, noch eigene nur von ihnen anerkannte Behörden nach dem Muster der Incadynastie haben, so hängen sie auch, neben der christlichen Religion, mit hartnäckiger Beharrlichkeit an religiösen Ceremonien, die sich vom Bilderdienste ihrer Vorfahren durch Jahrhunderte fortgeerbt haben. Ihre Religion ist daher ein sonderbares Gemisch von christlichen Grundsätzen und heidnischen Formen.

Selbst den umsichtigsten und aufgeklärtesten Religionslehrern ist es bis dahin noch nicht gelungen, jene von diesen zu trennen, da der tief eingewurzelte Hang zum Alten und das unüberwindliche Mißtrauen sich ihnen immer feindlich entgegenstellen.

Der bei den Indianern in hohem Grade vorherrschende Aberglaube hindert außerordentlich eine reinere Gestaltung der Religion und ist auch nicht leicht auszurotten, da er seinen Grund meistens im früheren Cultus hat und sich später auf eigenthümliche Weise mit dem katholischen Ritus vermischte. Ich führe hier einige Beispiele an. Sobald ein Sterbender den letzten Athemzug ausgehaucht hat, füllen ihm die Hinterlassenen den Mund mit Coca, zünden ein Wachslicht neben ihm an, räumen Hausgeräthe und Kleider zusammen und waschen es im nächsten Flusse, ziehen dann dem Todten eine eingesegnete Mönchskutte an und hängen ihm ein Säckchen mit Coca, Mais, Gerste, Quinua u. s. f. um, damit er im neuen Leben Samen für seine Felder habe; am Abend streuen sie Asche auf den Boden des Zimmers und verschließen sorgfältig die Thüre, am Morgen gehen sie mit Tagesanbruch hinein und untersuchen die

Asche mit ängstlicher Genauigkeit nach Fußstapfen. Die aufgeregte Einbildungskraft zeigt ihnen auch jedesmal solche, bald von Vögeln, Hunden, Katzen, bald von Ochsen oder Llamas u. s. f. Je nach der Art der Fußstapfen ist das Loos des Verstorbenen, die schlimmsten sind die von Hühnern, denn sie zeigen an, daß der Todte unbarmherzig verdammt ist; die der Llamas sind die besten, da ihm dann nach kurzem Verweilen im Fegefeuer das Paradies zu theil wird. Das Leichenbegängniß ist nach christlicher Art, da es von einem Priester begleitet wird; sowie sich dieser entfernt hat, werden dem Todten, der ohne Sarg begraben wird, noch Lebensmittel auf den Weg gegeben. Oft habe ich gesehen, wie einer der nächsten Anverwandten in das Grab stieg und dem Leichnam mit den Füßen das Gesicht zerknetete; welche Bedeutung dieses empörende Verfahren habe, ist mir nie klar geworden. Am Tage „Aller Seelen" wird in jedem Hause, in dem im Laufe des Jahres ein Familienmitglied starb, ein Tisch mit Branntwein, Tabak, Coca und den Lieblingsgerichten des Verstorbenen aufgerüstet, und das Zimmer den Tag über verschlossen; die Hinterbliebenen haben die feste Ueberzeugung, der Geist des Verstorbenen komme an diesem Tage zurück, um sich an den Naschereien zu erlaben; von den unberührten Gerichten kostet Niemand, sie werden gewöhnlich auf dem Grabe des Verstorbenen eingescharrt. Die Wittwe trägt in der Regel zwölf Monate Trauer um ihren Mann. In einigen Provinzen kleidet sie sich am Jahrestage in bräutliche Gewande und zieht darüber ihre Kleider an. Alle ihre Verwandten besuchen sie in ihrer Wohnung, wo sie, von einer melancholischen Musik begleitet, Trauertänze aufführt; je näher die Stunde rückt, in der vor einem Jahre ihr Mann starb, desto düsterer und ernster werden Tanz und Musik, sowie sie aber vorüber ist, nähert sich ihr eine Freundin und nimmt ihr die schwarze Mantilla ab, auf dieses Zeichen eilen auch andere herbei, enthüllen sie tanzend nach und nach aller Trauerkleider, während einige ihr die Haare mit Blumen schmücken, bis die Wittwe im Brautkleide dasteht, dann fällt die Musik mit lustiger Melodie ein, die ganze Versammlung nimmt am Tanze theil, zieht auf die Straße und setzt die Nacht durch das Vergnügen fort, das mit einem wüsten Trinkgelage endet.

Es ist auffallend, daß die Indianer sogar muthwillig und auf Unkosten ihrer gesunden Glieder, ja ihres Lebens dem Aberglauben fröhnen. Von einem der auffallendsten Beispiele war ich in Acobamba Zeuge. Am Tage des heiligen Antonio versammelten sich die Dorfbewohner auf der Plaza, alle Männer mit starken Knüppeln bewaffnet, die zu diesem Zwecke einige Tage vorher aus der Montana gebracht wurden; sie theilten sich in zwei ziemlich gleich starke Partien und fingen auf ein bestimmtes Signal an, sich mit der größten Erbitterung zu bekämpfen. Sobald einer mit zerschlagenem Kopfe niederfiel, stürzten die Weiber auf ihn los, sammelten das herausströmende Blut, schabten es mit Messern ab und bewahrten es sorgfältig auf. Nach fast zweistündigem Gefechte, als mehrere Todte und viele Verwundete auf der Erde umherlagen, wurde das Friedenszeichen gegeben und alle Golos vereinigten sich nun, unter Saufen und Tanzen den Tag zu feiern. Der Zweck dieses barbarischen Gemetzels war einzig: Menschenblut zu erhalten, um es auf die Aecker zu vergraben und dadurch eine sichere Ernte zu erzielen.

Die Indianer, von denen wir bisher gesprochen haben, bekennen sich alle zum Christenthume und werden als Indios cristianos strenge von den wilden Indianern, Indios bravos, unterschieden, welche ausschließlich die östlichsten Montanas von Peru nach der Grenze von Brasilien zu bewohnen. Sie gehören unzähligen Stämmen an, von denen jeder seine eigenen Gebräuche, Religion und die meisten auch ihre eigene Sprache haben. Nur wenige sind genauer bekannt, da seit der Zerstörung der Missionen jede Communication mit ihnen abgebrochen ist. In Mittelperu sind die Stämme der wilden Indianer am meisten gegen die christlichen vorgeschoben. Die Iscuchanos treiben zeitenweise Tauschhandel mit den Bewohnern von Huanta, dann treten aber wieder lange Epochen der Feindseligkeiten ein, wobei die Iscuchanos, obgleich von ziemlich gutmüthigem Charakter, die Huanchanos vielfältig beleidigen; sie treiben ihnen das Vieh von der Weide, stehlen ihnen die Feldfrüchte und suchen die ganze Gegend in Alarm zu versetzen. Als vor einigen Jahren die Bewohner von Huanta zur feierlichen Procession am Frohnleichnamstage versammelt waren, kam eine Schaar Iscuchanos mit wilden Stieren, die sie, heftig gereizt, auf die versammelte Gemeinde losstürzen ließen; unter dem Hohngelächter der Wilden zerstob die Procession, viele der Huantanos wurden schwer verletzt oder getödtet.

Längs des Pachitea lebt der wilde Stamm der Casibos, der furchtbarste Feind aller umliegenden Nationen, mit denen er in stetem Kriege ist, und die zu zerstören er keine Mittel scheut. Allen Nachrichten zufolge, die wir darüber von Missionären haben, sind sie wie die Antés und Chunchos noch Menschenfresser, und machen ihre kriegerischen Expeditionen, um Gefangene zum Fressen zu erobern. Wenn nach der Regenzeit die Sinuenches, Amahuacas oder Consbos in die westlichen Wälder auf die Jagd ziehen, so fallen sie gewöhnlich in die Hände der Casibos, die mit der täuschendsten Aehnlichkeit die Stimmen der Waldthiere nachahmen, so den Jägern der benachbarten Stämme hinterlistig Fallen legen und sie dann im Triumphe als Schlachtopfer nach Hause führen; werden sie selbst besiegt und müssen sie den anderen Nationen als Sclaven dienen, so bleiben sie doch wegen ihrer Falschheit und ihres Blutdurstes höchst gefährliche Feinde, und der Herr ist nie sicher, gelegentlich von seinem Diener aufgefressen zu werden. In der Mission von Sarayacu hatte der Padre Plaza einen jungen Casibo von zehn Jahren, den er mit seiner gewohnten Freundlichkeit behandelte; eines Tages aber verfolgte dieser, seiner thierischen Natur folgend, einen kleinen Knaben, um ihn zu tödten, und da ihm Plaza Vorwürfe machte, entschuldigte er sich: er habe Hunger und wolle deßhalb den Jungen auffressen. Bei den Casibos ist noch die fürchterliche Gewohnheit, daß sie Männer des eigenen Stammes todtschlagen und verzehren; die nächsten Verwandten werden zum Mahle eingeladen und ihnen die wohlschmeckendsten Theile, als: Ohren, Nase, Hände und Füße vorgesetzt.

Die Lebensweise aller dieser Indianer ist so ziemlich die nämliche. Krieg und Jagd im Sommer und Verfertigung von Waffen im Winter sind die Beschäftigungen der Männer; die Weiber pflegen der Männer, bebauen das Feld, trocknen Vorräthe, fischen, indem sie narkotische Pflanzen (Barbasco) zerstampfen und in den Fluß werfen, wodurch die Fische betäubt auf die Oberfläche kommen und leicht ergriffen werden, fangen Schildkröten, weben und kochen. Die Kleidungen sind sehr einfach; bei vielen Stämmen sind sie gar nicht gebräuchlich und statt ihrer wird der Körper ganz oder theilweise bemalt; bei anderen tragen die Männer ein Hemd ohne Aermel, die Weiber einen Rock, der ihnen vom Gürtel bis zu den Knien reicht. Die Stoffe sind von Baumwolle, die von nichtcultivirten Bäumen (Bombas) gewonnen wird; sie sind in der Regel weiß oder blau oder roth gefärbt. Die Gewohnheit, die Ohren, die Nase und die Unterlippe zu durchbohren und darin Zierrathen zu tragen, ist bei mehreren Stämmen sehr gebräuchlich.

Pfeil und Bogen sind die Hauptwaffen der Indianer auf der Jagd; im Kriege bedienen sie sich außerdem noch der Keulen und einer Art hölzerner Schwerter.

Bei vielen Indianern ist das Blasrohr (die Pocuna) eine sehr gewöhnliche Jagdwaffe. Es ist aus einem langen Rohr oder aus jungen, ausgehöhlten Palmen angefertigt und mißt 8 bis 10 und noch mehr Fuß, an einem Ende sind ein paar Zähne vom Javali angebracht, auf die das Rohr beim Zielen gestützt wird. Die Pfeile sind nur 1½ bis 2 Zoll lang und von der Dicke eines starken Cactusstachels und am hinteren Ende mit feinem Baste umwunden. Fast alle diese kleinen Pfeile sind vergiftet, da sonst die Wunde zu unbedeutend würde, selbst um einen kleinen Vogel zu tödten. Das Pfeilgift ist beinahe bei jeder Nation verschieden und wird in der Regel unter geheimnißvollen Ceremonien gebraut; weßhalb auch die Art der Zubereitung und die Ingredienzien, die dazu genommen werden, dem Europäer nur theilweise bekannt sind.

Die Wirkung des Pfeilgiftes ist sehr heftig und schnell. Menschen und größere Säugethiere sterben in höchstens vier bis fünf Minuten. Das Blasrohr treibt diese furchtbaren Pfeile in ziemlicher Sicherheit in eine Entfernung von 32 bis 36 Schritten; beim Schießen in dieser Distanz ist eine allgemeine Regel, daß der Jäger um so viel unter das Thier zielet, als der Abstand vom Munde zum Auge beträgt, weil er sonst zu hoch schießen würde. Die Luft muß stark, kurz und gleichmäßig ausgestoßen werden, um den Pfeil in gerader Linie zu tragen; seine Spitze ist gewöhnlich eingeschnitten, damit sie in der Wunde leicht abbreche.

Das Jagen mit dem Blasrohre muß lange geübt werden, um nur einigermaßen Fertigkeit darin zu erlangen, und es erfordert eine große Vorsicht, um sich nicht mit den kleinen, scharfen Pfeilen zu verwunden. Es ist mir ein Beispiel von einem Indianer bekannt, dem ein solches Pfeilchen unbemerkt aus dem Köcher fiel, er trat darauf, es drang ihm in die Fußsohle, und nach wenigen Minuten war er eine Leiche.

Die Indianer aller dieser Stämme leben nur selten in Dörfern, meistens in vereinzelten Waldhütten; zuweilen bauen sie sich familienweise ihre Wohnungen und bilden so einen Weiler. Sowie er sich aber vergrößert, zieht ein Theil der Bewohner tiefer in den Wald. Die Hütten sind viereckig oder länglich rund oder ganz rund, ihre Wände bestehen aus starken Baumstämmen, die durch Schlingpflanzen mit einander verbunden sind; das Dach aus Palmblättern ruht auf einem Rohrgerippe; der Eingang wird auf der dem herrschenden Winde entgegengesetzten Seite offen gelassen und nur selten durch eine Thüre geschützt.

Eine Regierungsform ist bei vielen Indios bravos von Peru gänzlich unbekannt. Sprache, Sitten und Waffen vereinigen eine Anzahl Indianer zu einem Stamme, aber keine Bande der Unterthänigkeit oder des Gehorsams gegen eine freiwillig erwählte oder selbst aufgedrungene Obermacht.

Die Heirathen werden bei den meisten Stämmen gesellschaftlich gefeiert, nur bei denen nicht, wo die Vielweiberei eingeführt ist; die Formeln, die dabei beobachtet werden, sind je nach den Nationen verschieden, bei einigen geschieht es unter sehr schmerzhaften Ceremonien für die Braut, bei anderen mit langen Hunger- und Martercuren für den Bräutigam. In der Regel wählt sich der Indianer selbst sein Weib aus, bei mehreren Stämmen werden jedoch die Jungfrauen als Preis ausgesetzt und die jungen Männer müssen untereinander auf Leben und Tod für sie kämpfen.

Die Todten werden in den Hütten begraben und die Angehörigen, nachdem sie ihren Schmerz durch Zerreißen der Kleider und ein dreimaliges Wehegeheul bezeugt haben, verlassen die Stätte und bauen sich in einer entfernten Gegend eine neue Wohnung; sie zerschlagen alles Hausgeräthe des Verstorbenen, beerdigen aber mit ihm seine Waffen und Ackergeräthe, in der Ueberzeugung, er werde sie an seinem künftigen Wohnorte wieder gebrauchen. Ein eigenthümlicher Gebrauch bei mehreren Stämmen ist der, daß der älteste Sohn seinem gestorbenen Vater ein Stück von der Ferse schneidet und als Heiligthum immer um seinen Hals trägt. Einige Nationen haben nicht einmal die den meisten wilden Völkern eigene Ehrfurcht vor den Todten, sondern werfen sie unbeerdigt zum Fraß der Raubthiere in den Wald!

Es ist uns nur Wenig bekannt über die Religion der peruanischen Indios bravos; alle, ohne Ausnahme, glauben an die Existenz höherer Wesen, als sie sind, und unterscheiden sie in gute und feindselige; beiden zollen sie Verehrung, den ersteren aus Freude, den letzteren aus Furcht. Der Glaube an einen Gott ist ihnen fremd. Aber alle stimmen in dem Glauben an das Fortleben des Geistes nach dem Tode überein. Sie sehen den Körper des Gestorbenen regungslos daliegen und zuletzt in Moder zerfallen, haben also den klaren Beweis, daß die irdische Hülle nicht mehr als Wohnsitz der Seele dienen kann; da sie sich aber nichts Geistiges als solches denken können, so schaffen sie ihren Todten für das neue Leben neue Körper. Bald glauben sie, daß sie schöne, vollkommene Menschen werden, bald aber hüllen sie dieselben in Thiergestalten ein; jeder wird dann, je nach seinem Charakter während des Lebens, ein seinem Naturell entsprechendes Thier. Die einzelnen Stämme unterscheiden sich im Glauben an die Art der Metamorphose sehr. Diejenigen, welche die Verstorbenen wieder als Menschen fortleben lassen, beerdigen sie mit Jagd- und Ackergeräthen; wo sie aber diese gebrauchen werden, ist ihnen unklar, und sie beantworten die Frage darauf in sehr verworrenen Ausdrücken: es sei ein schöner Ort, weit von ihren gewöhnlichen Wohnplätzen, aber er scheint nach ihren Begriffen doch auf Erden zu sein. Jene Stämme, welche an eine Thiermetamorphose glauben, haben die Ueberzeugung, daß die Todten in ihrer neuen Form die heimatlichen Wälder bewohnen und manche Unbill rächen werden, die sie während des Lebens empfangen haben. [303]

---

12. Die Thierwelt am oberen Huallaga. (Ostperu.)

(Ed. Poeppig.)

Die Bergwälder von Cuchero sind meistentheils frei von Mücken und Mosquiten, erstere bewohnen sehr beschränkte Stellen der Wälder, die letzteren kommen als Plage nur in den letzten Monaten der Regenzeit vor. Mehrere Arten erscheinen freilich dann in großer Menge und dringen in die Wohnungen, entweichen aber bei Verfinsterung derselben ins Freie. Viele Thiere werden durch die Regenzeit ins Leben gerufen. Als solche sind die Schmetterlinge anzuführen, die in unübertroffenen Mengen in den minder verwachsenen Orten sich aufhalten; denn nur einer, der prachtvolle stahlblaue Atlas, schwebt, gleichsam auf dem weichen Bette der umgebenden Luft sich wiegend, leise und langsam in den dichten und schattenreichen Wäldern umher. Um die Mittagsstunde sieht man an den Wasserbächen, besonders an sehr sonnigen Orten, die bunten Geschöpfe in vielen Arten und in einer an das Abenteuerliche grenzenden Menge theils mit zusammengefalteten Flügeln auf den sehr erwärmten aber feuchten Schlammanhäufungen ausruhen, theils mit ausgebreiteten Schwingen sich sonnen. So dicht sitzen diese Thiere am Boden, daß ein unter sie geworfener Stein mehrere tödtet, und unter den auffliegenden das Treiben eines Bienenschwarmes stattfindet.

In den Wäldern herrscht zur Regenzeit viel Thätigkeit der Insecten anderer Ordnungen, denn da sie in ihnen größtentheils auf Zerstörung der unendlichen Massen vegetabilischer Ueberreste angewiesen sind, finden sie wohl ihr Geschäft durch die rascher um sich greifende Fäulniß jener Periode befördert.

Mehrere Vögel bauen erst gegen Ausgang des Winters ihre Nester und erfüllen die Wälder mit ihren vielfachen, höchst selten angenehm klingenden Stimmen. Bisweilen werden Stimmen hörbar, die entweder mit Zweifeln über die Art der Geschöpfe erfüllen, oder wohl gar den Einsamen zur Vermuthung der Nähe eines gefahrvollen Raubthiers und zur raschen Bereitung auf Gegenwehr veranlassen. In den unfreundlichen Waldungen nahe der Ceja-Zone (der oberen Waldzone), wo unzählige scharfe Felskämme und Vertiefungen des steinigen Bodens jeden Schritt zwischen den dicht verwachsenen und dunkelschattenden Bäumen erschweren, hört man plötzlich ein scharfes, weithin schallendes Grunzen. Mit Erstaunen erblickt man nach langem Suchen nicht ein vermuthetes Säugethier, sondern einen Vogel von mittlerer Größe, den sein prachtvoll zinnoberrothes Gefieder auszeichnet, den Tunqui, in dem Gewebe der Schlingpflanzen. Noch wunderbarer und größere Täuschung herbeiführend ist der Ruf des abenteuerlichen Toropisju, (d. i. Stiervogel), der seinen Namen mit vollem Rechte erhielt, denn kaum kann man sich überreden, daß das undeutliche, von dem Fremden leicht für das erfreuliche Zeichen der Menschennähe genommene Gebrüll eines Stieres von einem Vogel, kaum größer als die europäische Krähe, herrühre, der sich unmittelbar neben dem Ueberraschten im Gebüsch verborgen hält. Die dumpfe Stimme tönt einsam aus großer Entfernung und macht die Entdeckung des Thieres schwierig. Hat ihn ein Schuß verwundet zu Boden geworfen, so wagt man kaum den furchtbar aussehenden kohlschwarzen Vogel aufzunehmen. Ein großer zwei Zoll hoher buschiger Kamm des Kopfes legt sich drohend und das Haupt fast verdeckend nach allen Seiten herunter; aus dem zum weiten hochrothen Rachen geöffneten Schnabel ertönt ein schlangenähnliches Zischen, die silberweißen Augen blitzen doppelt gefährlich aus dem aufgesträubten Gefieder, und bei diesem Anblick denkt man, umgeben von umgefallenen und von hochaufgeschichteten modernden Trümmern, unwillkürlich an die furchtbar giftigen, gleiche Orte bewohnenden Reptilien. — Aber auch freundlichere Klänge tönen wohl bisweilen in diesen dunkeln Wildnissen zu dem einsamen Wanderer; in dem tiefen Dunkel der Wälder lebt vereinzelt ein wunderherrlicher Sänger, man bleibt lauschend und gleichsam festgebannt stehen, wenn seine Klänge, die durchaus mit Nichts zu vergleichen sind als mit dem Schlage kleiner Glasglocken, vielfach modulirt, allein mit der richtigsten Beobachtung der Intervallen in eine regelmäßige Melodie vereint, aus den Baumwipfeln leise und langsam herabtönen. Es liegt etwas unbeschreiblich Sanftes, man möchte sagen etwas Ueberirdisches in diesem

Glockenspiel, dessen Reiz durch das öde Schweigen des weiten Waldes und die Unsichtbarkeit des überaus kleinen Sängers vermehrt wird. Man möchte um keinen Preis den endlich Bemerkten tödten, den sein einfaches braunes Gefieder, unter der Menge glanzvoller und vielfarbiger Tanagren und Certhien, leicht übersehen läßt. Die Peruaner nennen ihn den Organisten oder Flötenspieler, in Lima spricht man von ihm als von einem der merkwürdigsten Bewohner der unbekannten Wälder im Osten, und die älteren Beschreiber dieser Gegend erwähnen ihn mit Bewunderung.

Weithin schallt der scharfe Ruf der Pteroglossen, und eine Nachahmung ihres Klanges liegt in dem jenen Vögeln durch das Volk ertheilten Namen Dios te de. Linkisch werfen sie den Kopf bei jedem Schrei zurück, und mit dem schnellen Oeffnen des senkrecht emporgestreckten Riesenschnabels steht eine schwankende und lächerliche Bewegung des Körpers in Verbindung. Man mag sie zähmen, da sie in der Gefangenschaft mit allerlei Kost sich erhalten, und gläubig wendet der Eingeborne den geschabten Schnabel und die langegefranzte Zunge gegen Herzdrücken und Krämpfe als untrügliches Mittel an. Paarweise lassen die großen goldgrünen Aras der Anden (Guacamayos) des Morgens sich auf den höchsten Waldbäumen nieder, oder fallen wohl in Flügen auf die hochrothen Erythrinen und gelben Tachien nieder, deren Blüthen sie gern verzehren. Furchtbar ist ihr Geschrei, allein ihre List lehrt sie seine Gefährlichkeit kennen, wenn sie die Plünderung eines reifenden Maisfeldes beginnen. Jeder bezwingt dann seine Neigung zum Lärmen, und nur unterdrückte murrende Laute sind hörbar, während das Werk der Zerstörung unglaublich rasch vorschreitet. Nicht leicht vermag der Jäger oder der erbitterte Indianer die schlauen Diebe zu beschleichen, denn stets bleiben ein Paar der ältesten als Wachen auf den höchsten Bäumen ausgestellt. Dem ersten leichten Warnungszeichen antwortet ein allgemeiner halblauter Ruf der gestörten Räuber; bei dem zweiten Krächzen entflieht unter betäubendem Geschrei der ganze Haufe, nur um nach der Entfernung ihres Feindes zugleich ihre verderbliche Thätigkeit von Neuem zu beginnen. Viel stellt ihnen der Indianer nach, denn theils gilt das Fleisch für genießbar, theils sind die Federn zum Verfertigen des phantastischen Schmuckes gesucht, den jener bei festlichen Processionen anlegt. In lange vergangenen Zeiten brachten die Bewohner der wärmeren Waldgegenden den Incas die Federn des Guacamayo als Tribut zur Schmückung ihrer Paläste, und die frühesten Geschichtsschreiber Perus melden, daß diese und die Coca die einzigen Erzeugnisse waren, welche die Colonisirung der gefürchtet heißen Wälder, der „montañas bravas de los Antis“ (Garcilasso) ehemals veranlaßt.

Die Thierwelt tritt in ihrer niederen Ordnung weit zahlreicher, allein auch weit feindlicher auf und namentlich gilt dies von den Insecten. In allen Geschäften sieht man sich von diesen gehindert und verfolgt und zu täglich neuer Anstrengung des eigenen Erfindungsgeistes veranlaßt, um ihnen zu begegnen; hat aber oft den Verdruß, entdecken zu müssen, daß die Schärfe des menschlichen Verstandes dem Instinct kleiner Thiere unterliege. Nur allein aus der Gattung Blatta (Schaben) bewohnen drei Arten die Häuser der Menschen, und die allerfurchtbarste, die Chilicabra, von kaum drei Viertel Zoll in die Länge, erscheint in Schaaren, die aller Beschreibung spotten. Hunderte erfüllen ein Gefäß mit Speiseüberresten, welches nur eine kurze Zeit unverwahrt gelassen, und Tausende leben in den schwarzgeräucherten Palmenblattdächern und bringen im Laufen des Nachts ein Rascheln, dem leise fallenden Regen vergleichbar, hervor. Die Verwüstungen, welche diese Thiere in den Vorräthen anzurichten vermögen, ihre Beharrlichkeit und List, ihre ungeheuere Vermehrung und kluge Vermeidung aller gelegten Fallen, sei es durch Vergiftung oder andere Vorkehrungen, ihre Kühnheit und Geschwindigkeit sind zusammen Dinge, die auf die Länge auch den Gedulbigsten erzürnen. Nur in der Nähe der Ceja erscheint dieses abscheuliche Geschöpf.

Eine fast noch größere Qual, wenigstens für den Naturforscher, sind die Ameisen, die hier mehr vertreten sind als in den ebeneren Gegenden. Von 1 Zoll bis ½ Linie, von aller Färbung zwischen gelb und schwarz, von der verschiedenartigsten Thätigkeit und allerlei Wohnorten, von den abweichendsten Sitten, würden die Ameisen dieser Gegend allein die ganze Aufmerksamkeit eines rüstigen Entomologen mehrere Jahre beschäftigen können. Blos innerhalb der Hütten unterscheidet man mühelos ohne alle feinere Untersuchung sieben Arten als die lästigsten Mitbewohner. Pöppig fand

in den Wäldern (oberflächlich) sechsundzwanzig Arten. Jede Pflanzengruppe ernährt besondere Arten. Eine jener unbezweifelt sehr nützlichen und den Menschen nicht ungereizt angreifenden Arten ist die peruanische Wanderameise, Guaguaniagnë in der Incasprache, d. i. welche die Augen weinen macht (wenn ihr Biß auch nur für wenige Minuten empfindlich, so erhält der Unvorsichtige gleichzeitig zu viele, um sie lächerlich finden zu können). In endlosen Zügen kommt sie aus der Wildniß hervor und verschwindet wieder dahin. Meistens in der Regenzeit sichtbar, vernichten sie unzählige verderbliche Insecten, selbst Amphibien und Säugethiere. Die breiten Colonnen bewegen sich unbekümmert um alle Hindernisse vorwärts, dicht an einander gedrängt marschiren die Millionen des stundenlangen Zuges, während zu beiden Seiten die Krieger, durch Größe und Farbe ausgezeichnet, geschäftig hin- und herlaufen, bereit zur Vertheidigung, allein auch beschäftigt mit der Aufspürung und Festhaltung der Thiere, die das Unglück haben, sich ihnen weder durch Gewalt noch Schnelligkeit entziehen zu können. Sie bewältigen sogar große Schlangen nach dem Bericht der Eingebornen, denn rasch schließen die Krieger einen Kreis um das sich sonnende Reptil, das nach dem Erblicken seiner Feinde sich zu retten sucht. Allein umsonst ist die Bemühung, denn rasch haben sich sechs oder mehr Feinde angehängt und während das gepeinigte Thier durch eine einzige Windung sich zu befreien sucht, verhundertfacht sich die Zahl seiner Gegner, die kleinen Geschlechtslosen des Hauptzugs stürzen tausendweise herbei, und wie die an unzähligen Punkten verwundete Schlange sich winde, so wird doch von ihr in wenigen Stunden nichts mehr als ein wohlgereinigtes Scelet da sein. Des Nachts ballt sich das unübersehliche Heer in Kugeln, den größten Kürbissen vergleichbar, zusammen. Nahet der Morgen, so lösen sich diese Ansammlungen auf und in gerader Linie setzt der Zug sich fort. Nur die Nässe scheint ihnen unwillkommen, denn nach heftigem Regen findet man die marschirenden Colonnen halberstarrt und nur langsamer Bewegung fähig, und entspricht es sonst ihrer Richtung, so ziehen diese Ameisen die von Menschen gebahnten Fußwege dem hohen feuchten Grase vor. [276]

---

13. Die Guanoinseln.

(**N. J. Andersson.**)

Acht Tage, nachdem wir Chile verlassen hatten, ankerten wir außerhalb der Chinchainseln, die vor der Stadt Pisco in Peru liegen. Schon ehe wir ihnen nahten, waren wir einigen anderen Inselgruppen vorbeigesegelt, deren höchst seltsame Formationen unsere ganze Aufmerksamkeit erregt hatten. Jeder Spur des Grünen beraubt lagen sie da, bald weiß glänzend, bald wie große Sandhöhen in wunderlichen Formen; die felsigen Küsten waren in hohem Grade ausgewaschen und bildeten Grotten, ja sogar Durchgänge quer durch die Inseln, welche Pforten glichen. Die drei G u a n o i n s e l n schienen niedriger als die ebengenannten, und waren von Farbe röther, wie ein abgebranntes Haideland. Die Gestade erhoben sich hin und wider zu steilen Bergen empor, auf mannigfaltige Weise in Grotten zergliedert. Wir ankerten außerhalb der östlichsten dieser Inseln, wo zwölf Handelsschiffe von verschiedenen Völkern lagen und eine peruanische Brigg stationirt war, welche unter den Schiffen und der Mannschaft Ordnung aufrecht erhielt. Die Schiffe, welche Guano von hier holen, und worauf die Fracht oft von Valparaiso nach England und Nordamerika angewiesen ist, sind gezwungen, erst nach Callao zu gehen, um ihre Papiere bescheinigen zu lassen, und von da geht die Fahrt nach Pisco, wo die theure Waare eingenommen wird.

Wir landeten am nördlichen Punkt dieser Insel, bei einer steil niederstürzenden Felswand, stiegen eine mit großer Mühe angelegte Treppe hinan, und als wir die Höhe erreicht hatten, standen wir mitten unter den Häusern der Insel. Einige waren nothdürftig von Brettern zusammengenagelt, und hier hatten die Buchhalter und Aufseher der Arbeiter ihre Woh-

nungen. Die Arbeiter wohnten in einer Art Hütten von Rohrmatten und Bambusstäben, viereckig, vier Ellen hoch, bald größer, bald kleiner, und in Räume getheilt. Es war nur Platz für die allernothwendigsten Geräthe; Dielung gab es nicht, und der Fußboden war ganz und gar im Naturzustande, man konnte kaum einsehen, wie Menschen es aushalten, in den Hütten zu leben. Die Menschen, welche zum Brechen des Guano verwendet werden, können freilich auf große Bequemlichkeiten keinen Anspruch machen; denn der eine Theil mußte, nach den eisernen Fußschellen zu schließen, aus Verbrechern bestehen, und die anderen waren sogenannte politische Gefangene aus Peru, arme Teufel, die während eines Aufstandes in Peru die Rolle hurrahschreiender Miethlinge gespielt hatten. Außerdem gab es hier etwa hundert Chinesen, die freilich behaupteten, sie seien hieher gekommen, um Arbeit zu suchen, während der Verlust des volksthümlichen Haarzopfes verrieth, daß es mit ihrem Verhalten zu der bürgerlichen Gesellschaft nicht durchgehend richtig war. Nichts kann trauriger sein, als der Anblick dieser Menschen. Im Gesicht und an den sämmtlichen Gliedern von dem stinkenden bräunlichen Guanostaub bedeckt, mit zerrissenen Kleidern, und mit Gesichtszügen, die mit wenigen Ausnahmen einen Ausdruck haben, der den Fußschellen entspricht, sehen sie im Ganzen so aus, daß man sich wundert, wenn man sicher unter ihnen umhergehen kann, und wenn man sie in der muntersten Stimmung den Chinesen „Chin, Chin" zurufen hört. Ich weiß nicht, ob es freie Arbeiter auf der Insel giebt; man sagte uns, daß die Gefangenen vier bis fünf Jahre hier bleiben, daß sie vier Piaster monatlichen Arbeitslohn, oder etwa sechs Sgr. täglich, nebst Wasser und schlechter Kost bekommen. Sie sind verpflichtet, täglich neunzig Karren Guano herunterzuschaffen; was sie über dieses Maß liefern, wird ihnen besonders bezahlt, wodurch sie sich einen Sparpfennig erwerben können.

Nach einer kurzen Wanderung kamen wir zu der Stelle, wo gegenwärtig Guano gebrochen wird. Es war ein hoher, steiler Hügel, auf dessen Seiten jeder Arbeiter einen länglichen Gürtel von etwa zwei Ellen Breite eingenommen hatte, von dem des Nachbarn durch aufrecht stehende, mauerähnliche Guanokämme getrennt. In dieser Rinne stand der Arbeiter und brach mit einer Hacke Guanostücke los, welche zu dem Fuß des Hügels niederrollten, wo sie auf eine hohe und weite Schubkarre geladen wurden. Von hier schaffte man sie auf ordentlichen, festen, mit eisernen Schienen versehenen Wagen zur Küste hinunter, wo hohe Holzplanken in Form eines mit der Spitze herausgekehrten Dreiecks aufgerichtet waren. Von dieser Spitze, wo der Guano herausgewälzt wird, gehen Schläuche aus Leinwand, bestimmt, mit dem untersten Ende in den Kastenraum eines unter der Klippe liegenden Schiffes auszumünden. Jetzt lag kein Fahrzeug dort, da die Brandung sehr stark war, aber man belud drei Pramen, und es war komisch anzusehen, mit welcher Sorgfalt man durch Ausspannen von Segeln auf der Seite des Fahrzeugs, wo der Pram lag, das Eindringen des stinkenden Stoffes in die Cajüte zu verhindern suchte.

Die Insel selbst besteht aus einer mächtigen Masse porphyrartigen Gneises, über welchem der Guano in gewaltiger Menge liegt. Man hat berechnet, daß die Insel, die eine Oberfläche von acht englischen Quadratmeilen hat, 495,616,000 Cubik-Yard Guano enthält, was, da jede Cubik-Yard auf vier englische Centner berechnet wird, 1,982,464,000 Centner oder 99,123,300 Tonnen giebt, woraus folgt, daß die Insel jährlich 50,000 Tonnen 2000 Jahre lang liefern könnte. Der Guano enthält nicht allein den Dünger einer ungeheueren Masse von Seevögeln, diesen kostbaren Gegenstand, wovon die Tonne mit einem Pfund Sterling bezahlt wird, sondern auch der Vögel Flügel, Gerippe und Beine, und man sieht diese Theile ziemlich unversehrt in der obersten Lage, dagegen ganz zerbröckelt in der untersten. Hier bildet der Guano jenen hellbraunen Stoff, der gleich Staub in die Höhe wirbelt und überall durchdringt, denselben Geruch mit sich führend, den man in Hühnerställen, wo gerade nicht überflüssige Reinlichkeit herrscht, antrifft.

Peru hat diese Inseln an eine englische Gesellschaft für eine bedeutende Summe verpachtet, und wird, wenn die Goldminen seiner Gebirge erschöpft sind, auf lange Zeit Gold aus diesem Vogelmist graben.

Macht man, nachdem man die Insel durchwandert und sich müde gegangen hat, auf der nackten, ich will nicht sagen, Flur, sondern Fläche, wo kein Hügel, kein Kraut, kein Grashalm, nicht einmal ein Bischen Moos aus dem rothbraunen Gras hervorkeimt, und wo der

Fuß jeden Augenblick in Vertiefungen tritt, worin Tausende von Vögeln hausen — macht man, sage ich, nach einer solchen Wanderung einen Ausflug zu den Küsten der Insel hinab, so trifft man dort ein nicht minder anziehendes Schauspiel. Lothrecht von einer fürchterlichen Höhe senken sich die Bergwände ins Meer hinab, welches unablässig seine Brandung daran bricht. Oben sieht man die Guanomassen, welche mehr oder weniger die Klippe verzehrt, und verursacht haben, daß große Stücke davon losgerissen und niedergerollt sind; diese Stücke liegen nun wie freistehende Klippen, außerhalb der Insel, oft in höchst phantastischen Formen. Die Klippenwände sind selten glatt; große, geräumige Grotten mit Durchgängen von der einen zur anderen, ungeheure Aushöhlungen und heraustretende Klippenblöcke geben ihnen ein gebrochenes, oft großartiges und majestätisches Aussehen. In jedem Schlupfloch, auf jeder herausschießenden Zinne, selbst auf den glatten Klippenflächen sitzen Vögel zu Tausenden, bald kleine mit rothen Füßen und rothen Schnäbeln, schmucken, gewässerten Flügeln, bald große, pelikanartige Raubvögel, alle in einem durchdringenden Concert schreiend, oder auch über der Wasserfläche flatternd. Zahlreiche Seethiere leben unter den Tangarten, und wenn der Tod und die Reste des Todes oben in finsterer Einförmigkeit brüten, bewegt sich hier das mannigfaltigste Leben.

[188]

14. Die tropische Natur am Marannon.

(Ed. Poeppig.)

Nach der Vereinigung mit dem Ucayale erlangt der Strom ein wahrhaft majestätisches Ansehen, und wenn auch die Gleichförmigkeit der Landschaft in der Entfernung mehrerer hundert Meilen zuletzt das Auge ermüdet, so nimmt das geistige Interesse zu, je mehr man in der vergrößerten Menge der physischen Erscheinungen den Maßstab des Ungeheueren als den einzig befolgten erkennt. Ein breiter Strom, der bald, in zahlreiche Arme gespalten, zwischen sandigen, aber dennoch hochbewaldeten Inseln dahinfließt, oder in ein seegleiches Becken ungetrennt sich ausdehnt, ein dunkelgrüner Waldrand, der auf so ebenem Boden und von tausend Schlingpflanzen übersponnen in der Entfernung fast einer künstlich gezogenen aber riesengroßen Hecke gleicht, sind die einzigen Bestandtheile dieser landschaftlichen Ansichten. Wahr ist es, daß nirgend eine gewerbfleißige Stadt an den Ufern sich erhebt, denn nur nach einer oder zwei Tagereisen erreicht man ein ärmliches Dorf, dessen Rohrhütten, von halbwilden Menschen bewohnt, schon in kurzer Entfernung nicht mehr unterscheidbar sind; — allein über das Ganze spannt sich ein wolkenloser Himmel, und die Strahlen der tropischen Sonne fallen auf eine Natur von so unendlichem Reichthum, die Kraft des Lebens spricht sich allenthalben mit solcher Stärke aus, daß der Reisende, weit entfernt, die Langeweile einer Seefahrt zu empfinden, mit zunehmendem Antheil den Weg fortsetzt und jeden Morgen mit neuer Freude die in heiliger Stille ruhende Wildniß begrüßt. Kühl ist dann die Luft, und das Blätterdach des schwimmenden Hauses träuft von dem Thaue der nächtlichen Fahrt, als sei soeben ein heftiger Platzregen gefallen; höchst selten ist irgend ein Luftzug um jene Zeit bemerkbar; denn die Regelmäßigkeit der östlichen Winde ist in den höheren Regionen des Stromes bei Weitem nicht so groß wie in den Provinzen, die seiner Mündung näher liegen. Spiegelglatt ziehen die Fluthen dahin, und ihre Schnelligkeit ist oft nur aus dem beschleunigten Laufe des Fahrzeugs oder dem dumpfen Rauschen abzunehmen, welches sie bei ihrer Ankunft an eins der großen natürlichen Verhaue auf halb versunkenen oder überschwemmten Inseln hervorbringen. Der Aufgang der Sonne ruft zwar in tropischen Gegenden eine sehr große Anzahl von Thieren in das Leben; allein die allgemeine Thätigkeit derselben wird nur erst längere Zeit nach dem Erscheinen des wohlthätigen Gestirns bemerklich; denn meist sind die Bewohner der Wälder so frostig, daß sie, statt in Zügen aus ihren Lagern aufzubrechen, oder auch vereinzelt zum

Suchen ihrer Nahrung auszugehen, sich vorher den Strahlen längere Zeit aussetzen, um, von der zunehmenden Wärme durchdrungen und aufgeregt, mit verdoppelter Kraft ihre Geschäfte zu beginnen. Große Familien von Affen nehmen die höchsten Gipfel ein, wo eben so wenig der Pfeil des Indianers als das Blei des Europäers sie leicht erreichen kann. Besonders sitzen die Brüllaffen in behaglichen Stellungen der Morgensonne zugewendet, die sie in Tönen begrüßen, welche wohl zu den rauhesten des vielstimmigen Orchesters der Urwälder gehören, allein dem freudigerregten Beobachter dieser erhebenden Naturscenen in solchen Augenblicken nur wie die Opfer des Dankes erscheinen, die ein jedes der lebenden Geschöpfe dem Geiste des Weltalls im Maße der ihm verliehenen Kräfte darbringt. Die meisten Thiere fliehen in jener Stunde die niedrigsten Schichten der Waldung; denn die eigenthümliche Ausbreitung sehr vieler tropischer Bäume in breite, platte Kronen bringt eben so viele Schirme hervor, die den wassererfüllten Boden so dicht beschatten, daß stets auf ihm eine nur des Mittags angenehme Kühle herrscht. Darum steigen selbst die Vögel, die sonst auf der Erde in niedrigen Büschen oder auf den Sandinseln ihre Nahrung finden, des Morgens bis in die luftigsten Kronen. Auch die Geschöpfe der geringeren Ordnungen theilen diese Sehnsucht nach der Sonnenwärme, die Fische schwimmen entweder so sorglos und ruhig an der Oberfläche, daß der wachsame Indianer sie leicht und schnell mit Wurfspieß oder Pfeil erlegt, oder sie fliegen schaarenweise hervor, während die plumpen Sprünge der großen Delphine hier in weiter Entfernung vom Ocean an die Scenen der gegenseitigen Verfolgung oder des fröhlichen Lebens erinnern, die in den milderen Breiten dem unerfahreneren Seereisenden vieles Vergnügen gewähren und zu jeder Zeit eine angenehme Unterbrechung der Einförmigkeit abgeben. Noch liegen niedrige und dünne Nebelstreifen, nicht den unfreundlichdüsteren Decken des Nordens, aus denen sich Unwetter entwickeln, sondern eher dem durchsichtigen Schleier vergleichbar, der ein kostbares Gemälde überzieht, über der Landschaft; sie weichen, in dem Luftstrom zerschmelzend, der die Richtung der Gewässer befolgt und leise in den späteren Morgenstunden an der Oberfläche des Flusses weht, wenn nicht ein kräftiger Wind der höheren Regionen an seine Stelle tritt. Wärmer wird der Strahl der jungen Sonne, und daß auch die Pflanzenwelt von einem höheren Leben ergriffen sei, verkündet der balsamische Duft unzähliger harziger Baumstämme und Blüthen, der weiterhin unter dem Einflusse der Mittagshitze verschwindet. Nun erst entwickeln die zahlreichen Bewohner dieser Wildniß ihre volle Thätigkeit, denn sie sind die unverdrängten Besitzer des weiten Reiches, in welchem der Mensch sich noch keine bleibende Stätte begründet hat. Zahllose Entenschaaren treiben auf den flachen Wellen, so unvertraut mit der Verfolgung des Jägers, daß dieser zwischen ihnen hinrudert, ohne Schrecken oder Flucht zu veranlassen, und Wolken von schwarzköpfigen Möven sind wie an den Küsten des Meeres mit dem Fischfange beschäftigt. Auch größere Thiere werden sichtbar; am Ufer erscheinen die Rehe, und die Bewegung der Aeste verräth das Wandern einer Heerde von Affen, bald von den größeren Arten, denen nur die Onze furchtbar ist, bald von den kleinen Sagoin, die, von gefräßigen Raubvögeln umschwärmt und in beständiger Furcht erhalten, nur durch außerordentliche Schnelligkeit sich retten. Von jener Zeit an herrscht auf diesem Naturtheater das geschäftigste Leben, begleitet von den vielerlei Tönen, wie sie bald Freude, bald Furcht oder Gewohnheit den zahlreichen Theilnehmern des großen Dramas entlockt; nur der Indianer vermag einzelne Stimmen aus diesem vielzähligen Chor herauszufinden, in welchen höchst selten ein Laut, durch Menschen hervorgebracht, sich einmischt. Es mögen Tage vergehen, ehe der rauhe, aber sehr weit vernehmbare Ton der hölzernen Trompete die Nähe einer anderen Gesellschaft von Reisenden verkündet, und eben so wie auf dem Meere der Ungeübte lange Zeit umsonst am Horizonte nach dem von einem alten Seemanne vorher erkannten Fahrzeuge umherspähet, eben so entgeht ihm auf diesem Flusse gar leicht der kleine Kahn, der, mit braunen Indianern gefüllt, von den tief herabhängenden Aesten beschattet, langsam gegen die ruhigere Strömung am Ufer aufwärts geht. Am Lande selbst mengt noch mancher Ton sich ein, den die Beschäftigungen der Thiere hervorbringen; die unübersehlichen Flüge grüner Papageien aller Arten bis zu dem zutraulichen Lorito, der, nicht größer als ein Sperling und durch goldgelbe Stirne ausgezeichnet, jung eingefangen, der freundlichste Gesellschafter der Menschen ist, haben sich auf fruchttragenden Waldbäumen niedergelassen, und das Herab-

fallen der Kapseln und Beeren bringt auf den harten Blättern der Helikonien des Ufers das Geräusch eines Schlossenwetters hervor. An dem weißen Stamme einer Iririmapalme wird ein glänzender Schweif von himmelblauen Federn sichtbar; er verräth den gelben Arara, der dort beschäftigt ist, das Innere eines Spechtloches mit seinem starken Schnabel zum Neste zu erweitern, aus dem jedoch der ellenlange unbequeme Schmuck auch beim Brüten hervorhängt. Die Spechte selbst erfüllen den Wald mit ihren pochenden Tönen; denn nur eine einzige, die strohgelbe Art, zieht es vor, die Termitenbaue ohne Mühe und Lärm zu zerbrechen, und erhält auf diese Weise einen heftigen Geruch, der selbst der ausgestopften Haut noch nach Jahren bleibt. Bisweilen erklingt aus der Tiefe der Wälder von Orten, wo zahlreiche Palmen ein sumpfigeres Land vermuthen lassen, ein Geräusch, dem eiligen Herannahen einer galoppirenden Truppe vergleichbar. Die großen Heerden wilder Pekaris bringen es hervor, indem sie den Boden gemeinsam zerstampfen, vielleicht um die Insecten und Würmer aufzuschrecken, ehe sie das schwarze Erdreich mit dem Rüssel aufwühlen. Doch erfordert es Vorsicht, sie zu beschleichen. Inzwischen nahet der Mittag. Die Sonne wirkt dann selbst für tropische Wesen zu heftig, und wie Alles dem tiefen Schatten zueilt, und viele Geschöpfe, besonders die Vögel, in Schlaf verfallen, tritt neue allgemeine Ruhe ein. Keine Wolke zieht über das Himmelsgewölbe; die lorbeerartigen Blätter der Baumkronen glitzern unter dem senkrechten Strahle; aber heiliges Dunkel herrscht näher am Boden, wo dann höchstens ein Schmetterling oder ein Colibri umhergaukelt. War der Horizont des Stromes nach unten, da, wo er geradlinig und insellos dahinströmt, schon des Morgens nicht immer deutlich, so verschwindet er um diese Zeit ganz. Die Strahlen der Sonne brechen sich dann auf so besondere Weise, daß bisweilen die Luftspiegelung der Seeküsten eintritt, und die langen Reihen von Palmen verkehrt erscheinen. Anderemal gewahrt man nur eine und die andere Baumkrone, in den Dunst der Entfernung gehüllt und von dem Spiegel des mächtigen Stromes durch eine zitternde Schicht der stark erhitzten Luft geschieden. Fische und Wasservögel sind verschwunden, nur an den Mündungen der Nebenflüsse, da, wo große Schlammbänke sich angesetzt haben, liegen schaarenweise die greulichen Crocodile ausgestreckt, um sich zu sonnen. Wenn die Sonne dem Untergange sich nahet, entwickelt sich dieselbe Scene wie am frühen Morgen; denn zum zweiten Mal eilen die vielen Bewohner der Wildniß zu der Tafel, die eine gütige Hand in Einem fort für sie besetzt hält. Bisweilen aber wird der Frieden furchtbar unterbrochen, wenn mit unbeschreiblicher Schnelligkeit ein Ungewitter sich gebildet hat. Das Geheul der Myceten und der Nachtaffen, der schrille Ton der Möven und die allgemeine Angst der Thiere verkünden die Schrecken, noch ehe sie nahen. Geisterhaft rauschen die Baumwipfel, während noch kein Luftzug sich rührt, und wie eine warnende Stimme geht den schwarz herbeiziehenden Massen ein dumpfes Sausen in den höchsten Regionen voraus. Der alte Forst kracht bald darauf unter dem orcanartigen Sturme, nachtgleiche Dunkelheit tritt ein und während Blitz und Donner unter undurchsichtiger Ergießung sich ohne Pause folgen, empören sich die Gewässer des Stromes wie ein Meer zu gefahrdrohender Höhe. Indessen wenn die Natur hier je zu zürnen scheint, so ist es nur für kurze Zeit. Die Wolken brechen und einer besseren Heimat gleich, zu der die Seele, vom Irdischen entbunden, auf freier Schwinge sich dereinst erheben wird, strahlt mild und hoffnungsreich der Abendhimmel, bis die Nacht friedlich über Strom und Wald herabsinkt.

Mit der Schnelligkeit des Marannon schwamm das Floß den größten Theil des Tages fort, wohl auch des Nachts, wenn keine besonderen Gefahren zu drohen schienen. Nur um dem allgemeinen Wunsche eines völlig sorgenfreien Schlummers zu entsprechen, wurde bisweilen gelandet, wenn gerade ein weit ausgedehntes Sandufer sich zeigte. Vorsichtig befestigten wir das Fahrzeug und errichteten in der Mitte der Wildniß das fröhliche Lager. Gewöhnlich wählt man zu diesem eine Insel, da die größere Entfernung vom Urwald Sicherheit vor den Raubthieren verspricht, die oft überschwemmten pflanzenlosen Uferstrecken reinlich und luftig sind und einen weiten Umblick erlauben. Der Indianer braucht das Brennholz nicht aus weiter Entfernung herbeizuschaffen; denn stets setzen sich auf der obersten Landspitze riesengroße Baumstämme fest, die mit den Fluthen herabkamen, vielleicht, sechs Monate später von Neuem emporgehoben, die Reise wiederum antreten, und, obgleich am Fuß der

Anden erwachsen, bestimmt sein können, durch Meeresströmungen ergriffen, in den traurigsten Regionen, am Nordpol, dem Eingebornen eine Segnung, zu landen. Gern zündet der Indianer aus Muthwillen das gesammte Bollwerk an, und es begiebt sich wohl, daß wenn die Gluth in unerwarteter Richtung fortschreitet, die ganze Gesellschaft auf das Eiligste zum Fahrzeug entfliehen muß und ihr Glück zu preisen hat, wenn sie ohne Verlust weiterhin ein anderes Lager erreicht, während die Gluthsäule noch lange über den Urwald emporlodert. Fallen solche wilde Scherze auch nicht vor, so zündet doch der Eingeborne am Wasserrande ein Feuer an, sicher, in wenigen Augenblicken eine Menge großer Fische herbeizulocken und mit der Wurflanze zu erlegen. Andere gehen aus, um die Schildkröten zu belauern, die allnächtlich an das Ufer kommen, um ihre Eier zu vergraben; die Onze treibt dieselbe Jagd, und deßhalb entfernt sich nie ein Indianer allein und ohne Waffen von dem Wachtfeuer. Fast jedes Landen auf solchen Inseln trägt Vorrath zur Weiterreise ein; denn die gefangenen Amphibien werden auf dem Flosse angebunden, wo sie im Genuß des Schattens und Wassers geraume Zeit fortleben. Kaum ist das am Orte selbst mit geringer Mühe erlangte Abendessen verzehrt, so plätschern auch schon die Indianer nach unveränderlicher Gewohnheit im Wasser, und wenn noch ein Baumstamm zum Wachtfeuer hingewälzt ist, strecken sich alle in einer Reihe unter den schwarzgefärbten Toldos aus, die auf dem weißen Sande wie eben so viele Särge erscheinen. Der ruhige Athemzug deutet an, daß die Begleiter in den schweren Schlaf gefallen sind, der ihrer Race eigenthümlich ist, aber den leichter erregten Europäer unter Umgebungen solcher Größe und Herrlichkeit fliehet. In diesen liegt ein unbeschreibliches Etwas, das zum Nachsinnen auffordert. Leise brechen sich die Wellen am Sandufer, und kein Laut stört die Feier der Nacht. In der todtengleichen Stille vernimmt man das Rascheln des Insects am Boden und das Hervorspringen einzelner Fische in der fernen Mitte des Stromes. Auch am Himmel herrscht dieselbe Ruhe, denn keine vorübergleitende Wolke verdeckt die ewigen Bahnen der still herabglänzenden Sterne. Auf einmal rauschen die Gewässer in der Ferne, als ob sich Welle über Welle dahin wälzte, und wie der wunderbare Ton in größerer Nähe sich zu entwickeln scheint, gewahrt man in der That eine ungewöhnliche Bewegung in der Mitte der mondbeleuchteten Wasserfläche. Bald darauf nimmt diese wiederum ab, bis weiter hinab das Rauschen völlig verklingt. Scheu flüstern die erwachenden Indianer; denn sie halten für die Hervorbringerin dieser unheimlichen Erscheinung eine riesige Amphibie, die zwar noch Niemand sah, deren Existenz aber jeder Forscher, der die Natur in solchen Ländern kennt, für möglich halten wird. Um Mitternacht wird in dem Walde die Ruhe zum ersten Mal unterbrochen, denn verschiedene Thierstimmen werden laut. Sie verkünden die Stunde, wie die Indianer sagen, und lassen von da an sich in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen hören. Der Ruf wird immer häufiger, je näher der Morgen rückt, allein er weicht kurz vor Aufgang der Sonne wieder der allgemeinen Stille, mit welcher die Nacht begann. Bisweilen ergreift irgend eine unbekannte Ursache die Thierwelt in solchem Maße, daß ein tausendstimmiges Geschrei entsteht, welches zwar periodenweise abnimmt, allein nie ganz der gewöhnlichen Ruhe weicht, ehe nicht die Sonne ihre furchtverscheuchenden Strahlen über die Wälder ergießt. Nicht überall ist jedoch das Nachtlager in der Wildniß so sicher und unbeschwerlich; denn manche der Inseln sind oft mit Stechmücken erfüllt, daß sich ihnen Niemand gern nähert, und andere Male bringt das Knurren der nahe umherstreifenden Onzen, oder das Sichtbarwerden herbeikriechender Crocodile, die keinesweges das Feuer fürchten, die ganze Gesellschaft in Unruhe. Nur auf der Mitte des königlichen Stromes genießt man volle Sicherheit; denn sehr selten kreuzt ihn ein Crocodil, und die Insecten werden von ihren gebrechlichen Schwingen nicht so weit vom Ufer fortgetragen. Das Fahrzeug gleitet auf den Wellen langsam fort, während nach und nach die ganze Mannschaft, den Wächter ausgeschlossen, in Schlaf versinkt, obgleich Gefahren drohen, die nur dem Amazonenstrome eigen sind. An jenen Verhauen von Stämmen, die sich auf den Landspitzen festsetzen, bricht sich das Wasser mit großer Gewalt, und Stromschnellen umgeben die Stellen, wo ganze Uferstrecken mit donnergleichem Rollen in die Tiefe hinabsinken, eine Erscheinung, welche man im Laufe eines Tages mehrmals beobachtet. Verloren ist der Kahn, der zwischen die schwankenden Stämme geräth, die, halb versunken, allein am Boden wohl befestigt, und ihre Aeste in den Wirbeln kreis-

förmig herumbewegend, ihn entweder umstürzen oder zertrümmern. Zweimal gerieth vom Strome des Marannon, dem unser Rudern nicht widerstand, ergriffen, das Floß in solche Palisadas, allein es entkam glücklich der Gefahr. Bewies sich zwar die Festigkeit des Baues, so blieb doch viele Furcht vor solchen Abenteuern während der nächtlichen Fahrten auf einem unbekannten Strome und in der Mitte einer Wildniß zurück, wo der Schiffbrüchige mit großer Mühe nur das nächste Indianerdorf erreicht haben würde, ohne Waffen sogar vielleicht in den ersten Stunden den wilden Thieren zur Beute werden mußte. [276]

---

15. Ein Tag unter dem Aequator.

(C. Fr. Ph. v. Martius.)

Nur wenige Tage hatten wir die Rossinha, jenen anmuthigen Landsitz bei Para, welcher uns durch wohlwollende Gastfreundschaft eröffnet war, bewohnt, so empfanden wir eine schnelle und allgemeine Veränderung unseres physischen Zustandes. Verjüngt und erkräftigt richteten wir uns auf, feuriger schlugen unsere Pulse, rascher bewegten wir uns, mit größerem Verlangen setzten wir uns zum Mahle, und die Gegenstände um uns her traten den klareren Sinnen in höherem Glanze entgegen. Mit Erstaunen bemerkten wir diese schnelle Veränderung an uns selbst; und, mochte es nun die gesunde Luft oder die heitere Umgebung unseres Aufenthaltes, mochte es die Freude über die Erreichung eines langersehnten Zieles sein, was eine so zauberhafte Wirkung veranlaßte, — wir wünschten uns Glück zu dieser Wiedergeburt, und gelobten sie in froher Thätigkeit zu nützen.

Unsere Wohnung *), ein sehr geräumiges Viereck, welches nicht blos uns in zahlreichen Gemächern aufnahm, sondern auf der Hinterseite von mehreren Negerfamilien, den Dienern in diesem schönen Besitzthume, besetzt war, bietet, obgleich nur wenig von der Stadt entfernt, alle Reize der Einsamkeit dar. Vor ihr breitet sich eine ebene Wiese aus, von künstlichen Hecken umfangen, und unterbrochen hier von einzelnen Palmen, dort von zerstreutem Buschwerke. An die Rückseite des Hauses schließt sich ein geräumiger Küchen- und Baumgarten, von dem aus sich enge Fußpfade zu einem ungleichen, unbebauten Terrain fortschlängeln, das, mit schattenreicher Waldung und mit undurchdringlichem Dickicht bewachsen, sich ohne Abgrenzung in die Ferne zieht. Hier winden sich durch die Niederungen Gräben und Teiche hin, und aus dem Gewässer schießt ein wildes Gehege breitblätteriger Schilfe und stachelicher Rohrpalmen hervor. Mit Grauen verliert sich der Naturforscher, unsicheren Schrittes, in diese Gründe, wo ihn das Gefieder des Waldes verläßt, nur scheue Capivaren bisweilen seinem Blicke begegnen oder ein heftiger Moschusgeruch jene gepanzerten Ungeheuer, die Kaimans, verräth, welche sich, wie die tiefste Verworfenheit, in Moder und Dunkel verborgen halten. So fanden wir uns also in einer Gegend, die auf der einen Seite schon durch Cultur veredelt worden, auf der anderen aber noch die wilde und unbesiegte Zeugungskraft des amerikanischen Bodens vergegenwärtigte; und ein einziger Blick führte uns die mannigfachsten Naturentwickelungen vor. Da dieser Reisebericht auch ein Spiegel unseres inneren Lebens sein, dem freundlichen Leser nicht blos von dem Gegenständlichen unserer Beobachtungen Kunde geben soll, so sei erlaubt, daß der Herausgeber ein Blatt seines Tagebuches beifüge.

„Para, den 16. August 1819. Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so Manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit dieses Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen, und wie zum Triumphgesang zusammentönen, zeitiget Gefühle und Gedanken. Ich meine besser zu verstehen, was es heiße, Geschichtsschreiber der Natur zu sein. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es

---

*) Der englische Naturforscher Bates fand 1849 das Haus in vernachlässigtem Zustande und die Pflanzungen mit Sträuchern überwachsen.

zu erfassen in seiner göttlichen Pragmatik, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlten Wonneschauern. — Es ist drei Uhr Morgens; ich verlasse meine Hängematte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden, und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Widerscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und stille ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Veranda und betrachte meine trauten Freunde: Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung herstehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Nacht auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr, süßduftende Paulinienhecken, begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du, erhabene, düster schattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein, und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches, oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten. Um fünf Uhr sah ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines, gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind, der im Osten aufsteht, bewegt sie langsam; schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Kuppeln der domartig gewölbten Caryocar-, Bertholetia- und Symphoniastämme. Die Zweige, die Blätter regen sich; die Träumer wachen auf, und baden in der erfrischten Morgenluft; Käfer fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend ins Dickicht zurück; die Nachtschmetterlinge suchen lichtscheu taumelnd ihre Waldnacht wieder; auf den Wegen regt sichs, die Nagethiere laufen ins Gemäuer zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen ausruft. Immer heller wirds in der Luft; — der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur: die Erde erwartet ihren Bräutigam; und siehe! da ist er: wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand, jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, große Reflexe flüchten sich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Thauglanz, festlich, jugendlich heiter: die schönste Braut. Kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über der Erde. Alles ist Leben; Thiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um sieben Uhr beginnt der Thau zu verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme merklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine, weißlockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagesgestirn zu, und verlängern sich allmälig weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken: der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; Blüthen entfalten sich. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf, sie gestalten sich zu breiten, dichteren Massen, und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrscht. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Strahlen der Sonne; ganz selbstverloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Colibris schwirren lustig näher, ein lebendiges Farbenspiel gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durcheinander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägeren Thiere empfinden den Sonnenreiz; das Crocodil steigt vom Schlamme des unteren Ufers weiter herauf, und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulichgrau den Horizont, gegen den Zenith thürmen sie sich an zu helleren, weitverbreiteten

Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischendurch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heißer liegt die Gluth der Luft auf der Landschaft. Mittag ist vorüber: trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über der Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Lust des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt; raschen Schrittes und unabweislich wird sie hereinbrechen: schon erkältet sich die Luft, die Winde fahren wild gegen einander; sie wühlen den Wald auf, und dann das Meer, das immer schwärzer einherwogt, und die Flüsse, die dunkler, und vom Winde übertönt lautlos dahin zu fließen scheinen. Der Sturm ist da! — zwei-, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei-, dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig, erbebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf; ein neuer Donner, und — nicht Regen, Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt; das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Ocean den letzten Reiz der Jungfräulichkeit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. — Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insecten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt läßt das Säugethier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Fluth, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmälig, — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber. In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinanderziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen in dünnen, leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturmes ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flocken am Horizont; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt, und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments. Ruhe und Liebe hat sie der Creatur zurückgelassen; mit dem Dunkel des Abends wird Thier und Pflanze zu neuen Ahnungen fortgerissen, und trauliches Geflüster und Schwirren belebt die Schatten des Waldes; verjüngte Liebessehnsucht athmet in den wollustreichen Düften, die aus neu erschlossenen Blumen strömen; die Natur überläßt sich dem gewaltigen Zuge des Geschlechtes. Noch schwimmen einzelne Lichtblicke im Abglanz der untergegangenen Sonne um die Firsten, da steigt in stiller Kühle, ruhig, mild und geisterhaft, der silberweiße Mond über den dunklen Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich diese Gestalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und der Aether, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demuth und Vertrauen in das Herz des Menschen: die göttlichste Gabe nach einem Tag des Schauens und des Genießens. [260]

---

16. Brasilianischer Urwald.

(C. Fr. Ph. v. Martius.)

Die Urwälder, welche als Zeugen der schöpferischen Kraft des neuen Continentes in ursprünglicher Wildheit und noch unentweiht durch menschliche Einwirkung dastehen, nennt man in Brasilien jungfräuliche Wälder. In ihnen weht den Wanderer europäische Kühle an, und zugleich tritt ihm das Bild der üppigsten Fülle entgegen; eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor und noch nicht zufrieden mit diesen riesenhaften uralten Denkmalen ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von vielen grünenden und blühenden Parasiten hervor. Statt jener einförmigen Armuth an Arten in europäischen, besonders in nördlichen Wäldern, entfaltet sich hier eine unübersehbare Mannigfaltigkeit der Bildungen in Stämmen, Blättern und Blüthen. Fast ein jeder dieser Fürsten des Waldes, welche hier neben einander stehen, unterscheidet sich in dem Gesammtausdrucke von seinem Nachbarn.

Wenn wir es versuchen, ein Gemälde von dem Inneren einer tropischen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergessen, auf das Verhältniß aufmerksam zu machen, welches rücksichtlich des Selbsterhaltungstriebes zwischen den einzelnen Individuen stattfindet. Bei einer so großen Fülle von Leben und einem so kräftigen Ringen nach Entwickelung vermag selbst ein Boden, so fruchtbar und üppig, wie der hiesige, nicht die nöthige Nahrung in gehörigem Maße zu reichen; daher stehen jene riesenartigen Gewächse in einem beständigen Kampfe der Selbsterhaltung unter einander, und verdämmen sich mehr noch als die Bäume unserer Waldungen. Selbst die schon hoch erwachsenen und einer großen Masse von Nahrungsstoffen bedürftigen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthum zurück und fallen so in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die sie einer schnellen Auflösung entgegenführen. Man sieht so die edelsten Bäume nach wenigen Monaten eines tropischen Leidens von Ameisen und anderen Insecten zernagt, vom Grund bis an die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis sie plötzlich zum Schrecken der einsamen Bewohner des Waldes unter krachendem Geräusch zusammenstürzen. Im Allgemeinen machen die Landbauer die Bemerkung, daß Stämme, welche einzeln zwischen mehreren einer anderen Art stehen, leichter von letzteren unterdrückt werden. Eine regelmäßige Forstcultur, an die freilich bis jetzt in diesen wenig bevölkerten Wäldern noch nicht gedacht worden ist, wird daher hier künftig nicht sowohl das Wachsthum der Stämme gedrängter Nachbarschaft befördern, sondern vielmehr dafür Sorge tragen müssen, daß die Pflanzen in der zweckmäßigen Entfernung von einander aufwachsen.

Es wäre zu weitläufig, hier das Pflanzenwachsthum des Urwalds näher zu charakterisiren. Leichter läßt sich das eigenthümliche Thierleben desselben veranschaulichen. Der Naturforscher, zum ersten Male hieher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Natur bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre schuhlangen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor und beginnen die Reise auf den selbstgebahnten Straßen, ebenso die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden, eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen, oder, in einzelne



URWALD IN BRASILIEN.

Haufen zusammengestellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche, der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler, zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamm festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düster gefärbte, giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen sich hinaufwindend und auf Insecten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Inneren der Wälder nach den Anpflanzungen und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacus, Hoccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem, zänkischem Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insecten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden und erhaschen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen thut indessen die verliebte Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier, bald dort in vollen Nachtigalltönen lockend, den Jäger irre zu führen. Und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufpickt, sein weitschallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche, den Klängen der Hammerschläge auf dem Amboß ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari, die furchtsame Aguti und der rüsselige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen, nach Raub spähend, durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macuu, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen und gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

[260]

17. Die Mundurucú-Indianer am Tapajos.

(H. W. Bates.)

Die Mundurucús sind vielleicht der zahlreichste und furchtbarste Stamm der in der Amazonenregion noch übrigen Indianer. Sie wohnen am Tapajos und zwischen diesem Flusse und dem Madeira. Am Tapajos allein können sie 2000 streitbare Männer ins Feld stellen; die ganze Volkszahl des Stammes mag etwa 20,000 betragen. Man hörte Nichts von ihnen, bis vor etwa hundert Jahren, als sie die portugiesischen Ansiedlungen bekriegten und ihre Schaaren aus dem inneren Lande östlich des Tapajos herkamen. Im Anfang dieses Jahrhunderts schlossen die Portugiesen Frieden mit ihnen; seitdem sind sie immer treue Freunde der Weißen geblieben, und es ist merkwürdig, mit welcher Gewissenhaftigkeit diese Freundschaft selbst bei den entferntesten verstreuten Horden der Mundurucús gehalten wird.

Die große Verschiedenheit der Gestalt, Bildung des Kopfes und der Gesichtszüge bei diesem Volke fiel mir besonders auf und zeigte, wie wenig in dieser Beziehung die brasilianischen Indianer einander gleichen, selbst wenn sie zu ein und demselben Stamme gehören. Das Einzige, worin sie einander alle ähnlich sind, war das lange, dicke, schlichte, kohlschwarze Haar, die kupferfarbene Haut, und der ruhige, fast stumpfsinnige Ausdruck des Gesichts. Ich sah keinen so gemeinen Ausdruck des Gesichts wie häufig bei den Múras, und keinen Kopf von mongolischem Typus — breit, mit vorstehenden Backenknochen und schiefen Augen —, von dem einzelne Beispiele bei den halbcivilisirten Schiffern am Amazonenstrom vorkommen. Viele von ihnen hatten ein hübsches, ovales Gesicht, mit ziemlich langen und gutgebildeten Zügen, mäßig dünne Lippen und eine gewölbte Stirn. Ein kleines Mädchen von etwa zwölf Jahren hatte ein beinahe europäisches Gesicht und war auffallend schmächtig. Sie waren alle reinlich an ihrer Person; die Röcke der Frauen waren von grobem Baumwollenstoff, wie die Händler hieherbringen, und ihr Haar war durch Kämme von Bambusstücken am Hinterkopfe in einen Knoten befestigt. Die älteren Männer hatten das Haar kurz verschnitten, bis auf eine lange Franse, die vorn über die Stirn herabhing.

Die Mundurucús sind der am meisten kriegerische brasilianische Stamm und gelten auch für den am meisten angesiedelten und thätigsten; in dieser Beziehung stehen sie jedoch nicht höher als die Juris und Passés am oberen Amazonenstrom, und die Uapés an den oberen Gewässern des Rio Negro. Sie haben große Mandiocapflanzungen und verkaufen, was sie nicht selbst brauchen, am Tapajos 3000 bis 5000 Körbe (zu 60 Pfund) jährlich, an Kaufleute, die in den Monaten August bis Januar von Santarem her den Fluß heraufkommen. Sie sammeln auch große Massen Sassaparilla, Gummi elasticum und Tonkabohnen in den Wäldern. Wenn die Kaufleute an den Campinos (die dürftig bewaldete Gegend, wo der Hauptstamm der Mundurucús wohnt, oberhalb der Katarakten) ankommen, vertheilen sie zuerst ihre Waaren — wohlfeile Baumwollenzeuge, eiserne Beile, Messer, kurze Waaren — an die Häuptlinge und warten dann drei bis vier Monate, bis die Bezahlung in Producten erfolgt.

Durch den häufigen Verkehr mit den Weißen geht jetzt eine schnelle Veränderung in den Sitten dieser Indianer vor sich, und die, welche an den Ufern des Tapajos wohnen, tättowiren jetzt ihre Kinder nur selten. Der oberste Tuschaúa des Stammes, Namens Joaquim, erhielt als Anerkennung des Beistandes, den er während des Aufstandes 1835 bis 1836 den gesetzlichen Behörden geleistet hatte, ein Patent als Officier in der brasilianischen Armee. Es wäre falsch, wenn man die Mundurucús am Cupari und in vielen Gegenden am Tapajos Wilde nennen wollte; ihr geregeltes Leben, Ackerbau, Gehorsam gegen ihre Oberen, Treue gegen Verträge, Artigkeit im Benehmen geben ihnen Recht auf eine bessere Benennung. Für das civilisirte Leben in Städten und Dörfern und weitere Fortschritte in der Cultur scheinen sie jedoch nicht geeignet und ebenso unfähig zu sein wie die übrigen brasilianischen Stämme. In den früheren Kriegen rotteten sie zwei Nachbarvölker aus,

die Júmas und die Jacarés, und jetzt unternehmen sie jährlich einen Kriegszug gegen die Parárauátes und einen oder zwei ähnliche wilde Stämme, die im Inneren des Landes wohnen, aber oft durch Hunger an die Ufer der großen Flüsse getrieben werden, wo sie die Pflanzungen der Ackerbau treibenden Indianer plündern. Diese Feldzüge beginnen im Juli und werden die trockenen Monate hindurch fortgesetzt; die Frauen begleiten in der Regel die Krieger, um die Pfeile und Wurfspieße zu tragen. In früherer Zeit hatten sie die teuflische Sitte, die Köpfe der erschlagenen Feinde mit dem Messer von einem breiten Bambusstück abzuschneiden und als Trophäen um ihre Häuser aufzuhängen. Ich glaube jedoch, daß sie diese und andere wilde Gebräuche in allen den Gegenden aufgegeben haben, wo sie im Verkehr mit den Brasilianern stehen; denn ich konnte nirgends etwas von solchen Köpfen sehen.

Als wir die erste Niederlassung dieser Indianer erreichten — es waren kegelförmige Hütten mit Wänden von Fachwerk, die mit Schlamm ausgefüllt und mit Palmenblättern bedeckt sind —, erfuhren wir, daß alle streitbaren Männer eben erst von einer zweitägigen Verfolgung einer wandernden Horde des wilden Paráráuáte-Stammes zurückgekehrt seien, die sich aus dem inneren Lande hieher verlaufen und die Pflanzungen geplündert hatten. Diese Parárauátes haben keine festen Wohnsitze, natürlich auch keine Pflanzungen, und leben wie die wilden Thiere, indem sie durch den Wald streifen, nur von der Sonne geführt; wo sie des Abends ankommen, da bleiben sie über Nacht und hängen ihre Hängematten, welche die Weiber tragen müssen, an den Bäumen auf. Sie setzen über die Flüsse, die in ihrem Wege liegen, auf Canoes, die sie aus Baumrinden bauen, wenn sie ans Wasser kommen und wieder wegwerfen, sobald sie an der anderen Seite gelandet sind. Diese hungrigen Wilden hatten nun, ehe man sie entdeckte, alle Bataten und alles Zuckerrohr, welche die fleißigen Mundurucús an der östlichen Seite des Flusses in diesem Jahre angepflanzt hatten, ausgerissen. Sobald sie gesehen wurden — etwa hundert Männer, Frauen und Kinder — liefen sie davon. Der Tuschaúa aber nahm schnell alle junge Mannschaft seiner Ansiedlung, etwa dreißig, zusammen, die sich mit Flinten, Bogen, Pfeilen und Wurfspießen bewaffneten, und ihnen nachsetzten. Sie verfolgten sie zwei Tage durch den Wald, verloren aber endlich ihre Spur am Ufer eines Nebenflusses.

Um dem Tuschaúa ein Vergnügen zu machen, holte ich einige Bücher mit naturhistorischen Abbildungen aus dem Canoe hervor. Die Kupfer gefielen ihm ganz außerordentlich und er rief seine drei Frauen, um sie anzusehen. Bald kamen auch andere herbei und ich hatte endlich eine ganze Schaar von Frauen und Kindern um mich, die alle eine für Indianer ungewöhnliche Neugier an den Tag legten. Ehe ich fertig war, hatten sich fünfzig bis sechszig um mich versammelt, es gab aber kein Drängen und Stoßen, sondern die erwachsenen Frauen ließen die jungen Mädchen und Kinder vor sich stehen, und alle benahmen sich so ruhig und anständig, als man nur irgend verlangen konnte.

[201]

---

18. Die Indianer am Amazonenstrom.

(C. Fr. Ph. v. Martius.)

Der Indianer ist mehr als der gebildete Mensch Sclave der ihn umgebenden Natur und folgt instinctmäßig ihren Anweisungen. Demgemäß steht der zunächst am Hauptstrome, auf den Inseln und im Ygabo-Wald Lebende, zumeist Ichthyophage, Fischer und Jäger, tiefer als der mit einem, wenn auch ärmlichen Landbaue vertraute, zumeist zu zahlreicheren Gemeinschaften vereinigte Bewohner des höher gelegenen Inneren an den Beiflüssen. Jener unterliegt der periodischen Herrschaft des Wassers; sowohl am Hauptstrom als in den Niederungen der mächtigsten Contribuenten, von welchen jeder zu einer gewissen Zeit sein Hochwasser und seine tiefste Entleerung hat. Es ist also nicht blos der Wechsel im Gange von

Sonne und Mond, was das Leben dieser Wassernomaden bestimmt, sondern unter ihren Füßen in dem flüssigen, oft plötzlich daherrauschenden Elemente vollzieht sich Jahr für Jahr ihr Geschick. Man muß die wilde Großartigkeit dieser Ueberschwemmungen gesehen haben, um des Indianers Abhängigkeit von ihnen zu begreifen. Wenn der Amazonas sich füllt (in den ersten Monaten des Jahres), von Stunde zu Stunde steigend, in rasender Schnelligkeit die Sandinseln und dann meilenweit den Wald und die Brüche des Tieflandes überschwemmt, die steilen Ufer unterwühlt und einstürzt, Grasgeflechte und entwurzelte Bäume dahertreibt, durch zahllose Abzugscanäle seine trüben Fluthen in entlegene Seen und die Nebenflüsse hinaustreibt, Fische und Schildkröten weit binnenwärts, die Landthiere auf Bäume treibt, da muß der Indianer dieser Niederungen seinen Wohnsitz verlassen. Er fährt in seinem leichten Nachen durch einen dicht umschatteten Wassergarten hin, dessen Bäume nun oft in Blüthe stehen, aber keine Frucht darbieten. So weist ihn der Strom selbst auf die Wanderschaft und auf sein Fischerglück an, und da er dies im Hauptzug der Gewässer mit mehr Gefahr und Mühe aufsuchen würde, so verfolgt er oft in großen Weiten die bequemeren Wege im ruhigeren Gewässer. Diese Naturbeschaffenheit beeinflußt also wesentlich die Lebensweise der Indianer im äußersten Tieflande. Sie haben keinen ständigen Landbau, weil er hier unmöglich ist, und ihre Indolenz und vererbte Gewohnheit ihnen nicht erlaubt, auf gastlicherem Grunde Hütten zu bauen. Die dem Flusse zunächstliegenden Gegenden sind, wenn auch der Ueberfluthung nicht unterworfen, wegen Feuchtigkeit des Grundes für den Anbau der perennirenden Mandioca nicht geeignet, und die Maispflanze, von deren kurzlebiger Varietät nach drei Monaten eine Ernte erwartet werden kann, wird (bedeutungsvoll für diese Indianer) hier viel weniger gebaut, als in den vom Aequator mehr entfernten Gegenden. So sieht sich diese Bevölkerung am Ufer von fischreichen Gewässern, aus denen alljährlich Heere von Schildkröten hervorwimmeln, an Sandbänken, in denen sie nach Schildkröten-Eiern graben kann, und über denen zu bestimmter Jahreszeit große Schwärme von Zugvögeln vorüberfliegen, in einem Walde, den mancherlei Gefieder und zahlreiche Affen bevölkern, auf Jagd und Fischerei angewiesen, und außerdem auf die Nährpflanzen des Waldes. Unter ihnen sind es zumal einige Yamswurzeln (Cará) und die Tayobas (Aroideen); außerdem hat er noch die eßbaren Früchte des Waldes. Die Einsammlung von diesen und dem wilden Honig befördert aber wieder den eingebornen Hang zu einer umherschweifenden Lebensweise, der er fast immer einzeln und abgesondert huldigt. Nur die Ernten der nahrhaften, mandelähnlichen Samen der Castania von Maranhão (Nia, Juvia oder Tonca, Bertholletia excelsa) werden gemeinschaftlich vorgenommen. Im letzten Drittheil des Jahres, da die großen topfförmigen Früchte ihre Samen reifen, ziehen ganze Gesellschaften nach den Gegenden des binnenländischen, den Ueberfluthungen nicht unterworfenen Hochwaldes, wo der majestätische Baum gesellig wächst. Näher den Stromniederungen finden sich hie und da große Strecken mit wilden Cacaobäumen besetzt, deren Samen der Indianer ohne irgend eine Zubereitung verspeist. Es ist schon ein Grad höherer Cultur, wenn er den süßlichen Saft in der schleimigen Samenhülle durch Reiben über einem Flechtwerke von Maranta-Stengeln oder von elastischem Palmrohr absondert, um ihn frisch, oder nachdem er gegohren hat, zu trinken. Außer dem Cacao und den ebenfalls nahrhaften Früchten der Piquia, die selbst im Ygabo vorkommen, hat der Indianer hier besonders noch einige Palmen; aber die meisten Früchte gehören dem Festlande an. Auf den Sandufern der Flüsse, an trockenen, sonnigen Stellen findet er aber hie und da auch die weit verbreitete Caju (Anacardium occidentale), nach deren Fruchtreife er seine Jahre zu zählen pflegt, und die Beeren des Guajern (Chrysobalarus Icaco). Schon höher über dem Strome an trockenen Orten des Hochlandes kann er die wohlschmeckende Mangabe sammeln (Hancornia speciosa). Die wilde Ananas ist oft zu undurchdringlichen Hecken vereinigt. Der Waldrand bietet ihm die Hülsen von Inga-Bäumen, waldeinwärts schlingt sich die Maracujá (Passiflora quadrangularis) hinan, deren kühlender Samenbrei mit dem des Granatapfels verglichen werden darf; vereinzelt steht hie und da ein Kürbisbaum mit großen eßbaren Beeren und im Dickicht des Urwaldes kann er eine Lese von zahlreichen Früchten halten, die zum Theil an Wohlgeschmack mit den besten europäischen Obstarten wetteifern. Dagegen fehlt als freiwillige Gabe der Natur die edle

Frucht des Lorbeerbaumes (Persea gratissima, Avagate), die wir als eingewandert bezeichnen, und wenn nicht alle Forschungen trügen, ist auch die wichtigste aller Nährfrüchte des Indianers, die Pacóva, Musa paradisiaca, in diesem weiten Floragebiete nirgends wildwachsend aufgefunden worden, vielmehr immer nur im Gefolge des Menschen. Man sieht sie stets nur in der Nähe seiner Wohnung, wo er sie aus Wurzelschossen erzieht. Die mächtigen Trauben reifen in jedem Monate. Roh, gebraten oder zu Brei gekocht, sind diese schmack- und nahrhaften Paradiesfeigen das köstlichste Obst des Indianers und dem Missionar oder dem zu feiernden Ankömmling bringen oft viele in festlichem Zuge eine mächtige Fruchttraube auf der Achsel als Geschenk herbei. Neben dem Pisang findet man nur die Baumwollenstaude und den Urucustrauch (Bixa Orellana), deren Samen ihm das Orleanspigment liefern, während er die große Beere des Genipapo zur Bereitung einer schwarzen Farbe und zum Einreiben in die Tättowirungen von den wilden Bäumen des Waldes (Genipa americana) holt. Im Urwald begegnet man auch niemals dem großen Kürbis Jurumu (Cucurbita maxima) und dem Flaschenkürbisse, die man jedoch nicht selten nächst den Wohnungen sich aufranken sieht.

Das sind also die Quellen, aus denen die in der Nähe des Hauptstromes umherschwärmenden, ärmlichen, starkgemischten Haufen von Ichthyophagen ihren Unterhalt beziehen. Sie bedingen zum Theil auch den gesellschaftlichen Zustand, der ein sehr tiefer ist, obgleich die Bewegung und der Verkehr mit dem civilisirten Anwohner und dem Reisenden hier leichter ist, als dem binnenwärts in größeren Gemeinschaften lebenden Indianer. Man hat in diesem Umstande die entsittlichende und zersetzende Wirkung des Zusammenlebens mit der weißen Race erkennen und anklagen wollen; — theilweise gewiß mit Unrecht — der Mangel ständiger Wohnsitze und alles Landbaues ist es, was den Wilden auf die tiefste Stufe herabbringt. Wendet man sich von hier aus tiefer ins Innere, kommt man aus der Region des Igabo, der sogenannten Varzeas, in das höhere und trocknere Revier des Ybyreté, der Terra firma, so zeigt sich der Indianer, unter der Begünstigung einer gleichförmigeren Naturumgebung, im Uebergange vom Nomadenthum zu einer ständigeren Lebensart und zu den damit zusammenhängenden Verbesserungen seiner gesellschaftlichen Zustände. Er baut das Land, um neben dem unentbehrlichsten Artikel, dem Mehle aus der Mandiocawurzel, auch Baumwolle zu ernten. Er nimmt von Grund und Boden Besitz, wenn auch nicht als von persönlichem, so doch als von Gesellschaftseigenthum. Damit wird er auf das Bedürfniß einer staatlichen Selbständigkeit hingewiesen. Deßhalb sind gerade die von der Berührung mit anderen Horden und mit den weißen Colonisten abgeschnittenen Gemeinschaften nicht blos arbeitsamer, betriebsamer, gebildeter und glücklicher als jene Anderen, sondern auch eifersüchtiger auf ihre Freiheit, selbst wenn sie in anderen Beziehungen noch tief unter den sogenannten Indios ladinos stehen, also z. B. das Institut von Sclaven noch festhalten. Ja sogar bei Stämmen, die sich noch zur Anthropophagie bekennen, findet man lobenswerthe Eigenschaften, welche dem sogenannten cultivirten Indianer abhandengekommen sind.

[261]

---

19. Geselliges Leben in Minas.

(H. Burmeister.)

Es giebt in Minas Geraes drei Classen freier Leute: Weiße, Mulatten und Neger. Diese drei Gruppen sind zwar nach dem Gesetz gleichberechtigt, aber Umstände und Gewohnheit haben ein gewisses ungeschriebenes Gesetz gemacht, das eine strengere Beachtung erfährt, als das geschriebene, über dessen Satzungen die Brasilianer durch allerhand Mittel und Wege sich im Ganzen gut hinwegzusetzen wissen. Man sieht auf die öffentliche Rechtspflege überall mit mißtrauischen Augen und man weiß, daß Geld und Familienverhältnisse die Hebel sind, welche die Entscheidungen fällen. Dieser Mangel darf weniger dem besoldeten Beamtenstande, als den

unbesoldeten Geschworenen zur Last gelegt werden. Die vieljährige Gewohnheit, ungerechte Entscheidungen zu fällen, ist bei denselben so eingerissen, daß Niemand mehr das eigentliche Recht, sondern nur die gerade vorliegenden Verhältnisse berücksichtigt und nach ihnen die Entscheidung fällt. Daher bekommt der Reichere dem Aermeren gegenüber stets Recht, und ebenso der Weiße gegen den Farbigen; wenn Weiße mit Weißen streiten, so hat der Vornehmere, der länger am Orte Ansässige, der Eingeborne über den Fremden den Vortheil, und ebenso ist es, wenn der Proceß zwischen Farbigen besteht. Niemand scheut sich, das zu leugnen; Keiner weiß ein Mittel, diesem allgemeinen Unwesen zu steuern. Der Rechtliche, welcher es wagen wollte, anders als die verdorbene Majorität zu stimmen, würde wie die Eule unter den Krähen leben und bald den allgemeinen Nachstellungen erliegen. Im Allgemeinen zieht unter diesen Umständen die Regierung in Rechtshändeln mit Einzelnen stets den Kürzeren. Man scheut sich nicht, öffentliche Diebe, notorische Mörder, anerkannte Betrüger bei juristischen Verhandlungen freizusprechen, wenn der Staatsanwalt sie in Anklagestand versetzt hatte, und thut das ganz gewiß, wenn der Angeklagte ein reicher Mann oder Mitglied einer guten Familie ist. Wer nicht verurtheilt worden ist, gilt für völlig unbescholten, er mag so viel Betrügereien verübt haben, wie er will; und Jeder wird freigesprochen, der für die Freisprechung bezahlt. Minder Bemittelte geben den Geschworenen zehn Mille Reïs à Person vor dem Spruch und sind dadurch vor der Verurtheilung gesichert; reichere Leute zahlen mehr und können um so bestimmter auf ihre Freisprechung rechnen. Kein Wunder, daß bei solcher Sachlage sich jeder selbst zu helfen sucht, so gut er kann, und der Arme oder der Schwarze lieber zum wirklichen Verbrecher wird, als daß er sich unschuldig durch ein ungerechtes Gericht dazu stempeln läßt. Darum ist die Zahl der eigenmächtigen Gewaltthaten sehr groß, immer aber sind bestimmte Veranlassungen zu denselben vorhanden. Von Raub und Mord, aus Uebermuth oder Bedürfniß vollführt, hört man Nichts; Jedermann kann unbesorgt in ganz Brasilien reisen, Niemand wird ihm Etwas zu Leide thun oder nach dem Leben trachten, so lange er selbst Keinen beleidigt hat.

Auffallender als in den Rechtsverhältnissen tritt der Farbenunterschied der Gesellschaft in Ständen und Beschäftigungen hervor. Man darf es stets als eine Ausnahme betrachten, wenn man irgendwo größeren Grundbesitz in den Händen von Farbigen trifft; bei Weitem die meisten Landeigner oder Minenbesitzer sind Weiße. Nicht leicht heirathet ein Weißer eine Farbige, sondern nur eine Weiße; ein Jeder sucht seine Stammreinheit in der Familie zu bewahren und wirkliche Verwandtschaft mit Farbigen zu vermeiden. Daher bleiben die liegenden Gründe, welche zuerst immer von Weißen in Besitz genommen und urbar gemacht worden sind, vorzugsweise in deren Händen; nur hie und da schwingt sich ein Mulate oder ein Neger zum Herrn einer Fazende oder einer Mine empor. Uebrigens liegt große Schuld in der Nachlässigkeit und Genußsucht der farbigen Race; hat wirklich ein Mulatte sich großen Reichthum erworben, so kann man fast mit Sicherheit darauf rechnen, daß seine Söhne oder Schwiegersöhne ihn wieder vergeuden werden. Dann fällt er viel häufiger Weißen, als Farbigen in die Arme, weil Erstere im Ganzen die Wohlhabenderen sind und auf mehr erblichen Besitz ausgehen, als Letztere.

Anders ist es schon in den Dörfern; da allerdings giebt es wohl eben so viele farbige als weiße Grundbesitzer; aber der Besitz eines Häuschens in einem Dorfe mit einem Garten ist ein sehr geringes Eigenthum, das mit unbedeutenden Mitteln erworben werden kann. Auch in den Dörfern bilden die Weißen überall, wo sie mit Farbigen zusammenwohnen, die bessere, wohlhabendere und vornehmere Gesellschaft. So findet man namentlich in den Staatsbeamten, den Geistlichen, den größeren Kaufleuten stets Weiße; erst die unteren Kneipwirthschaften pflegen farbigen Leuten zu gehören. Je weiter indessen nach Innen, um so vorwiegender werden in den Dörfern die Farbigen, und da kann es vorkommen, daß der Subdelegado, der Juiz da Paz, der Posthalter, der Schulmeister oder selbst der Pfarrer ein Farbiger ist. Gewöhnlich wird nur der Handwerkerstand von freien Farbigen dargestellt, Mulatten wie Negern, und namentlich pflegen Tischler, Zimmerleute, Schneider, Sattler aus Mulatten, Maurer, Schmiede, Klempner, Schuhmacher mehr aus Negern sich zu recrutiren; farbige Schlächter sind schon seltener, dagegen die Schnapsschenkwirthe fast immer Mulatten. In den Städten ändert sich dies Verhältniß

wieder; da sieht man viele weiße Handwerker, welche als Meister dem Geschäfte vorstehen und sich freie farbige Arbeiter als Gesellen halten. Der Tagelöhner ist überall schwarz; minder zahlreich kommen Farbige darunter vor; gewöhnlich sind es Sclaven, die von ihren Herren sich selber überlassen werden, unter der Bedingung, daß sie täglich eine bestimmte Summe dem Herrn abliefern; was sie mehr verdienen, ist ihr Eigenthum. Die meisten Kafferneger in Rio und fast alle Träger überhaupt sind solche Sclaven; im Inneren sieht man sie nur in den größeren Ortschaften.

Wie scharf nun auch diese Unterschiede im Leben festgehalten werden, und wie wenig geneigt die weißen Familien im Ganzen sind, mit farbigen Leuten in intimen Verkehr zu treten, so bemerkt man doch im öffentlichen Umgange gar keinen anderen Kastenunterschied, als den zwischen Freien und Sclaven. Wo Freie verschiedener Färbung an öffentlichen Orten, in der Kirche, auf dem Markte, in Spielhäusern oder Tanzlocalen zusammenkommen, überall behandelt Jeder den Anderen mit gleicher Rücksicht und nie fällt es dem Mulatten ein, sich freiwillig dem Weißen unterzuordnen, oder dem Weißen, sich deutlich über ihn zu erheben.

Im geselligen Umgange herrscht zwischen den Männern eine gewisse Freiheit, die über die Ceremonien der Etikette sich hinwegsetzt. Indessen reden selbst Leute gleichen Standes einander immer mit dem Ausdruck: Euer Gnaden (vos mercês) an, das einfache „Sie" ist schon eine zu große Vertraulichkeit, es wird von Leuten, denen man zuerst begegnet, dem Anredner als Hochmuth ausgelegt. Frauen werden überall mit größerer Rücksicht behandelt; es würde sehr auffallen, wenn man nicht jedes freie Frauenzimmer Senhora und vos mercês tituliren wollte; selbst im eigenen Hause nennt die Frau den Mann Senhor und er sie Senhora, wofür aber in beiden Fällen die Abkürzung „Sir", vor den Vornamen gesetzt, die üblichere Form ist. Gegen Fremde ist man stets sehr höflich, erwartet aber auch von ihnen dasselbe; nur die Frauen sind viel zurückhaltender, es ist eine Seltenheit, wenn man denselben sofort vorgestellt wird, in der Regel lernt man sie erst später kennen. Die Frauen werden überhaupt nicht nur sehr zurückgezogen, sondern auch sehr streng von ihren Eheherren gehalten.

Durch diese Strenge sind sie nicht blos sehr schüchtern geworden, sondern auch höchst nachlässig gegen sich selbst, und gleichgültig in Bezug auf ihre äußere Erscheinung. Viele waschen sich nur alle acht Tage, manche gar nicht; keine hält es der Mühe werth, sich ordentlich anzukleiden, alle gehen im Hause auf Pantoffeln umher und beschäftigen sich lediglich mit der Oberaufsicht der weiblichen Sclaven, die im Hause arbeiten, selbst nicht viel angreifend. Zwar decoriren sie sich Sonntags das gut geflochtene und sehr reichliche dunkle Haar geschmackvoll mit Blumen, wenn sie in die Kirche gehen, die Atlasschuhe anziehen und den großen Mantel umhängen, aber der schleppende Gang bleibt ihnen; sie schlendern langsam ihrem Ziele zu, und sehen gleichgültig Alles an, was sie umgiebt. Nie geht ein anständiges Frauenzimmer allein, sondern stets in Begleitung einer Sclavin, die abgemessen ihr auf dem Fuße folgt; geht die Mutter mit den Töchtern aus, so schreiten letztere voran, die kleinste an der Spitze, die älteste unmittelbar vor der Mutter. In einer solchen Procession sieht man die ganze Familie, den Gemahl hinter der Frau und die Kinder nach dem Alter rangirt, einreihig sich zur Kirche begeben. Obgleich die Tageszeit, wo man zur Kirche geht (zehn Uhr Morgens), schon recht heiß zu sein pflegt, so darf der Mantel doch nicht fehlen; es ist ein Zeichen der Armuth, ohne Mantel in die Kirche zu gehen und ein Zeichen der Wohlhabenheit, einen stattlich mit Sammetkragen und seidenen Franzen decorirten Mantel umlegen zu können.

Während des kurzen Gottesdienstes, der nie viel über eine Viertelstunde dauert, ist übrigens die Gemeinde stets in andächtiger Ruhe begriffen; die Frauen und Mädchen nehmen die Mitte des gewöhnlich hier mit Bretern belegten Langhauses in knieender Stellung ein, die freien Männer stehen daneben oder dahinter, die vornehmeren zu beiden Seiten des Altars im Chor; die Sclaven bleiben außerhalb einer Barrière vor oder an der Thüre. Nachdem der Pfarrer (Padre) die Messe gelesen hat, stimmt er die Litanei an, welche stets in den höchsten Fisteltönen gesungen wird, worauf die Frauen seinen Vortrag wiederholen, bis die Männer als Chorus einfallen. Man hört überall dieselbe Melodie in Minas; ein nicht unangenehmes, feierlich ernstes Thema, das nur besser vorgetragen werden müßte, um einen sehr guten Eindruck zu machen. Ist der Gesang zu Ende, so schließt der Gottesdienst; die Ver-

sammlung geht stillschweigend, wie sie gekommen war, auseinander. Die Kirche ist in Minas die Begräbnißstätte aller Bemittelten und weißen Leute. Die Beerdigungen finden gewöhnlich Abends bei Licht statt und bilden große, feierliche Processionen unter Gesang, woran mancherlei religiöse Gesellschaften von Laienbrüdern sich betheiligen. In lange weiße oder schwarze Talare gekleidet, mit dem Emblem ihrer Brüderschaft auf der Brust geziert, die geweihete Kerze in der Hand, folgen sie dem Sarge, der etwa einen Fuß über der Erde hängend getragen wird. Der Sarg bildet eine sehr enge Kiste, die blos an den Ecken und Kanten aus dünnen Holzstäben besteht und an den Flächen mit schwarzem Calico überzogen ist, den weiße oder gelbe Bänder saumartig einfassen. Dies leichte Gebäude senkt man in den mit zahlreichen kastenförmigen, hölzernen Räumen versehenen Boden der Kirche und bringt in jedem Kasten gegen ein Dutzend Leichen unter. An manchen Orten begräbt man indessen die Leichen nicht mehr in der Kirche, sondern daneben auf einem eigenen Friedhofe.

Wir haben den Mineiro bisher nur außerhalb des Hauses an öffentlichen Orten kennen gelernt; noch sei ein Blick in die Häuslichkeit gestattet. Das Haus selbst ist bei den meisten Leuten in hohem Grade unordentlich und unrein; überall sitzen Spinngewebe in den Ecken, haftet Staub, Schmutz und Dreck an den Wänden, liegt Unrath, von den durchpassirenden Thieren (Hühnern, Hunden, Katzen, selbst Schweinen) hineingeschleppt, auf dem Boden. Mit Sonnenaufgang, zwischen sechs und sieben Uhr, wird es wach im Hause; die Bedienung, oder, wo sie fehlt, die Hausfrau, zündet Feuer an und kocht Kaffee, der, auf eigene Art zubereitet, stets vortrefflich schmeckt. Man rührt nämlich den rohen Zucker und die frischen Bohnen in einander, röstet Beides zusammen in einer verdeckten Pfanne, wobei der Zucker schmilzt und kalt geworden einen zähen Brei mit den Bohnen bildet. Davon sticht man einen Löffel voll aus, stampft die Masse im Mörser zu Pulver und thut sie in einen leinenen Sack, jetzt wird kochendes Wasser darauf gegossen, die Tasse untergehalten und der Kaffee ist fertig. Kaffeekannen gebraucht man nicht, die Tassen werden einzeln bereitet und präsentirt. — Gegen zehn Uhr wird gefrühstückt; schwarze Bohnen, Angu, Carne seco, Farinha, Kohl, Reis, selbst ein Huhn, wenn es hoch kommt. Man ißt, was man will, wobei Alles zugleich auf denselben Teller gethan wird. Herr und Gäste setzen sich an den Tisch und speisen, die Frau bleibt draußen, oder sieht zu und speist für sich; wenn jene fertig sind, folgen die Diener und Sclaven. Darauf beginnt das Tagewerk; die Frau geht an ihre Arbeit, d. h. sie näht ihrer Kinder oder ihres Mannes Kleidungsstücke; er geht spazieren, zum Spiel oder zum Plaudern mit Anderen auf der Straße. Allmälig kommt Mittag heran und gegen drei bis vier Uhr wiederholt sich derselbe, aber frisch bereitete Speisevorrath. Man ißt nochmal recht derb, trinkt dazu Wasser allein, oder mit etwas Branntwein, und nimmt bald nach Tische eine Tasse Kaffee. Dann wird etwas gerastet, bis die heißen Tagesstunden vorüber sind, und nun folgt der zweite Ausgang, der bis spät in die Nacht zu dauern pflegt.

Noch bleibt über den Charakter der Mineiros ein Wort zu sagen übrig. Im Ganzen kann man, abgesehen von den berührten Grundfehlern, nur Löbliches von ihnen sagen; sie sind freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann, gastfrei gegen Fremde und ungemein theilnehmend an den Schicksalen anderer Leute. Bei den Fazendeiros, die nicht allzuoft von Fremden heimgesucht werden, findet man stets eine bereite Aufnahme und, wenn der Reisende nur irgend Etwas vorstellt, eine sehr gute, liebevolle Behandlung. Wohlhabende Leute nehmen dafür keine Bezahlung; Arme verweigern in der Regel, zu fordern, erwarten aber ein Geschenk. Nur für die Nahrung der Thiere ist es überall gebräuchlich, Zahlung anzubieten und zu empfangen. Fremde und besonders Ausländer hält der gemeine Mann stets für sehr reich und behandelt sie schon deßhalb mit großer Aufmerksamkeit, überhaupt ist der Reichthum das, was dem Mineiro den meisten Respect einflößt.

[207]

20. Die Sclaven in Brasilien.

(J. J. v. Tschudi.)

Lichtfarbige Sclaven, also Mulatten und ihre Descendenten, sind in Brasilien weit seltener, als sie es, die numerischen Proportionen gewahrt, in den übrigen Staaten Südamerikas sowie in den südlichen Vereinsstaaten waren und es jetzt noch auf Cuba sind. Sie verstehen es in der Regel weit besser als die Schwarzen, sich den Launen und dem Willen ihrer Herren zu accommodiren, werden daher besonders als Haussclaven vorgezogen, und es wird ihnen als solchen auch eher die Freiheit geschenkt. Ich habe in Brasilien ein einziges Mal eine ganz lichte, fast weiße Sclavin gesehen, und auch dieser war für ihre bevorstehende Verheirathung der Freibrief zugesichert.

Ueber die Behandlung der Sclaven im Allgemeinen in Brasilien wird sehr verschieden geurtheilt. Von einigen Schriftstellern wurde sie als außerordentlich hart, von anderen als mild geschildert. Ich halte es für fast unmöglich, ein Urtheil im Allgemeinen darüber abzugeben. Die Behandlung hängt ja ganz von der Individualität des Herrn und seiner Sclavenaufseher, sowie der Sclaven selbst ab. In vielen Fazendas werden die Sclaven reichlich genährt, gut gekleidet und mild behandelt; in anderen dagegen werden sie elend und roh gehalten und unmenschlich gezüchtigt. Das Nämliche gilt für die Haussclaven. Am meisten mißhandelt werden sie in der Regel von Portugiesen, Franzosen (besonders die Frauen) und von freien Mulatten. Die gebildete Classe der Brasilianer ist durchschnittlich durchaus mild gegen die Sclaven. Unmenschlichkeit und Grausamkeit sind dem weißen Brasilianer fremd, daher überschreiten die Züchtigungen der Neger bei diesen auch selten das Maß, das in manchen europäischen Ländern selbst heute noch bei der Marine und dem stehenden Heere üblich ist. Es ist jedenfalls ein anerkennenswerth schöner Nationalzug, daß dem Sclaven, für den selbst von einem Unbekannten eine Fürbitte eingelegt wird, ohne Weiteres die Strafe erlassen wird. Wenn man hört, daß ein Brasilianer seine Sclaven schlecht halte, so kann man fast mit Gewißheit annehmen, daß er entweder ein Farbiger ist, oder daß er sich bei erster Gelegenheit seiner rein portugiesischen Abstammung rühmen wird.

Der brasilianische und portugiesische Sclavenhalter wird den fehlenden Sclaven nie in einem Ausbruche von Zorn mit Ohrfeigen, Fußtritten, Prügeln u. dergl. strafen. Für schwere Vergehen hat er die Peitsche (bacalhaõ), für leichtere die Pritsche (palmatoria), mit der auf die Hand eine Anzahl Schläge applicirt werden. Es ist eine allgemeine Annahme, daß es sehr gefährlich sei, einem Neger Ohrfeigen zu geben, indem dieser stets den Kopf so zu drehen wisse, daß der Schlagende sich an den Zähnen, die ihm dieser fletschend entgegenhält, verletzte, solche, wenn auch nur leichte Wunden, aber immer einen höchst bösartigen Charakter annehmen.

„Wenn ein Neger Etwas recht und ordentlich macht, so geschieht es nur, weil er fehlt, denn seiner Natur nach muß er Alles verkehrt und schlecht machen; man darf sich daher nicht wundern, wenn wir die Geduld verlieren und hart strafen lassen", sagte mir einst ein alter Mann, der mehr als siebzig Jahre lang stets von zahlreichen Sclaven umgeben war. Diese eigenthümliche Ansicht überraschte mich und kam mir anfangs fast lächerlich vor; ich habe aber mit der Zeit vollkommen begriffen, daß man nach längerem Verkehr mit Negern diese Anschauungsweise dennoch nicht ganz so irrig findet, als es auf den ersten Moment den Anschein hat. Sicherlich reißt auch endlich dem sanftesten Gemüthe die Geduld, wenn die dienstthuenden Neger tagtäglich, sei es aus Absicht, Leichtsinn, Bosheit, Trägheit oder Dummheit, selbst die einfachsten Dienstleistungen immer wieder verkehrt machen.

Hausdienste werden in Rio de Janeiro mit seltenen Ausnahmen von Sclaven verrichtet. Sie sind Köche, Kutscher, Lakeien, Bediente, Wäscherinnen, Näherinnen u. s. w. Ihre ekelhaft penetrante Hautausdünstung (catinga) macht sie für Dienstleistungen im Inneren der Gemächer den Fremden beinahe unerträglich. Ueberdies sind sie nicht gerade Muster von

Reinlichkeit und nur die strengste Aufsicht kann sie an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnen.

Es wäre eben so irrig als ungerecht, den Negern Fähigkeiten und Talente abzusprechen. Für mechanische Arbeiten zeigen sie viel Geschick; sie haben besonders einen ausgesprochenen Nachahmungstrieb, während ihnen rein schöpferische Talente mangeln. Als Handwerker sind sie oft sehr brauchbar, und als Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute, Tischler, Sattler u. s. w. zuweilen ausgezeichnet geschickt. Mancher Sclavenhalter gewinnt durch Vermiethung seiner Negerhandwerker bedeutende Summen Geldes. Ich kannte einen Neger als Kellner auf einem Dampfschiffe, der seine regelmäßigen Fahrten zwischen Rio de Janeiro und dem Hafen von Santos machte, und in seinen Mußestunden den Prolog zu einer Komödie geschrieben hatte, die viele gute Gedanken enthielt und jedenfalls von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten des Verfassers zeugte.

Eine eigene Classe bilden die sogenannten Negros de ganho. Es sind jene Sclaven, die ihren Herren eine gewisse tägliche Abgabe zahlen, dafür aber auf eigene Faust ihrem Verdienste nachgehen, und diesen auch insbesondere als Lastträger reichlich finden. Es wurde mir ein Portugiese genannt, der zweihundert solcher Sclaven besitzt. Sie erhalten von ihrem Herrn weiter Nichts, als jährlich zwei baumwollene Hemden, in denen die Nummer eines jeden eingenäht ist, und zwei solche Beinkleider. Sie müssen sich selbst verköstigen und per Kopf täglich ihrem Besitzer vier Patacas (1280 Reïs, circa vier Franken) abliefern. Den Ueberschuß ihres Verdienstes können sie für sich selbst behalten. Sie sind rottenweise abgetheilt und solidarisch für einander haftbar. Entflieht einer von ihnen und wird er nicht mehr eingefangen, so müssen die übrigen täglich einen Mehrbetrag abliefern, bis der Werth des Entflohenen dem Herrn ersetzt ist. Diese Sclaven, meist sehr kräftige Individuen, sind hauptsächlich als Lastträger im Zollamte verwendet und verdienen in diesem Dienste viel Geld. Sechs Neger tragen z. B. ein Piano und erhalten je nach der Entfernung, wenn diese nicht zu weit ist, zwölf bis zwanzig Milreïs Trägerlohn. In ein paar Stunden verdient also in diesem Falle ein Jeder das Zwei- bis Dreifache seines täglichen Tributs. Sehr oft gewinnen sie an einem Tage sechs- bis achtmal mehr, als sie ihrem Herrn abzuliefern haben. Nur äußerst selten spart einer von ihnen den Gewinn zur nöthigen Summe für seine Loskaufung zusammen; gewöhnlich wird er in den allersinnlichsten Vergnügungen wieder durchgebracht.

Während meiner Anwesenheit im Hause des Barão da Diamantina wurde ihm von dem Verwalter seiner Roça (großes Landgut) die Flucht von zweien seiner Sclaven gemeldet. Bei dieser Gelegenheit kam das Gespräch auf die Behandlung der Neger in diesem Theile von Minas. Mein Hauswirth bemerkte dabei, daß die meisten Fazendeiros ihre Sclaven schlecht behandeln; er selbst sei dafür bekannt, daß er sie gut und milde halte, aber dennoch fühle er sehr wohl, daß er sie noch nicht so behandle, wie er eigentlich sollte. Strenge, meinte er indessen, sei durchaus nothwendig, nur dürfe sie nicht ausarten.

Wer in Europa gezwungen ist, viele Dienstboten zu halten, z. B. der Landwirth, und dabei tausendfache Gelegenheit hat, sich über Dummheit, Faulheit, Liederlichkeit, Widersetzlichkeit, Trunksucht, Unreinlichkeit, bösen Willen, Diebstahl u. s. f. dieses Dienstpersonals freier Leute, denen er einen guten Lohn bezahlt, zu ärgern, und körperliche Züchtigungen, oft das einzige Mittel, um sich vor größerem Schaden zu bewahren, durch Gesetze verhindert ist anzuwenden, der wird sicherlich begreifen, daß gegen Sclaven, unfreie Menschen auf einer sehr tiefen Bildungsstufe, die alle Fehler europäischer schlechter Dienstboten im höchsten Grade in sich vereinigen und die jedes Geschäft nur gezwungen verrichten, Strenge das unumgänglich nothwendige Mittel ist, um Ordnung und Arbeit zu erzielen. Strenge artet aber häufig in Härte und diese in unmenschliche Mißhandlung aus.

Man kann sich oft eines Lächelns über europäische Philanthropen kaum enthalten, wenn sie ein Zetergeschrei über schlechte Behandlung der Sclaven erheben, obgleich sie auch nicht die geringste Idee vom Charakter und Naturell der Neger haben und nie einen anderen gesehen haben als jenen, der in Raff's unvergeßlicher Naturgeschichte Kaffeebohnen pflückt, die aber in ihrem kleinen häuslichen Kreise oft das Unglaublichste von ihren Dienstboten verlangen, sie zwar nicht schlagen, weil sie sonst Strafe zahlen müßten, aber jeden ihnen zu zahlenden Groschen Lohn durch harte Arbeiten doppelt aus ihnen herauspressen wollen; Menschen, die es ruhig mit ansehen und denen es

ganz sachgemäß erscheint, daß Tausende von Fabrikarbeitern bei übermäßiger Anstrengung physisch und moralisch dahinsiechen, die es am Ende auch ganz in der Ordnung finden, wenn ein armer Soldat wegen eines Insubordinationsfehlers zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilt wird.

Strenge Behandlung der Sclaven habe ich immer begreiflich gefunden und entschuldigt, denn sie ist nothwendig; Mißhandlungen habe ich stets verdammt. Sclaverei ist ein Fluch für jedes Land, in dem sie noch besteht. Abgesehen von all ihren schrecklichen Rückwirkungen auf Moral und ihrem traurigen Einfluß auf die organische Entwickelung der Nation, bedingt sie einen ununterbrochenen vernichtenden Racenkampf, in dem bald der Sclave, bald sein Herr agressiv vorgeht, bald der Eine, bald der Andere unterliegt. Mit großartigen Erfolgen für die Sclaven hat er nur einmal und zwar in San Domingo, geendet. Partielle Aufstände, sowohl in den Südstaaten Nordamerikas und in Westindien, als auch in Brasilien, sind jedesmal zum Nachtheil und mit großen Verlusten an Menschenleben für die schwarze Race ausgefallen. Als traurige Folge solcher Befreiungsversuche ist immer eine härtere Behandlung der Sclaven eingetreten, die weit mehr Opfer forderte, als der offene Aufstand. Am häufigsten nimmt der Vernichtungskrieg den Charakter des Einzelkampfes an. Es ist nicht die ganze Sclavenbevölkerung eines Staates, es sind nicht die sämmtlichen Neger eines Districtes oder einer Plantage, die auf den Kampfplatz treten, es ist der einzelne Sclave gegen seinen Herrn, Gift oder eine Kugel aus dem Hinterhalt geschossen sind seine Waffen. Gegen diese Angriffe ist der harte Sclavenhalter nie gesichert; sein Mißtrauen macht ihn aber nur noch härter.

Der Rachetrieb des Sclaven bleibt aber selten in der enggezogenen Grenze des Hasses gegen den Unterdrücker, er erstreckt sich weiter auf unschuldige Opfer und wird dann erst zum wahren Racenkampfe. Ich führe folgendes Beispiel von vielen an, weil ich die betreffende Familie genauer kannte. Herr S., ein Deutscher in Rio de Janeiro, hatte eine circa sechszehnjährige Negerin als Köchin gemiethet und sie, vortrefflich gehalten, erst wenige Wochen in seinem Hause, als eines Tages eines seiner Kinder, ein Mädchen von wenigen Jahren, unter heftigem Erbrechen erkrankte; man glaubte in Folge einer Indigestion. Am folgenden Tage überraschte die Frau des Hauses die Negerin in dem Augenblicke, als sie eine Hand voll Grünspan in die zum Mittagessen bestimmten schwarzen Bohnen warf. Sie wurde sogleich verhaftet und gestand auch unverhohlen, sie sei zwar in dem Hause zufrieden und gut gehalten, aber ihre alte Muhme habe ihr gesagt, alle Weißen müßten sterben; sie solle die Familie vergiften; sie habe Tags vorher an dem „kleinen weißen Schnabel" probirt, ob das Gift wirke.

Vor einer Reihe von Jahren ging eine Fazenda im Inneren der Provinz, die früher dem Könige gehört hatte, durch Verkauf in Privatbesitz über. Der neue Besitzer, ein durchaus menschlicher und sanfter Mann, hatte seine Neger blos im äußersten Nothfalle und dann auch nur sehr mäßig strafen lassen, und doch vergifteten sie sich; wahrscheinlich aus Aerger, daß sie verkauft worden waren. Eine ausgezeichnete Negerin, Antonina mit Namen, war der Liebling der Familie, und obgleich man Donna Bernardina, die Gattin des Fazendeiro, wiederholt darauf aufmerksam gemacht hatte, wie gefährlich diese Sclavin sei, so nahm sie dieselbe immer in Schutz, bis sie sie zufällig einmal überraschte, als sie eben ein Giftpulver in die für ihre Herrin bestimmte Schale Kaffee schüttete. Donna Bernardina bat, die Negerin nicht zu bestrafen, aber sogleich zu entfernen. Dies geschah. Sie wurde nach Rio de Janeiro und von da nach Rio grande do Sul verkauft. Die Aufführung Antoninas war aber dort derart, daß sie bald wiederum nach Rio de Janeiro verkauft wurde.

Daß die Zahl der durch Neger vergifteten Weißen alljährlich eine sehr hohe ist, ist eine bekannte Thatsache, aber noch ungleich viel höher beläuft sich die Zahl der von ihren Herren getödteten Sclaven.

Der Vernichtungskampf nimmt endlich noch einen höchst eigenthümlichen Charakter an, indem häufig die Sclaven durch ihren eigenen freiwilligen Untergang ihren Herrn pecuniär zu Grunde zu richten suchen, was für die meisten der Letzteren weit schrecklicher ist, als ein plötzlicher Tod durch Kugel oder Gift. Der Sclave weiß, daß er einen sehr hohen Geldwerth repräsentirt, daß ohne seine Arbeit der Fazendeiro nicht bestehen kann und durch den Verlust der Arbeitskräfte ruinirt ist. Es fassen zuweilen die Sclaven einer Fazenda den Entschluß, sich selbst zu vergiften, und führen ihn mit dem

größten Stoicismus aus. Sie benutzen zu dieser schauerlichen Execution die Abkochung oder das Pulver der Wurzel einer Liane, wie mir versichert wurde, des Timbo arvore oder Timbo boticario. Man hat behauptet, daß diese Pflanze von den Negern aus Afrika mitgebracht und in die brasilianischen Wälder versetzt worden sei. Man will auch diesen Timbo immer nur in der Nähe der Plantagen, nie in den entfernteren Urwäldern gefunden haben. Ich kann die Richtigkeit dieser Angaben nicht verbürgen.

Seltener wählen die Neger den Tod durch Erhängen oder Ersäufen. Von Selbstentleibung durch Schießgewehr sind mir keine Beispiele bekannt geworden.

Im Juni 1861 besuchte mich in Rio de Janeiro ein befreundeter Fazendeiro aus der Provinz São Paulo. Ich erkundigte mich bei ihm nach einem anderen Fazendeiro, den wir das Jahr vorher gemeinschaftlich auf seiner schönen Besitzung besucht hatten. Der arme Mann ist wahnsinnig geworden, lautete die Antwort, und auf meine weitere Nachfrage theilte er mir folgende Thatsache mit: Mehrere Tage nacheinander kam während der Messe vor die Kirche der Pfarre, zu der die Fazenda gehörte, ein mit Ochsen bespannter, von einigen Sclaven begleiteter Wagen, auf dem drei bis vier Negerleichen lagen, die beerdigt werden sollten. Der Geistliche, erstaunt und erschrocken über die stets wachsende Zahl von Todten, erkundigte sich bei den Negern, ob auf der Fazenda die Blattern oder sonst eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sei? O nein, Herr, erwiderte einer der Sclaven, wir sind alle gesund, aber, fügte er mit einem verschmitzten Lächeln bei, heute bringen wir die da (auf die Todten zeigend), morgen werden andere uns bringen. Und so geschah es. Am nächstfolgenden Tage war der Ochsenkarren mit den Leichen der Sclaven beladen, die Tags vorher ihre todten Cameraden hergebracht hatten, und so dauerte der Turnus, bis fast alle Neger der Fazenda, einige und achtzig, nebeneinander auf dem Gottesacker ruhten. Sie hatten sich selbst vergiftet. Noch ehe die letzten auf den verhängnißvollen Wagen geworfen wurden, war ihr Herr dem Wahnsinn verfallen. Er hatte von Tag zu Tag seinen sicheren Ruin näherrücken sehen und erlag dem unvermeidlichen Unglück. Das war Negerrache.

Wohl die meisten europäischen Leser werden der natürlichen Voraussetzung Raum geben, daß dieser Fazendeiro seine Sclaven ausnahmsweise mißhandelt habe, und daß sie sich deßhalb auf eine so eigenthümlich furchtbare Weise rächten. Das war aber durchaus nicht der Fall, denn allgemein war es von dem unglücklichen Manne bekannt, daß er seine Sclaven durchaus milde behandelt und sehr gut gehalten hatte.

Es ist eine sonderbare, wiederholt beobachtete Erscheinung, daß Selbstvernichtung der Sclaven gerade auf solchen Fazendas vorkommt, auf denen sie eine humane Behandlung genießen, und es ist nicht ganz leicht, einen psychologischen Zusammenhang dieser Verhältnisse zu finden.

Ich habe mich über diesen interessanten Punkt mit gebildeten Fazendeiros und tüchtigen Kennern des Negercharakters besprochen. Sie glauben ihn nur dadurch erklären zu können, daß sämmtliche Neger einer Fazenda durch Ueberredungskunst eines Einzelnen, der wahrscheinlich unter ihnen eine hervorragende Stelle als Zauberer oder Priester (Quiombo) einnimmt, zu einem solchen excentrischen Schritte bewogen werden, daß ihnen dabei nicht gerade Rachsucht speciell gegen die Person ihres Herrn zu Grunde liegt, sondern allgemeiner Racenhaß, daß daher solche tragische Fälle nicht Folge der schlechten Behandlung der Neger seien, sondern einzig von der Anwesenheit eines fanatischen Zauberers abhängen, die bekanntlich eine außerordentliche moralische Macht auf die übrigen Neger ausüben.

Einige glauben indessen, diese gegenseitige oder Selbstvergiftung durch ein anderes Verhältniß erklären zu können. Es befinden sich nämlich unter den Sclaven eine Anzahl königlichen Geblütes; sehr oft wissen die Fazendeiros nicht einmal, daß sie einen Prinzsclaven besitzen. Trifft es sich nun, daß der größte Theil der Neger einer Plantage dem Stamme angehört, von dem sich ein Prinz unter ihnen befindet, so sollen sich bei dessen Ableben die übrigen freiwillig den Tod geben, um ihm zu folgen.

Ich gestehe, mir scheint die erstere Erklärung wahrscheinlicher, da bei den afrikanischen Stämmen wohl beim Tode eines Königs oft große Menschenopfer stattfinden, aber gewöhnlich nur in Form von Hinrichtungen gefangener Feinde und nicht durch freiwilligen Opfertod.

Es bleibt mir noch eines scheußlichen Ver-

brechens zu erwähnen übrig, das auch eine Vernichtung der Neger zum Zwecke hat und dem die niedrigsten Leidenschaften zu Grunde liegen. Es ist die Vergiftung der Sclaven eines Fazendeiro durch einen anderen Fazendeiro aus Haß und Rache. Verbürgte Beispiele dieses niederträchtigsten der Meuchelmorde sind mir mehrere bekannt. In einem solchen Falle läßt der Fazendeiro durch einen seiner vertrauten Sclaven Freundschaft mit den Negern seines Gegners schließen und ihn irgend eine Gelegenheit erhaschen, denselben, sei es in Speisen, in Branntwein, oder sonstwie, Gift zu reichen. Es ist sehr schwer, diesem Verbrechen auf die Spur zu kommen, wenn nicht der Thäter durch sich selbst zum Verräther wird. Vergeblich kramt der betroffene Fazendeiro seine ganze Hausapotheke aus, um Mittel gegen eine plötzliche, unbekannte Epidemie zu finden; er sucht ärztliche Hülfe, gewöhnlich aber eben so fruchtlos. Und sollte auch die wahre Ursache der überraschenden Sterblichkeit gefunden sein, so weiß er doch selten, woher ihn der harte Schlag getroffen hat; ob ihn freiwilliger Tod der Neger oder die tückische Hand eines unversöhnlichen Gegners geführt hat? Erkennt er auch im günstigsten Falle die letztere, wo ist der Arm der Gerechtigkeit, der ihn davor schützt; wo sind die rechtsgültigen Beweise, die den Urheber des Verbrechens dem weltlichen Richter überantworten könnten?

Solche Schandthaten gehören zu den finsteren Mysterien der Roça.

In einem Staate von durchaus geregelten Rechtsverhältnissen könnte ein als Vergifter bekannter Sclave dem Arme der Gerechtigkeit nicht entzogen werden. In Brasilien wird als allergrößte Seltenheit ein Envenenador der gerichtlichen Behandlung übergeben. Der Fazendeiro, unter dessen Sclaven sich ein solcher befindet, hilft sich selbst. Entweder stützt er sich auf ein durchaus verwerfliches Sophism und sagt: Der Sclave hat mir persönlich den Krieg erklärt, er ist mein Feind, der Kampf ist nur zwischen ihm und mir, einem anderen Herrn wird er wahrscheinlich gut dienen, ich werde ihn verkaufen, dadurch entgehe ich dem Schaden, den er mir noch zufügen könnte und verliere wenigstens mein Capital nicht; oder aber er übt Selbstjustiz aus. Er läßt den Neger zu Tode prügeln oder auf irgend eine andere qualvolle Weise umbringen. Beide Wege sind gleich unmoralisch und nur in einem Staate möglich, in dem das Gefühl für Recht und Sittlichkeit noch keine feste Wurzel geschlagen hat.

Nicht uninteressant zur Charakteristik der Neger ist ein Vorfall, der mir in Serro erzählt wurde. Ein Geistlicher, der Padre João Marques, besaß in der Comarca Sabara eine bedeutende Plantage mit zweihundert Negern. Bei seinem Tode schenkte er seinen sämmtlichen Sclaven die Freiheit und vermachte ihnen testamentarisch seine ganze große Besitzung, die in gleiche Theile parcellirt wurde, damit ein jeder der freigelassenen Sclaven als Grundbesitzer sich seine Existenz gründen könne. Nach Verlauf von sechs Monaten saßen schon zweiundsiebzig als Verbrecher im Criminalgefängniß. Ich gebe keinen Commentar dazu und gönne gern jenen ihr Raisonnement, die da meinen, der Uebergang von Sclaverei zur Freiheit sei für Menschen von so geringer Bildung (und ich füge bei, von so vielen natürlichen schlechten Anlagen) ein viel zu rascher gewesen und die darin eine Entschuldigung für den Verbrecher finden wollen. Ich meinerseits glaube nur, daß solche Beispiele der brasilianischen Regierung als außerordentlich wichtige Fingerzeige bei einer früher oder später unvermeidlichen Sclavenemancipation dienen sollen.

Ehe ich diesen Abschnitt schließe, will ich noch des Capoeiragem erwähnen, den ich noch in keinem über Brasilien handelnden Werke besprochen finde. Ich werde daher hier mittheilen, was ich darüber von Polizeibeamten und anderen wohlunterrichteten Männern erfahren habe. Die Capoeiras, deren scheußliches Treiben Capoeiragem genannt wird, sind entweder Mulatten, freie Neger oder Sclaven und bilden einen Mörderverein der eigenthümlichsten Art. Manche Anzeichen lassen vermuthen, daß ihre Verbindung nach gewissen geheimen, wenn auch höchst einfachen Statuten organisirt und geleitet ist. Ich habe indessen darüber keine Gewißheit erlangen können. Die Capoeiras fangen ihre Carrière als Kopfboxer an. Sie rennen mit den Schädeln gegen einander, weichen ab, greifen wieder an, und kämpfen und stoßen oft so heftig, daß der eine oder andere todt auf dem Platze liegen bleibt. An Sonn- und Festtagen, am häufigsten aber bei großen Processionen vereinigen sie sich, beginnen bei passender Gelegenheit mit Kopffechten, montiren sich dabei, bis sie in eine Art blinde thierische Wuth gerathen und durchziehen

dann wie Besessene die Straßen, um einen unbezwinglichen Mordtrieb zu befriedigen. Treffen sie dabei einen Sclaven, der schlecht bei ihnen angeschrieben steht, weil er entweder ihrer Verbindung nicht beitreten wollte, oder den sie als Verräther betrachten, so ist er unrettbar dem Tode geweiht. Es beginnt nun eine wüthende, tolle Jagd. Der Bedrohte sucht zu entfliehen, die Capoeiras verfolgen ihn, verwunden ihn, jagen ihn wieder auf, verwunden ihn wieder, ohne ihm den Todesstoß zu geben, und treiben dieses grausame Spiel so lange fort, bis der Unglückliche, förmlich zu Tode gehetzt, leblos zusammenstürzt. Kommt ihnen kein ihnen feindlicher Sclave vor, so morden sie den ersten besten, der ihnen gelegentlich in den Weg kommt, Farbiger oder Weißer, Brasilianer oder Fremder; morden müssen sie. Sie führen weder Messer noch Dolche, sondern lange Nadeln und Pfriemen, die sie dem Todgeweihten zwischen die Rippen stoßen. Sind einige Opfer gefallen, so sind auch die Capoeiras spurlos verschwunden, und oft bedient ein solcher Mörder wenige Minuten, nachdem er sein scheußliches Verbrechen begangen hat, seinen Herrn mit der unschuldigsten Miene von der Welt, als hätte er den ganzen Tag das Haus nicht verlassen.

Ich sah einst an einem schönen mondhellen Sonntagabende an der Ecke der Rua de Santo Amaro in Rio sich eine Anzahl Neger versammeln, und bald waren sie unter Gelächter und Lärm im heftigsten Kopfkampfe begriffen. Die Stöße waren so heftig, daß man weit weg das Anprallen der Schädel hörte. Ich hielt es nicht für gerathen, bei diesem mir neuen Schauspiel lange zu verweilen, und eilte, meine Wohnung zu erreichen. Am folgenden Dienstag las ich in der Gazetilha des Jornal do commercio, daß zwei Tage früher die Capoeiras zwei Sclaven und einen Freien ermordet hatten.

Raub und Diebstahl wirft man den Capoeiras nicht vor. Den größten Anstrengungen der Polizei ist es bis jetzt noch nicht gelungen, diese furchtbare Mörderbande auszurotten. Der Capoeira, der als Mörder ergriffen wird, erleidet Todesstrafe; wenn ihm kein Mord nachgewiesen werden kann, so erhält er die schärfsten körperlichen Züchtigungen, und mancher hat schon in Folge dessen den Geist aufgegeben. Selbst der Vermittlung der angesehensten Standespersonen gelingt es nur sehr selten, einen Lieblingssclaven von der so sehr verdienten Prügelstrafe zu befreien, denn gewöhnlich hat er sie nach summarischem Verfahren schon erhalten, ehe sein Besitzer in Kenntniß gesetzt wird, daß er sich in den Händen der Polizei befinde.

Die Capoeiras sollen unverbesserlich sein, und selbst wiederholt hart abgestraft der Verbindung dennoch nicht entsagen und das Kopffechten und nachfolgende Mordrennen gewissermaßen als Ehrensache betrachten.

Der Capoeiragem scheint mit der Einfuhr von Sclaven gewisser afrikanischer Stämme auf brasilianischen Boden verpflanzt worden zu sein. Es erinnert lebhaft an den Todtenlauf auf mehreren Sundainseln und es dürfte ihm ursprünglich eine religiöse Bedeutung zu Grunde gelegen haben. [304]

21. Ein Ritt durch die Campos in Südbrasilien.

(Robert Avé-Lallemant.)

Ein Campo ist keineswegs eine ganz flache Ebene, in der man einen erstarrten Ocean zu erkennen glaubt. Er kann eben so gut flach wie hügelig, ja fast gebirgig sein. Das Wort Campo soll nur ein von der Natur gebildetes offenes Grasrevier anzeigen, im Gegensatz zum Wald, zum Waldgebirge. So ist denn auch der Campo nördlich vom Rio-Pardo mit weiten, nicht hohen Hügeln, Cuchillos oder Cuchilles durchsetzt, in deren kurzem Grase zerstreute Rinderheerden weiden. In den Vertiefungen ziehen sich mehr oder minder ausgetrocknete Bachbetten hin, wo sich dann einiges Gebüsch, Myrthen und Melastomen angesiedelt haben. In größeren Fernen wird dieses einfache Bild einer gewissen Verödung eingefaßt von dunkelen Wäldern oder blauen Seen.

Unter Führung eines kundigen Begleiters

folgt man nicht der staubigen Straße, die sich auf den Hügeln hinwindet. Ungenirt reitet man durch das Grasfeld selbst, wo der Pflanzenfreund vom Sattel herab manche hübsche Syngenesisten und Leguminosen, einige anmuthige Zwergmelastomen mit gelben Antheren, zwei oder drei Rubiaceen und eine hübsche rothe Acazie erkennt, dazu einige prachtvolle Convolvulus und manche aromatisch riechende Labiaten.

Doch sei man etwas aufmerksam auf den Gaul selbst. Ueberall sind unter dem Grase halb versteckt Löcher als Eingänge in die Höhlen zahlreicher Tatus oder Armadille; überall bilden Ameisenhaufen steinharte kleine Hügel, überall kann man stürzen.

Manchmal trifft man ein breites, tiefes Bachbett, und es ist eben so unbequem als schwer, hinunter- wie wieder hinauszureiten. Im Grunde ist viel loses Steingerölle und unsicherer Boden. Zuweilen aber ist der Boden zwischen den Hügeln selbst unsicher. Das umherfließende Regenwasser unterminirt manchmal den harten Grasboden und bildet einen unterirdischen Bach oft auf weite Strecken. So lange solch ein Canal vom fließenden Wasser ausgefüllt ist, hält er sich. Kommt aber trockene Zeit und wird die bedeckende Erdrinde etwas dünner, so stürzt oft ein ganzes Stück brunnenartig, fast zum Durchmesser von sechszehn bis zwanzig Fuß und mindestens eben so tief, in die Erde hinein. Da hat man denn, wie ich es an einer Stelle sah, den sonderbaren Anblick, höheres Gebüsch, ja selbst eine ziemlich schlanke Palme nur mit der Krone aus dem Loch herausschauen zu sehen, und kann wohl selbst, wenn man dem sonderbaren Bosquet in der Erde zu nahe kommt, einmal zu demselben hinabrutschen.

Thiererscheinungen sind nicht mannigfaltig. Aus dichterem Grasbüschel oder unter einer Bromelie hervor schwirrt oft in nächster Nähe ein Rebhuhn auf.

Der am Flügel gespornte Queroquero schreit fast ohne Unterbrechung, oft vom Rücken einer weidenden Kuh herab. Einzelne Habichte und Weiher streifen unruhigen Fluges umher, während hier und da ein kleiner Kauz sich zeigt auf der Spitze eines Ameisenhaufens in regloser Erstarrung.

Wir ritten der aufgehenden Sonne und einem scharfen Nordostwinde entgegen. Bald erreichten wir auch die sogenannte Straße, d. h. eine Wegspur, und zogen darauf weiter. Um elf Uhr ritten wir durch den kleinen Guassupi; ich nicht ohne eine lebhafte Freude, denn ich passirte das erste Wasser, das zum Uruguay läuft. Es lag mir darin der Ausdruck eines gewissen Fernseins von der cultivirten Menschheit, ich kam mir einsamer als bisher vor.

Und allerdings war ich auch einsamer als bisher, ja so einsam, wie ich noch auf der ganzen Reise nicht gewesen war. Hinter dem Guassupi verlor ich die Straße wieder und war bald in der tiefsten Grasöde. Nirgends ein Haus, nirgends ein Mensch, immer nur weithin zerstreute Rinder und scheue Pferde, und selbst diese bald in geringerer Anzahl. Zu diesem fernabliegenden Leben gesellten sich neue Erscheinungen, an denen die Menschenferne noch mehr sich kundgab. Ein Rudel junger Rehe schritt links vor uns ruhig im Grase umher, gerade als ob sie noch nie einen Menschen gesehen hätten, der ihnen Gefahr bringen könnte. Gleich darauf schoß dagegen ein Paar großer, ausgewachsener Pampashirsche längs eines Hügels hin in eben so kühner wie edler Bewegung; kaum schienen die schlanken Thiere die Grashalme mit den Füßen zu berühren. Und nun trabte noch ein Emu vor mir auf, laufend halb und halb fressend. Dazu schwirrten Rebhühner überall aus den Grasbüscheln auf und zahlreiche Raubvögel schwebten spähend um die Hügel; nicht mehr, aber auch nicht weniger bot die heiße Mittagsstunde, denn es war heiß geworden und nirgends war ein Baum, ein Busch zu sehen in dieser einsamen und doch so viel belebten Welt, welche mit wunderbarer Gewalt auf das Gemüth des Wandernden einwirkt, zumal wenn er so allein, wie ich, in ihr Gebiet hineingekommen ist.

Endlich erblickten wir ein kleines Haus auf einem fernen, hohen Hügel. Wir ritten darauf zu. Eine Auswahl von Rindern hatte sich darum versammelt; einige Stiere unter ihnen waren wirklich Meisterstücke, hoch, stark, gedrungen, mächtig rauh an Brust und Nacken. Unser Kommen und unsere Nähe schienen sie sehr wenig zu kümmern; nur einer fing tief an zu brummen, ohne aber irgend etwas Feindliches zu unternehmen. Unsere Hauptabsicht, warum wir zur Hütte hinaufgeritten waren, ward nicht erfüllt, es fand sich kein Mensch in derselben.

Mit einem scharfen Fernrohr durchlief ich die Gegend. Auf fernem Cuchillo im Osten

entdeckte ich zwei Häuser mit etwas Gebüsch, mindestens zwei Meilen weit und ganz meiner Richtung. Aber auch nach Nordwest, in der Richtung meines Reisezieles nach den Missionen zu, sah ich ein Haus liegen. Durch hohes Gras, Hügel und Tiefen führte mich mein Compaß nach einer starken Stunde zu einer kleinen Estancia, wo wir nur zwei Frauen trafen, beide offenbar keineswegs erfreut über unseren Besuch. So wie es aber schien, waren wir ganz auf dem richtigen Wege, wenn auch kein Weg zu sehen war.

In einem soeben erst verlassenen Häuschen im Grunde trafen wir einen Portugiesen, der dort eine Venda anlegen wollte; für wen? kann ich nicht sagen. Bis zum selben Morgen meines Besuches hatte ein Deutscher im Hause gewohnt. Er hatte aber kein Essen dort zurückgelassen und der neue Bewohner noch Nichts mitgebracht. Da wollte ich wenigstens den Thieren Rast und Futter gönnen und ließ auf eine Stunde absatteln.

Während die Gäule sich wälzten und im hohen Grase weideten, sah ich von meinem Standpunkte mich rings umher um. Wie ungeheuer weit liegt doch die Cultur einer europäischen Welt von diesen rio-grandeser Rindertriften in den fernen Missionen!

Unverzagt ging es weiter. Der Tag war herabgesunken. Im Halbdunkel kamen wir zu einer einsamen Estancia, wo ein alter Mann mit vielen Kindern wohnte. Er schien befangen und mißtrauisch durch mein Kommen. Was will auch ein Europäer in diesen Gegenden? Er bot mir zwar sein Haus an, aber in einem Tone, als ob er mich lieber weiter reiten sähe. Das war aber unmöglich.

Da ließ ich denn die Thiere im Grase anbinden, wo sie reichlich Futter hatten, und legte mein Sattelzeug auf den Boden. Mein Zelt hatte ich in Porto Alegre gelassen; Gebüsch war nirgends, so mußte es denn unter freiem Himmel auch gehen. In wunderbarer Klarheit war der Mond hinter den fernen Grashügeln aufgegangen und bestrahlte die weiten, einsamen Gefilde. Zwar schlief ich ein, aber immer weckte es mich wieder. Bald schritt eine Schaar von Kühen langsam vorüber, bald kamen einzelne Pferde langsam und schnaubend heran, um den dunklen Klumpen im Grase auszukundschaften. Schnarchend und entsetzt fuhren sie im Mondschein davon, wenn ich mich regte und sie jagte.

Dann aber ward es thauig und kalt, und beim ersten Morgendämmern fuhr ich naß vom Thau und zähneklappernd vor Kälte in die Höhe. Doch brachte der goldene Morgen all die kleinen Mißhelligkeiten solcher Bivouaknacht wieder ins Gleiche. Wir ritten fort. Ein Strauß und zwei Rehe liefen querfeldein; die hatten auch im Freien bivouakirt und schienen sich mit mir am jungen Tage zu freuen.

Da hatten wir noch das Glück, einen Weg, d. h. einen Fußsteig, zu treffen; an ihm lag eine kleine Spelunke, wo ich etwas Käse und Farinha, beide so alt wie der alte Bewohner der Hütte, kaufen konnte.

Es ward heiß in der Fläche und zwischen den Hügeln, durch die wir ritten. Eine kleine Camposflora beschäftigte mich. Viele Bremsen plagten unsere Pferde und zuletzt uns selbst, einige herrlich glänzend, fast weiß, mit grünen Augen. Eine hübsche Mantis kam auch hinzu, lang wie ein Phasma, mit kurzen, strohgelben Flügeln und endlos langem Hals. Sie schlug böse um sich mit den bewaffneten Beinen, bis ich sie wieder fliegen ließ.

An einer Stelle brannte das trockene Gras. Jeden Herbst, wenn es heiße, trockene Tage giebt, brennt man das hohe, welke Gras ab. Mit förmlicher Gier frißt sich das einmal entzündete Element vorwärts mit tausend kleinen Flämmchen; überall züngelt, knistert und lodert es in schlangenartigen Windungen, kaum kann man dem Feuer ausweichen. Summend flüchten sich Bienen, Grashüpfer und Bremsen davon, um vom nachfolgenden Feuer weiter gejagt zu werden. Hat sich aber das Feuer und der dichte weiße Rauch verzogen, so bleibt ein traurig schwarzes Feld zurück. Doch schon nach wenigen Tagen kommt wieder junges Gras zum Vorschein und grüner als zuvor wuchert die noch halb schwarze Hügelfläche.

22. Der Paraguaythee.

(Karl v. Koseritz.)

Der bittere Paraguaythee ist dem spanischen Creolen Südamerikas ebenso unentbehrlich wie seine Cigarette und die Hängematte, in der er seine Siesta, in der luftigen Veranda seines von Palmen beschatteten Hauses, hält. Das Schlürfen des Matté oder Paraguaythees ist ihm eine Nothwendigkeit, und er wird verstimmt und krank, wenn er während eines ganzen Tages sein Lieblingsgetränk nicht hat zu sich nehmen können.

In ganz Südbrasilien, in der Republik Uruguay, in den Argentinischen Republiken, in Chile, Paraguay, Bolivia und Peru werden unendliche Quantitäten dieses Thees verbraucht, und die Anpflanzung und Bereitung desselben bilden daher einen sehr bedeutenden Erwerbszweig für die Länder, welche diese kostbare Pflanze besitzen.

Der Paraguaythee wird von einem Strauche gewonnen, der zur Familie der Aquifoliaceen gehört; sein botanischer Name ist Ilex paraguayensis oder Ilex matté.

Die besten Sorten des Paraguaythees sind die in Paraguay und in Rio Grande, wo noch heute die großen, von den Jesuiten angelegten Matté-Pflanzungen vorhanden sind. Wenngleich der Baum in den genannten Gegenden an allen tiefen und feuchten Orten wild wächst, so giebt er doch im Allgemeinen ein besseres Blatt, wenn er besonders gepflanzt und zweckmäßig behandelt wird; das geht daraus hervor, daß der beste Erva-Matté (wie der Paraguaythee heißt) in den Pflanzungen von Paraguay und in den ehemaligen Jesuiten-Missionen der Provinz Rio Grande gewonnen wird; jenes von Parana, welches wild wächst, steht demselben bedeutend nach. In den sogen. Ervaes oder Matté-Pflanzungen erreicht die Ilex paraguayensis die Größe eines bedeutenden Baumes, während sie in wildem Zustande fast immer nur strauchartig vorkommt. Die Theile der Pflanze, welche zur Bereitung des Thees verwendet werden, sind die Blätter und die jungen Zweige. Die Ernte darf erst beginnen, wenn die Früchte reif werden, da zu dieser Zeit die Blätter am saftigsten sind. Die Zeit der Reife für die Früchte fällt in den Januar und Februar und vom Januar bis Juli sammelt man die Blätter, da im August bereits die jungen Sprößlinge kommen, welche geschont werden müssen, um dem Baum keinen Schaden zu thun.

Das Zubereitungsverfahren ist im höchsten Grade einfach. Während der genannten Monate schneiden die Ervateiros (d. h. Mattésammler) die jungen Zweige ab, welche dann bei langsamem Feuer getrocknet werden; sobald sie trocken sind, werden sie in Stücke zerbrochen und auf einer Art Gerüst, auf dem sie ausgebreitet sind und unter dem man Feuer macht, geröstet, bis die Blätter eine grüngelbe Farbe mit fast goldigem Reflex bekommen. Bei diesem Theile des Verfahrens ist große Sorgfalt nöthig, indem der Erva-Matté leicht verbrannt werden kann und dann die Blätter den öligen Theil verlieren, welcher ihren Geschmack angenehm macht. Hierbei muß man beobachten, daß das verwendete Holz trocken und nicht harzig sei, da der Rauch den Thee verdirbt.

Nachdem die Erva geröstet ist, wird sie zerstampft und nachher gesiebt, und nachdem man sie bereitet hat, muß sie wohl vor Feuchtigkeit bewahrt werden.

Die eben beschriebene Art der Matté-Bereitung ist die einfachste, doch giebt es in Paraguay und Rio Grande auch größere und gut eingerichtete Fabriken, welche die Blätter und Zweige in besonderen Oefen trocknen und Stampfmühlen besitzen, in denen sie den Matté zu feinem Pulver zermalmen. Auch bereitet man, hauptsächlich in Paraguay, die Blätter zu, ohne sie zu zermalmen, wobei natürlich die jungen Zweige, welche den Thee sehr wohlschmeckend machen, ganz verloren gehen, da man dann nur die Blätter benutzt. Diese Art von Matté wird in Chile vorgezogen und ist die einzige, welche bis heute nach Europa exportirt worden ist, weßhalb man dort keinen Begriff vom angenehmen Geschmack des wirklichen Matté hat.

Der fertige Matté wird in große, sehr fest genähte Säcke von durchaus trockener Ochsenhaut geschüttet, die ihn vor Feuchtigkeit und vor der Luft bewahren, deren Contact demselben

sein angenehmes Aroma nimmt. In diese Säcke wird der Thee fest eingestampft und sodann versendet.

Der Matté wird nur selten wie der chinesische Thee zubereitet, weil er dann viel von seinem Wohlgeschmack verliert.

Man trinkt denselben auf eine eigene Art. Man bedient sich gewöhnlich kleiner Flaschenkürbisse, Cucas genannt, oder auch runder Gefäße von Porzellan, die oben eine schmale, runde Oeffnung haben und auf einem Fuße ruhen, an dem man sie hält. Diese werden bis zu drei Viertel mit Matté gefüllt, sodann wird ein Löffel Zucker darauf gegeben und kochendes Wasser aufgegossen. Dieses Gebräu schlürft man vermittelst silberner Röhren ein, die unten, wo sie in dem Cuca stehen, ein feines Sieb haben, damit das pulverisirte Kraut nicht die Röhre verstopfen könne. Jedesmal wird neuer Zucker und neues kochendes Wasser aufgegossen, so daß das Getränk immer süß ist und sein ganzes Aroma bewahrt.

Die Creolen von Rio Grande trinken den Matté gewöhnlich ohne Zucker, er ist dann sehr bitter, aber dennoch sehr wohlschmeckend; dann nennt man ihn matté chimarrão. Der Creole trinkt Matté vom Morgen bis zum Abend; die Cuca geht den ganzen Tag von Hand zu Hand, und der Kessel hat stets heißes Wasser, da man jedem Besuch sogleich Matté darreicht. Der Europäer wird sich im Anfang manchmal die Zunge verbrennen und es etwas langweilig finden, daß er nicht mehr als drei oder vier Schluck auf einmal thun kann, weil die kleinen Cucas nicht mehr enthalten; aber bald wird er sich an das Landesübliche gewöhnen und den Matté so wohlschmeckend finden, wie irgend ein Getränk der civilisirten Welt.

Damit sich der Leser eine Idee von der Handelsbedeutung dieser Pflanze machen könne, füge ich noch einige statistische Angaben hinzu.

Die Provinz Rio Grande exportirt jährlich im Durchschnitt den Werth von 850,000 Doll., jedoch giebt es Jahre, in denen sie für mehr als eine Million ausführt, und dazu kommt noch der starke Verbrauch des Kaiserreichs.

Die Provinz Parana führt im Durchschnitt jährlich den Werth von 700,000 D. nach fremden Häfen aus, und oft steigt ihre Ausfuhr auf 900,000 Dollars.

Die Republik Paraguay führt in Quantität weniger Matté aus, aber die Qualität ist besser, da dort die Fabrikation Monopol der Regierung ist, die allein Matté-Pflanzungen besitzen kann.

Das Verfahren bei der Zubereitung ist dort ungleich besser, als in Brasilien, und deßhalb erreicht der Thee der Republik den dreifachen Preis des hiesigen; dahingegen exportirt Paraguay in Quantität ungleich weniger, wie daraus hervorgeht, daß es trotz der höheren Preise nur den Werth von etwa 250,000 Doll., also den dritten Theil der Ausfuhr von Rio Grande, außer Landes sendet. Wenn wir nun zu dieser bedeutenden Ausfuhr noch die Consumtion im Inneren der producirenden Länder rechnen, so erhalten wir als Schlußresultat eine sehr wichtige Industrie, die bei größerer Entwickelung den verschiedenen Ländern sehr bedeutende Hülfsquellen schaffen kann.

[190]

23. Die Pampas und ihre Bewohner.

(K. Andree.)

Das amerikanische Festland wird im Süden von der Magalhaensstraße begrenzt; im Westen erheben sich die chilenischen Andes in der Nähe des großen Oceans, mit dessen Küste sie parallel laufen. Das Land im Osten dieser Gebirgskette bis zum Uruguay, Parana und zum atlantischen Weltmeere ist „argentinisches Gebiet".

Im Norden bilden Paraguay, Gran Chaco und Bolivia die Grenze.

In dieser weiten argentinischen Region sind ausgedehnte Landstrecken, namentlich in den Grenzgegenden, ohne alle ansässige Bevölkerung. Auf manchen schiffbaren Flüssen wurde noch nie ein Nachen gesehen. Gerade der allzu ausgedehnte Flächenraum ist das größte und verhängnißvollste Mißgeschick für jene Staaten. Fast auf allen Seiten sind sie von Einöden eingeschlossen; die Wüste dringt gleichsam bis in ihre Eingeweide, und unbewohnte Landstriche bilden die Scheidelinie zwischen den verschiedenen Provin-

zen. Unabsehbare Ebenen, dichte Wälder, große Ströme kennzeichnen das Land, der Horizont ist unsicher, er verschwimmt in farbigen Wolken und leichten Dünsten mit Himmel und Erde; man weiß nicht, wo die letztere aufhört und der erstere beginnt. Im Norden wie im Süden liegen Indianer auf der Lauer; in Mondscheinnächten stürmen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und überfallen, gleich einem Trupp Hyänen, Heerden und Hirten. Dann und wann ziehen Wagenkarawanen über die Pampas. Sie halten Rast; die Mannschaft lagert sich um ein Feuer, und hält dabei unwillkürlich den Blick nach Süden gerichtet. Beim kleinsten Geräusch, wenn der Wind das dürre Gras bewegt, starrt der Karawanenführer in die düstere Nacht hinaus, um zu erspähen, ob irgend eine Indianerheerde in der Nähe sei und plötzlichen Ueberfall drohe. Sein Ohr hört nichts Verdächtiges, sein Auge vermag das tiefe Dunkel der Wüste nicht zu durchdringen; aber der Reisende ist darum nicht beruhigt, und um sich Gewißheit zu verschaffen, ob Alles sicher sei, betrachtet er genau das Ohr seines Pferdes, und sieht zu, ob dasselbe sich nicht bewege und nach hinten zu hinabhänge. Ist das der Fall, dann weiß er, daß für den Augenblick der Feind nicht in der Nähe ist.

Aber der Reisende muß nicht blos gegen die Wilden auf der Hut sein, denn auch Tiger und Schlangen können ihm gefährlich werden. Die Unsicherheit des Lebens ist auf dem flachen Lande andauernd, und die Menschen haben sich daran gewöhnt; dadurch ist dem argentinischen Charakter eine gewisse stoische Entsagung auch im Angesicht eines plötzlichen, gewaltsamen Todes aufgeprägt worden. Der Mensch muß ja doch einmal sterben, gleichviel auf welche Art: so denkt der Argentiner, und es ist ihm im Allgemeinen ziemlich einerlei, wie man stirbt. Auch auf die Ueberlebenden macht der Tod keinen tiefen Eindruck.

Der bewohnte Theil dieses großen Landes, das sehr verschiedene Klimate in sich begreift, zerfällt in drei besondere Regionen; und in jeder einzelnen haben auch die Bewohner ein eigenthümliches Gepräge. In der nördlichen Region, welche in das Gran Chaco verschwimmt, nehmen undurchdringliche Gestrüppwälder einen ungeheueren Flächenraum ein. Die Region in der Mitte bildet einen mit jener nördlichen parallel laufenden Gürtel, und in ihr wechseln baumlose Ebenen (Pampas) mit Gehölzen ab. An manche Stellen überwiegt der Wald, welcher zuletzt in langes, stacheliges Haidekraut ausläuft, dann aber wieder erscheint, wo Flüsse den Baumwuchs begünstigen. Zuletzt bleibt jedoch nach Süden hin der Sieg unbestritten den Pampas; und nun ist Alles freie, offene, unabsehbare Fläche, gleichsam ein Ocean mitten im Festlande.

Einen charakteristischen Zug dieses Landes bildet, man kann wohl sagen, die Anhäufung schiffbarer Gewässer, die von allen Himmelsstrichen her dem gewaltigen La Plata zuströmen. Aber diese herrlichen Verbindungswege, welche die Natur geschaffen, haben lange Zeit auf das Leben und Treiben der Bewohner so gut wie gar keinen Einfluß geübt. Die Nachkommen der spanischen Abenteurer, welche vor Jahrhunderten dieses Land in Besitz nahmen, hegen einen wahren Abscheu gegen Alles, was Schifffahrt heißt, und betrachten eine Barke oder Schaluppe wie ein Gefängniß. Sie setzen über Flüsse nicht etwa vermittelst eines Nachens oder einer Fähre, sondern richten ihren Gaul her, und schwimmen, sich am Schweife festhaltend oder auf dem Rücken des Thieres sitzend, bis zur nächsten Insel. Dort ruhen sie aus, gelangen bald darauf in derselben Weise zu einer anderen Insel, und so geht es fort, bis das andere Ufer erreicht ist.

So verschmäht der Ga-ucho*), denn so heißt der argentinische Pampasbewohner, den größten Segen, mit welchem eine gütige Natur das Land beschenkt hat. Der Fluß gilt ihm nicht für ein Band zum Verkehr, für eine belebende Ader, sondern für ein Hinderniß, welches seine freie Bewegung beeinträchtigt. Für ihn liegt das herrlichste Stromsystem der Welt ohne Nutzen da; für ihn sind der Vermejo, Pilcomayo, Parana, Rio Grande und Uruguay wie todt. Was an Schifffahrt vorhanden ist, zeugt von Betriebsamkeit nicht der Argentiner, sondern der Ausländer. Die Spanier haben einmal nicht jenen inneren Antrieb und Drang zur Schifffahrt, welcher den germanischen Völkern im Blute steckt.

In den Pampas herrscht Einförmigkeit, bis auf die Gebirge; nur San Luis und Cordova haben eigentliche Höhenzüge, und in der nördlichen Region senden die Andes einige Verzweigungen nach Osten hin. In Alledem liegt ein Element der Einheit und Zusammenhängigkeit für die Nation, welche einst diese Einöden bevölkern wird. Der Charakter des Landes selbst bringt der argentinischen Republik die untheilbare Einheit auf.

---

*) Sprich Ga-utscho.

Auf der weiten Fläche, die in einer Ausdehnung von mehr als vierhundert Wegstunden von Salta nach Buenos Ayres und von dort nach Mendoza reicht, können beladene Wagen fahren, ohne irgendwo auf ein natürliches Hinderniß zu stoßen. Der Mensch braucht nur da und dort ein wenig Bahn zu machen, indem er Bäume und Gestrüpp beseitigt. Mit leichtester Mühe lassen sich vortreffliche Verbindungswege herstellen; die Natur hat Alles dazu vorbereitet, sie bedarf nur geringer Nachhilfe. Der Karawanenführer in den Pampas hat seine eigenthümlichen Gewohnheiten, Ausdrücke und Tracht; er unterscheidet sich von den anderen Menschenkindern wie der Seemann vom Landbewohner. Der Capataz gleicht dem Führer der asiatischen Karawane; auch er bedarf eines eisernen Willens und entschlossenen Charakters, um sich der Freibeuter zu erwehren. Er duldet keinerlei Widerspänstigkeit. Beim geringsten Anzeichen von Ungehorsam unter seinen Leuten, den Treibern (Peons), greift er zu seiner mit Eisen beschlagenen Peitsche (chicote) und läßt sie unbarmherzig spielen. Einem Widerspänstigen gegenüber greift der Capataz ungern zur Pistole: er steigt lieber vom Gaul herab, zieht sein Messer, das er mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit zu handhaben weiß, und behauptet damit Einfluß und Ansehen. Nie wird von irgend einer Seite her Reclamation wegen eines Menschen erhoben, der von der Hand eines Capataz gefallen ist, denn man nimmt allemal an, daß er durch gesetzliche Autorität ums Leben kam. Schon in dergleichen Einzelheiten tritt die Gewaltthätigkeit hervor, welche für das argentinische Leben so bezeichnend ist; die Macht des Stärkeren gilt, der Befehlende unterliegt keiner Verantwortlichkeit, so wie man sie eben versteht, ohne sich auf Hin- und Herreden einzulassen, oder an Formen zu binden. Die Wagenkarawane ist stets bewaffnet, auf jeden Karren rechnet man ein Schießgewehr, auch wohl zwei; manchmal ist auch ein kleines Feldgeschütz vorhanden, das sich auf der Laffette drehen läßt und auf dem vordersten Wagen steht. Die Karren stellt man zu einem Kreise zusammen, wenn die Indianer angreifen, und diese zusammengebundene Wagenburg bietet in der Regel ausreichenden Schutz. Dagegen fallen Maulthierzüge nicht selten diesen amerikanischen Beduinen in die Hände.

Alle argentinischen Provinzen, mit alleiniger Ausnahme von San Juan und Mendoza, leben vorzugsweise vom Ertrag ihrer Heerden, Tucuman hat außerdem ein wenig Ackerbau. Buenos Ayres besitzt Millionen Stück Hornvieh und Schafe, daneben aber auch einen ausgedehnten Handel; es ist ein großer Stapelplatz, und unterscheidet sich dadurch wesentlich von den übrigen Städten.

In den argentinischen Pampas giebt es keine Nomadenstämme; der Hirt besitzt den Boden, welchen sein Vieh beweidet, als Eigenthümer, er wohnt an einer Stelle, die unbestritten ihm gehört. Aber er lebt vereinzelt; und damit der Hirt auf seinem eigenen Boden wohnen könne, ist es unumgänglich, daß die Gesellschaft aufgelöst werde, oder vielmehr, es kann sich bei solchen Zuständen gar keine Gesellschaft bilden. Denn die Familien leben weit und breit über eine ausgedehnte Fläche verstreut und von einander entfernt. Man denke sich einen Raum von ein oder zwei Tausend Geviertmeilen. Er ist bewohnt, allerdings; aber ein Haus ist vom nächsten Nachbar allermindestens zwei bis drei Stunden entlegen, sehr häufig 8—10 Stunden. Woher soll unter solchen Umständen Fortschritt und Entwickelung kommen, da obendrein Jedermann Viehzüchter und weiter Nichts ist? An und für sich kann ein Heerdenbesitzer freilich ein gebildeter Mann sein; es ist zum Beispiel möglich, daß er in seiner Einöde ein hübsches Haus baut. Aber auch dann ist und bleibt er vereinzelt, die Nacheiferung fehlt, sein Beispiel findet keine Nachahmung. Solch ein Viehzüchter (Estanciero) fühlt nicht etwa, wie der Städter, das Bedürfniß, äußerlich mit Anstand aufzutreten, denn er kommt mit Niemand in Verkehr, außer etwa mit seines Gleichen. Er muß sich manche Entbehrung auferlegen; und diese nimmt er zum Vorwand für seine Trägheit und Nachlässigkeit. Alles gewinnt einen barbarischen Zuschnitt. Gesellschaftliche Beziehungen sind nicht vorhanden, es giebt nur isolirte Familien, keine Vereinigung.

Unter solchen Umständen wird auch eine eigentliche Regierung unmöglich; die Gemeinde fehlt, und wie sollten die Arme der Gerechtigkeit des Missethäters habhaft werden? Vielleicht giebt es in gesellschaftlicher Beziehung auf der weiten Welt kaum etwas Monströseres als die Zustände der argentinischen Campañas. Die Indianerstämme in den Pampas sind gesellschaftlich stärker verbunden als die Gauchos, die Estancieros. Diese haben keine res publica, bei ihnen ist, wir wiederholen es, der Fortschritt beinahe unmöglich. Wo soll z. B. die Schule

sein? Die Familien leben viele Stunden weit von einander entfernt; wer soll den Kindern Unterricht ertheilen? Sarmiento bemerkt, daß er im Jahre 1826, als er in der Waldgegend von San Luis sich aufhielt, sechs jungen Männern aus wohlhabenden Familien im Lesen Unterricht ertheilte, und daß der jüngste Schüler zweiundzwanzig Jahr alt war! Unter solchen Umständen ist eine höhere Ausbildung nicht möglich, die Barbarei wird normal, und man kann von Glück sagen, wenn in den häuslichen Gewohnheiten etwas von moralischer Unterlage vorhanden bleibt. Daß die Religion bei dieser Zersplitterung und Auflösung der Gesellschaft zu kurz kommt, versteht sich von selbst.

Der Estanciero ist der kirchlichen Religion mehr oder weniger fremd geworden; er hat sich seine eigene Religion zurecht gemacht. Christenthum und spanische Sprache sind allerdings vorhanden, aber wie eine Ueberlieferung, die sich fortpflanzte ohne Unterricht; Cultus und Ueberzeugungen sind geschwunden, dagegen ist der Aberglaube desto stärker eingekehrt. In allen weit von den Städten entfernten Campañas trifft es sich häufig, daß Handelsleute, welche nach San Juan oder Mendoza kommen, aufgefordert werden, Kindern die Taufe zu geben, und diese Täuflinge sind oft ein Jahr und drüber alt. Mancher Priester hat Knaben vom Pferde herabgehoben und ihnen dann die Taufe gegeben.

Die Frau beaufsichtigt das Haus, bereitet die Speisen, scheert das Wollvieh, melkt die Kühe, macht Käse, bereitet grobe Leinwand oder Baumwollenzeug; überhaupt liegen den Weibern eine Menge von Beschäftigungen ob, und sie können von Glück sagen, wenn der Mann sich die Mühe giebt, ein wenig Mais zu pflanzen. Brod wird im Allgemeinen nicht gegessen. Die Knaben üben sich sehr früh im Gebrauch der Fangschnur und der Wurfkugeln an Kälbern und Ziegen, und werden aufs Pferd gesetzt, wenn sie nur auf eigenen Füßen stehen können. Sobald sie etwas herangewachsen sind, laufen sie im Feld zwischen den Vizcachalöchern umher und üben sich im Reiten. Der Jüngling bändigt Füllen und reitet wilde Pferde zu. Das ist ein gefährliches Stück Arbeit, denn solch ein Reiter ist eine Beute des Todes, sobald er auch nur einen einzigen Augenblick nicht aufpaßt. Der Bewohner der Pampas ist ein völlig unabhängiges Wesen und lebt im Müßiggange.

Als Mann tritt der Gaucho ins öffentliche Leben ein, falls überhaupt von einem solchen die Rede sein kann. An diesen Leuten ist nichts Spanisches mehr als die Sprache, und was sie etwa noch vom Christenthum beibehalten haben. Man muß sie mit eigenen Augen beobachtet haben, um den hochfahrenden, unbändigen Charakter zu begreifen, welcher sich bei diesen Leuten in jener wilden Natur herausarbeitet; kräftige Gestalten mit vollem Bart und ernstem Ausdruck. Sie sind erfüllt von tiefster Verachtung gegen den Menschen, welcher in der Stadt friedlichen Beschäftigungen nachgeht, und der vielleicht manches Buch gelesen hat, sich aber nicht im Mindesten darauf versteht, einen wilden Stier einzufangen oder ein unbändiges Pferd zu reiten; auch hat er gewiß niemals den Kampf mit einem Tiger Aug' in Auge bestanden. Der Gaucho thut das; er wickelt seinen Poncho um den linken Arm, steckt diesen der Bestie in den Rachen und rennt ihr sein Messer in den Leib. Er ist gewohnt, allen Widerstand zu besiegen, im Kampfe mit der Natur oben zu bleiben und ihr Trotz zu bieten; dadurch kräftigt sich seine Individualität ungemein, er steht durchaus auf eigenen Füßen.

Der Gaucho erkennt Niemand auf Erden als höher stehend, und der Europäer kommt gar in allerletzter Linie, denn er gilt für keinen guten Reiter. In der gesetzgebenden Versammlung zu Buenos Ayres sprach General Mancilla während der ersten Blokade: „Was werden euch denn diese Europäer anhaben, Leute, die nicht einmal eine einzige Nacht hindurch galoppiren können?" Und das Volk klatschte und rief rasend Beifall.

Der Gaucho hat einen unbesiegbaren Widerwillen gegen unterrichtete Menschen; er mag weder ihre Kleider leiden, noch ihre Sitten und Lebensweise. Alle physischen Eigenschaften des Menschen sind beim Gaucho stark entwickelt; desto weniger aber die moralischen. Er ist kräftig, hochfahrend, energisch, aber er hat nie Unterricht irgend einer Art genossen. Seine Bedürfnisse sind gering, er ist glücklich in seiner Armuth, weil er keine anderen Vergnügungen kennt als solche, die er allezeit haben kann. Zu arbeiten braucht er nicht, denn seine Heerde giebt ihm Kleider und Nahrung, und die Beaufsichtigung des Viehes macht ihm keine Beschwerde. Die Traubenlese ist eine fröhliche Zeit für den Winzer; für den Gaucho giebt es keine festlicheren Tage als jene, an welchen das Vieh mit dem Brandmark gezeichnet wird. Dann kommen die Estancieros zwanzig Stunden weit her und

wetteifern mit einander in der Geschicklichkeit, die Wurfschlinge zu handhaben. Der Gaucho reitet auf seinem vorzüglichsten Renner langsam bis in die Nähe der Stelle, wo das Brandmarken vor sich geht, hält in einiger Entfernung still und kreuzt, um gemächlicher zuschauen zu können, seine Beine über dem Halse des Rosses. Sobald Aufregung ihn erfaßt, steigt er ab, wickelt seine Fangleine auseinander und schleudert sie blitzschnell auf einen etwa vierzig Schritt entfernten Stier, um dessen Bein sie sich festschlingt. Weiter hat er Nichts gewollt, und wickelt nun den Riemen wieder zusammen.

Der argentinische Landbewohner ist, wie man sieht, durch und durch Original und lebt außerhalb aller europäischen Begriffe und Anschauungen. Ueberall paßt sich der Mensch in Sitten und Gebräuchen der Eigenthümlichkeit des Landes, der Bodenbeschaffenheit desselben und dem Klima an. [193]

---

24. Der Viehmarkt zu Londres in den argentinischen Staaten.

(A. Kahl.)

Es war der große, jährlich gehaltene Viehmarkt von Londres, zu dem weit umher aus der Runde Käufer und Verkäufer herbeikommen. Ja selbst von San Juan und San Luis hatten sich mehrere Arrieros mit ihren Tropas von Maulthieren, Pferden und Eseln eingefunden, um diese günstige Gelegenheit zum Verkauf zu nützen.

Eine belebte und merkwürdige Scene bietet ein solcher Markt. Alles ist zu Pferde; zu Pferde wird verkauft, gekauft, getrunken, gezecht, gezankt. Sein schönstes Paradepferd wird an einem solchen Tage von dem Marktbesucher bestiegen, mit bunten Bändern, aber noch mehr mit dem schweren silbernen Geschirre geschmückt. Silberne Steigbügel nehmen die Stelle der gewöhnlich gebrauchten kleinen hölzernen oder ledernen ein, doch diese, und selbst die großen silbernen Sporen, deren Räder nicht selten vier Zoll Durchmesser haben, mögen für die Aermeren Aufwand genug sein; aber der Prachtliebe der Bemittelten genügen sie nicht. Bei diesen sind Sattel und Zügel mit schwerem, massivem Silber beschlagen, große silberne Reifen werden dem Pferde über den Hals gehängt, welches gleichsam, als kenne es den Werth seiner kostbaren Last, mit feurigem Stolz seine minder ausgestatteten Kameraden zurückzudrängen sucht. Der Reiter ist nicht minder stolz. Mit seinen Pferdehautstiefeln, seinem bunten Chiripà, dem breiten Gürtel, aus welchem der versilberte Griff des Messers hervorsieht, dem scharlach-rothen oder mit irgend einer anderen grellen Farbe versehenen Poncho, dem losen und malerisch um den Hals geschlungenen Tuch, dem kleinen auf der Vorderseite aufgestülpten Strohhut, unter dem das braune verwegene Gaucho-Gesicht hervorguckt, — von dem Scheitel bis zur Sohle ist diese Erscheinung auf dem halbwilden Pferde selbst den im Lande Bekannteren interessant. Wir unsererseits schienen den Marktleuten dieses nicht minder zu sein; kaum erschienen wir auf der Plaza, als uns Schaaren der Gauchos umringten. Der eine drängte uns sein mit Chicha gefülltes Horn auf, welches er gefüllt im gestreckten Galopp von der nächsten Pulperia geholt hatte, ohne einen Tropfen zu vergießen, der andere offerirte uns sein Haus, der dritte seine Weide für unsere Pferde, und alles dieses mit einer solchen Zudringlichkeit, daß man uns, den Gegenstand des Wohlwollens, fast in dem entstandenen Gewühl erstickt hätte.

Inmitten der Plaza werden Wettrennen abgehalten, die nicht selten, ja sogar in der Regel, für die eine Partei mit dem unangenehmen Ausgang enden, zu Fuß nach Hause wandern zu müssen. Der gewöhnliche Einsatz ist Pferd für Pferd, Sattel und Geschirr mit eingeschlossen. Ein solches Thier mit seinem übersilberten Geschirr erreicht bei den Reicheren oft den Werth von sieben- bis achthundert spanischen Thalern, auch die Sporen gehören zu dem Einsatz. Höchst mißmuthig und verdrieß-

lich, einen Moment unentschlossen, ob er nicht besser seinem Hengste die Sporen in die Seite drücken und davonjagen solle, sah ich einen jungen Burschen absteigen, den Zügel seines Pferdes dem lachenden und prahlenden Gegner in die Hand legen und noch mißmuthiger sich die großen silbernen Sporen, die ihm nicht unter fünfzig spanische Thaler gekostet haben mögen, abschnallen, um auch sie dem Glücklichen einzuhändigen.

In jener Ecke sehen wir in der That eine Gruppe Männer und Frauen von ihren Pferden gestiegen. Neugierig, welche wichtige Beschäftigung diese Abweichung von einer allgemeinen Sitte herbeiführe, wandten wir uns derselben zu. Wir fanden Kartenspieler, die, zu Gruppen von drei und vier Personen vertheilt, einige sitzend oder knieend, andere stehend, auf über den Boden gebreiteten Ponchos mit wahrer Leidenschaft ihrem „Briska", „Gato", „Tonto", und wie ihre Spiele alle heißen mögen, huldigten. Reiter mit über dem Sattelknopf gekreuzten Beinen sahen aufmerksam dem Spiele zu; aus ihren Reihen rekrutirten sich die Spieler, sowie einer derselben ermüdete oder Nichts mehr zu verlieren hatte.

Zank und Streit unter den Männern konnten in diesem Getümmel um so weniger fehlen, als sich mehrere Riojaner, die man leicht an ihrer breiten, von der catamarqueñischen sehr abweichenden Mundart herauskennt, eingefunden hatten. Oft sah man in ihren Händen ein rasch gezogenes Messer aufblitzen, trotzdem blieb es immer bei Drohungen, nie sah ich es zum Kampfe kommen.

[245]

25. Die Deutschen in Valdivia.

(Fr. Gerstäcker.)

Die Stadt Valdivia liegt unmittelbar an dem breiten und wirklich schönen Valdivia-Strome, der ihr gerade gegenüber eine breite und lange Insel bildet. Diese Insel ist durchaus von Deutschen bewohnt, und zwar zumeist von den ältesten Ansiedlern dieses Districtes.

Die Stadt selber kann sich eigentlich architektonischer Schönheiten nicht rühmen, man müßte denn die hölzerne Säule ausnehmen, die auf der Plaza steht und wie ein einsam und riesenhaft aufgeschossener Spargel aussieht. Die Gebäude sind alle von Holz, so aufgebaut, wie es Jeder seiner eigenen Bequemlichkeit nach angemessen fand, nicht zwei einander gleich, weder in Höhe, noch in Breite. Auch die Kirche ist ein hohes und geräumiges, aber unendlich einfaches Gebäude, eine ganz neue hölzerne Ruine mit verwitterten Bretern und zerbrochenen Fensterscheiben, dem der letzte Sturm auch die letzte Schönheit und Symmetrie genommen hat. Früher zeigte ihre Front nämlich zwei hohe viereckige Thürme, ebenfalls von leichter Schachtelarbeit; der letzte heftige Wind brach aber den einen dicht über der Wurzel ab, und warf den ganzen Thurm, wie er war, auf den Platz hinunter — glücklicher Weise ohne Etwas, als sich selber, zu beschädigen. Eine Reparatur ist seitdem nicht daran vorgenommen worden, denn man fürchtet sich wahrscheinlich, mit den alten morschen Bretern anzufangen. Einige Quadras von der Plaza entfernt steht ein altes Kloster, das aber weit eher einer zeitgrauen verwitterten Scheune gleicht.

Das eigentliche Prachtgebäude der Stadt ist das neue Hôtel Chile, oder Hôtel Springmüller, wie es auch genannt wird, mit aufgebautem Stock, breiter Front und rosafarbenem Anstrich, natürlich Alles von Holz und im Inneren mit dünnen, kaum etwas mehr als imaginären Wänden.

Fast alle Häuser in Valdivia, wenigstens alle, in denen Deutsche wohnen, haben übrigens eiserne Oefen, eine sehr wohlthätige Einrichtung, denn wenn es auch nur selten wirklich kalt wird, so ist doch gerade das naßkalte Wetter des chilenischen Winters für den Körper das empfindlichste, und ein guter Ofen hilft da besser als zehn Kamine.

Valdivia ist keineswegs ganz von Deutschen besiedelt, die hier höchstens den dritten Theil der Bevölkerung ausmachen, aber wenigstens fünf Achtel der Leute, die man auf den Straßen

sieht, sind Deutsche, da sich die Chilenen viel mehr in ihren Häusern halten, und der eigentliche Chilene auch den altspanischen dummstolzen Glauben hat, daß jede Arbeit schände.

Solch ein hungriger Bursche, mit kaum genug Brod im Hause, sich am Leben zu erhalten, würde sich beschimpft glauben, wenn er ein kleines Packet über die Straße tragen sollte. Dabei bringt er es natürlich zu Nichts, während der fleißige Deutsche, der keine solche Scrupel mit herübergebracht, wo es nöthig ist selber anfaßt, und seine Lage und Aussichten mit jedem Tage verbessert.

Die Straßen Valdivias sind ziemlich breit und die Häuser nicht sehr hoch, aber sie haben den großen Fehler, daß sie, wie in großen Städten, dicht beisammenstehen. Und doch wäre Raum genug und übergenug vorhanden, um jedes Haus in einen kleinen Garten zu stellen und dadurch von dem benachbarten Holzgebäude abzutrennen. Dem ersten Anblick und Eindruck nach ist die Stadt ziemlich ganz deutsch, und fast alle Schilder tragen deutsche Namen, ja überall, wohin man geht, hört man deutsch sprechen.

Die beiden einzigen Hôtels in der Stadt sind ebenfalls deutsch, deutsch ist die Apotheke, Deutsche sind Aerzte und Todtengräber (ohne boshafte Nebenbedeutung, daß ich sie beide zusammen nenne), deutsch ist die sehr bedeutende Bierbrauerei und Gerberei, und wenige chilenische Handwerker ausgenommen sind auch diese lauter Deutsche. Die dort wohnenden Chilenen, wenn sie nicht einen kleinen Verkaufsladen in der Stadt haben, sind entweder Beamte, oder von der Regierung Angestellte, oder Haciendenbesitzer aus der Nachbarschaft, die mit ihren Familien in der Stadt leben, oder Peons, die eben auf Arbeit ausgehen und jetzt, wo so viele neue Häuser gebaut werden, reichliche Beschäftigung finden.

Dann und wann zieht auch wohl ein kleiner Trupp Indianer mit seinen braunen Gesichtern, langen schwarzen Haaren und dunklen Ponchos durch die Straßen, vor den verschiedenen Kaufläden stehen bleibend, die Waaren darin anzustaunen und sich dann lachend ihre Bemerkungen in ihrer wunderlichen, kurz abgestoßenen Sprache zuzurufen.

Was mich aber ganz besonders in Valdivia freute, und was ich hier eigentlich, nach manchen vorher gesammelten Erfahrungen, kaum zu finden erwartete, war das wirkliche freundschaftliche, einige Zusammenhalten der Deutschen untereinander, und dazu hatte jedenfalls der „deutsche Verein“ ein Wesentliches beigetragen. Er könnte als ein Musterverein für solche Colonien gelten.

Ich will gar nicht ableugnen, daß die Chilenen eine bessere und culturfähigere Menschenrace sind, als ihre nördlichen Nachbarn, die Peruaner, und Gott weiß, es liegt darin noch ein sehr geringer Grad von Schmeichelei; aber nirgends ist der Contrast auffallender zwischen der deutschen und spanischen Race, als wo man die Thätigkeit beider dicht neben einander beobachten kann, und dazu wird in dieser Colonie vortreffliche Gelegenheit geboten.

Man braucht draußen vor der Stadt nie zu fragen, was für ein Landsmann in dem einen oder anderen Hause wohnt, denn es zeigt sich gleich von Weitem selber. Die Chilenen wohnen noch, wie sie es von je nicht anders gewohnt waren, in den einfachsten Hütten, die nicht einmal genügenden Schutz gegen Wind und Wetter bieten. Ihre Felder sind lässig bearbeitet und eben so eingezäunt, und im Inneren der Häuser vertritt die nackte Erde die Stelle eines ordentlichen Fußbodens.

Der Deutsche dagegen hat stets ein, wenn nicht sehr großes, doch freundlich und regelmäßig gebautes Haus, mit festschließenden Glasfenstern und Thüren, einer guten Braterdiele, trefflich in Stand gehaltene Felder und Fenzen und immer einen kleinen Blumengarten bei dem Hause, in dem er zugleich hinreichende Gemüse zieht.

Uebernachtet man bei einem Chilenen, so ist bei ihm weder Hafer noch Gerste für die Pferde zu bekommen, und er hat nicht einmal Caffee, Milch, Zucker, Brod, Branntwein oder andere Lebensmittel für sich selber, viel weniger daß er etwas Derartiges einem Fremden überlassen könnte. Bei den Deutschen dagegen, selbst in der kleinsten Ansiedelung, findet man fast Alles vorräthig, und während er Tschitsche, Käse, Eier, Milch u. s. w. auf den Markt nach der Stadt bringt, bleibt ihm immer genug daheim für einkehrende Fremde übrig.

Die Deutschen haben außerdem den Chilenen gerade in der unmittelbaren Nähe von Valdivia gezeigt, wie bis dahin fast ganz unbrauchbares Land werthvoll gemacht werden könnte; eine Menge Sumpfstrecken nämlich, die aber gerade in den dortigen eigenen Boden-

verhältnissen das beste Land umschlossen, wurden ihnen überlassen und mit leichter Mühe trockengelegt, so daß gerade in ihnen jetzt die reichsten Ernten gezogen werden.

Valdivia war, schon ehe die Colonie dorthin verlegt wurde, seiner prachtvollen Waldungen wegen berühmt, aus denen werthvolle Hölzer nicht allein nach Valparaiso, sondern auch nach Callao und den übrigen chilenischen und peruanischen Häfen geführt wurden. Hölzer bilden auch noch bis auf den heutigen Tag eine sehr bedeutende Ausfuhr der Colonie, besonders die werthvolle Alerce, eine Cedernart, die sich ganz vorzüglich zu Schindeln und Verschalungen eignet, da sie Sonnenhitze und Regen vortrefflich aushält und sich leicht und schön bearbeiten läßt.

Auch harte Hölzer hat diese Provinz, wie die südlicher gelegenen und Chiloe, im Ueberflusse, und sie bilden einen sehr bedeutenden Handelsartikel.

Seit aber die deutsche Colonie dort gegründet wurde, sind auch noch andere Artikel auf den Markt gekommen. Es werden jetzt jährlich ziemlich für 30,000 Dollar Käse ausgeschifft, Weizen und Mehl ebenfalls, gegerbte Häute und ganz vorzüglich Valdivia-Bier, das mit Recht einen guten Namen in ganz Chile bekommen hat. —

Es leben in der Provinz Valdivia eine Menge Indianer, und zwar Zweigstämme der Araukaner, von denen die Colonisten aber Nichts zu fürchten haben. Im Gegentheil stehen dieselben mit den Indianern auf einem sehr freundschaftlichen Fuße, und diese verkehren sehr gern mit den Deutschen, die sich stets freundlich gegen sie gezeigt haben.

Diese Indianer sind auch ein ganz friedliches Volk, das gar keine Waffen führt und in festen Wohnplätzen lebt. Angeblich sind sie zu der christlichen Religion übergetreten, von der sie aber wenig Gebrauch zu machen scheinen. Sie bebauen ihre wenigen Felder, auf denen sie Kartoffeln, Mais und Bohnen pflanzen und im Herbste ihre Tschitscha pressen und trinken. Branntwein tauschen sie ebenfalls gegen Pferde oder Kühe ein (ein Faß von sechszehn Gallonen hat gewöhnlich den Werth eines Pferdes), und weiter kennen sie wenig Bedürfnisse. Es ist ein faules, schmutziges Volk, das alle die edlen Eigenschaften des eigentlichen Indianers verloren und dagegen viel von den Lastern der weißen Race eingetauscht hat; aber sie sind auch nicht gefährlich, wenigstens so lange nicht, als man sie in Frieden läßt. Die Chilenen gönnen ihnen deßhalb gern ihre Lebensweise.

[225]

---

26. Die Petscheräs auf Feuerland.

(Ch. Wilkes.)

Während unseres Aufenthaltes auf mehreren Inseln des Feuerlandes, erzählt Wilkes, bekamen wir zu verschiedenen Malen Besuche von Eingebornen; sie waren Anfangs sehr schüchtern und zurückhaltend, wurden aber bald geselliger und zutraulicher, als sie sahen, daß wir nichts Böses gegen sie im Schilde führten. Die Petscheräs sind zwischen vier und fünf Fuß hoch, von leichter Kupferfarbe, die aber fast ganz von Ruß und Schmutz bedeckt ist, besonders auf dem Gesicht, in welches sie sich wagerechte Streifen mit Kohle malen. Ihre Gesichter sind niedrig, mehr breit als hoch, zusammengedrückt, mit schmaler Stirn und stark hervortretenden Backenknochen; ihre Augen sind klein, meist von schwarzer Farbe, und im inneren Augenwinkel überdeckt das obere Augenlid das untere ein wenig, was ihnen viel Aehnlichkeit mit den Chinesen giebt. Ihre Nase ist breit und platt, die Nasenlöcher sind weit geöffnet, in dem großen und breiten Munde stehen sehr weiße Zähne. Ihr Haar ist lang, dünn und schmutzig schwarz; sie bestreuen es in der Regel mit weißer Asche, was ihnen, da die Haare über das Gesicht herabhängen, ein höchst widerliches Aussehen giebt. Ihr Körperbau ist merkwürdig. Während Brust und Schultern gut entwickelt sind, bleiben Arme und Beine ganz dünn und hager und die ganz unverhältnißmäßig langen Arme stehen wieder zu den kurzen,

schwächlichen, schlecht geformten Beinen im Mißverhältnisse. Von einer Wade ist keine Spur vorhanden; das Bein ist vom Fußknöchel bis zum Knie beinahe cylindrisch, die Schenkel haben fast gar kein Fleisch, oft hängt, wenn sie stehen, die Haut in einer weiten Falte über das Knie herab. Bei Einigen scheinen die Kniemuskeln ganz, oder doch in ihnen alle Kraft zu fehlen. Dieser Mangel rührt hauptsächlich von ihrem beständigen Sitzen her, denn in ihren Hütten und Canoes sieht man sie fast nie in einer anderen Lage. Man kann sich kaum einen verkümmerteren Menschenschlag denken. Von dem Werthe verschiedener Tausch- und Handelsartikel, die ihnen am liebsten und nothwendigsten sind, scheinen sie fast gar keinen Begriff zu haben. Ein Stück Glas ist ihnen so viel werth wie ein Messer; rothes Wollenzeug in Streifen geschnitten ist ihnen so werthvoll wie das ganze Stück.

Die Kinder, die wir zu sehen bekamen, waren alle klein und lagen in einem Nestchen von dürrem Grase, in einer Ecke des Canoes. Das Weib und ein älterer Knabe ruderten das Boot, während der Mann sich damit beschäftigte, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen und das Feuer zu unterhalten, das sie stets auf dem Boden ihres Canoes auf einem Häufchen Steine und Asche mitten im eingedrungenen Wasser zu unterhalten pflegen.

Ihre Hütten errichten sie in der Regel hart an der Küste, im Schoße irgend einer kleinen Bucht und an Stellen, wo sie vor den herrschenden Winden Schutz finden. Diese Hütten sind aus jungen Bäumen oder stärkeren Aesten erbaut, die sie ganz einfach in die Erde stecken, oben zusammenbinden und mit Rinden und Zweigen, Binsen und Schilfgras durchflechten, sodaß das Ganze wie eine geflochtene Fischreuse aussieht, die sie dann noch mit Gras, Rasenstücken und dergleichen belegen. Der Regen wird aber von dem losen Baue nicht ganz abgehalten. Die Größe einer Hütte beträgt in der Regel sieben bis acht Fuß im Durchmesser und vier bis fünf Fuß in der Höhe; den Eingang bildet ein eirundes Loch; das Feuer brennt in einer Höhlung in der Mitte. Der Fußboden besteht aus festgetretenem Thon. Gegenüber der Hütte ist gewöhnlich ein Haufen von Schaalthieren, Seesternen und dergleichen als Wintervorrath aufgehäuft.

Die Petscheräs leben von Muscheln, Austern und Fischen; Seehunde und größere Fische werden ihnen bisweilen von der Brandung zugetragen. Sie sind nicht ungelehrig, und einer wußte sich nach kurzem Unterrichte des Messers und der Gabel sehr geschickt zu bedienen. Wein und geistige Getränke wies er zurück, Zuckerwasser behagte ihm. Gesalzenes verschmähte er, aber mit Reis und Plumpudding nudelte er sich förmlich, bis er fast nicht mehr konnte. Dabei blieb er äußerst fidel, lachte und tanzte und sang unaufhörlich: „Heilah Petscheräh!".

[315]



Quellenverzeichniß.

Quellenverzeichniß.

Nebst biographischen Notizen über die vorzüglichsten neueren Reisenden.

Nachstehendes Verzeichniß giebt den Nachweis der am Schlusse jeder Schilderung durch Zahlen bezeichneten Quellenwerke. Beigefügte biographische Notizen über die bedeutendsten (namentlich deutschen) Reisenden seit Cook sollen jüngeren Lesern zur ersten Einführung in die Geschichte der Reisen dienen. Wer ausführliche Belehrung sucht, ist auf die Bücher von Külb, Länder- und Völkerkunde in Biographien, — Wimmer, Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen, — Marmier, Les voyageurs nouveaux, — O. Peschel, Geschichte der Erdkunde, zu verweisen. Einige namhafte Reisende, von deren Schriften jedoch für dieses Werk kein Gebrauch gemacht werden konnte, sind wenigstens biographisch erwähnt. Die mit * bezeichneten Namen wurden nachträglich verzeichnet.

I. Europa.

1. Aksakow, Iwan, siehe Bodenstedts russische Fragmente, 2 Bde. Leipzig 1862.

2. Allmers, Herm., Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. 2te Ausgabe. Bremen u. Leipzig 1861.

3. Ambros, A. W., „Prag und seine architektonischen Denkmale." In der österreichischen Revue 1863.

4. Andersen, H. C., In Spanien. Leipzig 1864.

5. Andree, Richard, „Keltenthum und Germanen in Schottland." Im Globus 1865.

6. Ausland. Eine Wochenschrift für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Bis 1866 39 Jahrgänge.

7. Barth, Heinrich, Reise durch das Innere der europäischen Türkei im Herbst 1862. Berlin 1864.

8. — Das Becken des Mittelmeeres in natürlicher und culturhistorischer Beziehung. Vorlesung gehalten im Athenäum in Hamburg. Hamburg 1860.

Barth, Heinrich, geb. zu Hamburg den 19. Mai (nicht April) 1821, studirte seit 1839 in Berlin Philologie, Archäologie und, durch C. Ritter angeregt, Geographie. Nach seinem ersten Aufenthalte in Italien im Winter 1840 bis 1841 beendete er seine Studien in Berlin und trat 1845 eine Wanderung um das mittelländische Meer an. Denn das Becken dieses Meeres mit seinen angrenzenden Ländern nach allen Richtungen und Beziehungen hin zu erforschen, hatte er sich als seine Lebensaufgabe gestellt. Er reiste über London und Paris nach Spanien und durchforschte von der Straße von Gibraltar an die ganze Nordküste Afrikas, wanderte von Aegypten durch Syrien und Kleinasien nach Griechenland und kehrte 1847 in seine Heimat zurück („Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres, Band I. Berlin 1849). Dabei hatte er stets einen Seitenblick auf die unbekannten Gebiete Inner-Afrikas geworfen. Als daher im Jahre 1849 der Engländer Richardson von seiner Regierung mit einer Expedition nach Centralafrika zur Abschaffung des Sklavenhandels und Einleitung von Handelsverbindungen beauftragt wurde und man ihm auch einen deutschen Gelehrten beigeben wollte, erbot sich Barth, durch C. Ritter aufmerksam gemacht, zur Theilnahme. Nächst ihm schloß sich auch Dr. Overweg aus Hamburg an. Einen Theil der Unkosten mußten die Deutschen selbst tragen. Den näheren Verlauf der Expedition zu schildern ist hier nicht am Orte; es muß auf Barths auch im Auszuge erschienenes Werk selbst hingewiesen werden; nur soviel sei bemerkt, daß nach dem Tode der beiden Mitreisenden Barth die Expedition allein fortsetzte und glücklich vollendete. Mit dieser ewig denkwürdigen Reise tritt die Erforschung Afrikas in eine neue Epoche. Im Herbst des Jahres 1855 betrat der Reisende nach 6jähriger Wanderung wieder den europäischen Boden. Kaum war das Hauptwerk der Reise veröffentlicht, so setzte Barth seine Erforschung der Mittelmeerländer fort, 1858 durchzog er den nördlichen Theil Kleinasiens, besuchte 1861 Nordspanien, 1862 die Türkei, 1863 die Alpen, 1864 die Abruzzen und 1865 Bosnien, Hochbulgarien und Albanien. So ist Barth der größte Landwanderer unseres Jahrhunderts gewesen. Nach Ritters Tode 1859 wurde er Professor in Berlin und leitete seit 1863 die dortige geographische Gesellschaft. Nach kurzem Unwohlsein starb er den 25. Nov. 1865. (Vergleiche: Heinrich Barth, Vortrag von Prof. Dr. W. Koner. Berlin 1866.)

9. Basiner, Th. F. J., Naturwissenschaftliche Reise durch die Kirgisensteppe nach Chiwa. Petersburg 1848.

10. Beiträge zur Kenntniß des russischen Reichs und der angrenzenden Länder Asiens. Herausgegeben von K. E. v. Baer und Gr. v. Helmersen. Petersburg und Leipzig. Bis 1861 23 Bde.

11. Berg, E. v., Aus dem Osten der österreichischen Monarchie. Dresden 1860.

12. Berlepsch, H., Die Alpen. Leipzig 1861.

13. Bielz, E. A., „Bilder aus Siebenbürgens Karpathen". In der österreich. Revue 1864.

14. Biernatzki, Joh. Christoph, Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee. Altona 1836.

15. Bilder, lebende, aus dem modernen Paris. 2 Bde. Cöln 1863.

16. Blasius, J. H., Reise im europäischen Rußland 1840—41. 2 Thle. Leipz. 1844.

17. Blätter, Historisch-politische, von Edm. Jörg und Frz. Binder. Bis 1866 58 Bde. München.

18. Bodensee, der, und seine Umgebungen. In 3 Abth. Stuttgart u. Augsburg 1857.

19. Brandes, H. K., Ausflug nach Mehadia, Konstantinopel, Brussa und der Stätte von Ilium im Sommer 1862. Lemgo u. Detmold 1863.

20. Brandis, Chr. A., Mittheilungen über Griechenland. 3 Bde. Leipzig 1849.

21. Brückner, G., Landeskunde des Herzogthums Meiningen 1853.

22. Buch, Leop. v., Geognostische Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien. 2 Bde. Berlin 1802—9.

Buch, Leopold von, geb. 1774 zu Stolpe in der Uckermark, gestorben 1853, berühmter Geognost, der bedeutendste Schüler Werners, erforschte seit 1800 den Jura und die Alpen, bestieg mit A. v. Humboldt und Gay Lussac am 12. August 1805 den thätigen Vesuv und bereiste von 1806—8 Skandinavien bis zum Nordcap. 1815 besuchte er die canarischen Inseln, 1840 zum zweiten Male Norwegen. Sein Hauptaugenmerk war dabei stets auf die geognostischen und physikalischen Verhältnisse der Erdoberfläche gerichtet. Er bestimmte auch zuerst den Begriff des Insel- und Festlandklimas und beobachtete zuerst im Norden bestimmte Pflanzenzonen. (Reise durch Norwegen und Lappland. 2 Bde. Berlin 1810.)

23. Buddeus, Aurelio, Halbrussisches. 2 Bde. Leipzig 1847.

24. — Von Frankfurt a. M. nach Basel. Leipzig 1856.

25. Carus, C. G., England und Schottland im Jahre 1844. 2 Bde. Berlin 1845.

26. Castrén, M. A., Reiseerinnerungen aus den Jahren 1838—44. Herausgeg. von Schiefner. Petersburg und Leipzig 1853.

27. — Reisen im Norden. Aus dem Schwedischen von Helms. Leipzig 1853.

Castrén, Matthias Alexander, geb. am 2. Dez. 1813 in Finnland, ausgezeichnet als Kenner und Erforscher finnischer Völker und Sprachen. Zuerst ward er durch seine Reisen in Lappland und Carelien bekannt. Darauf unternahm er als Sprachforscher der Petersburger Akademie von 1845—1849 seine große Forschungsreise durch ganz Sibirien. Die Beschwerden einer solchen Reise waren für ihn, der schwächlicher Constitution war, um so größer. Dafür kehrte C. reich an gesammelten Schätzen für die Wissenschaft zurück, mit deren Veröffentlichung er sich eifrigst beschäftigte, als ihn ein früher Tod (1851) überraschte.

28. Clarus, L., Schweden Sonst und Jetzt. Geschildert in Briefen auf einer Reise. 2 Bde. Mainz 1848.

29. Cotta, B., Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkungen auf das Leben des Menschen. 2 Bde. Leipz. 1858.

30. — „Reisebriefe." In Gutzkows Unterhaltungen 1855.

31. Daniel, H. A., Handbuch der Geographie. 3 Thle. Frankfurt a. M. 1859—63.

32. Dieterici, Fr., Reisebilder aus dem Morgenlande. 2 Bde. Berlin 1853.

33. Duller, Ed., Deutschland und das deutsche Volk. Leipzig 1846.

34. Ebel, W., Geographische Naturkunde. Königsberg 1830.

35. Engelhardt, K. A., Vaterlandskunde, herausgegeben von G. Klemm. 8. Aufl. Leipzig 1842.

36. Falk, M., „Die Pußten und die Czikos". — „Die Theiß, ein ungarischer Fluß." Im Portfolio von Ungewitter.

37. Fallmerayer, J. Ph., Fragmente aus dem Orient. 2 Bde. Stuttgart 1845.

38. Förster, E., Vermischte Schriften. Bd. 1. Reisen in Italien, in England und Schottland. München 1862.

39. Gall, F. v., Reise durch Schweden im Sommer 1836. 2 Bde. Bremen 1838.

40. Germania. Eingeführt durch E. M. Arndt. 2 Bde. Leipzig 1851—52.

41. Ghillany, F. W., Eine Tour nach London und Paris im Sommer 1851. 3 Bde. Nürnberg 1853.

42. Globus. Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, herausgegeben von K. Andree, bis 1866 9 Bde. Hildburghausen.

43. Goldhann, Ludw., Aesthetische Wanderungen durch Sicilien. Leipzig 1855.

44. Goldschmidt, J., Kleine Lebensbilder. 2 Thle. Oldenburg 1844.

45. Goethe, J. W. v., Sämmtliche Werke. (Briefe aus der Schweiz und Italien.)

46. Gregorovius, F., Corsica. 2 Bde. Stuttgart 1854.

47. — Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Leipzig 1861.

48. Grenzboten. Zeitschrift für Politik und Cultur. Redigirt von Moritz Busch. Leipzig.

49. Grimm, Jacob, Kleinere Schriften. 2 Bde. Berlin 1864.

50. Grimm, A. Th., „Serai u. Harem". In Gutzkows Unterhaltungen 1856.

51. Grisebach, A., Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahr 1839. 3 Bde. Göttingen 1841.

52. Grube, A. W., Geographische Charakterbilder. 3 Thle. 6. Aufl. Leipzig 1855.

53. — Natur- und Culturleben in vergleichenden Bildern. 2 Bdchn. Wiesbaden 1859—60.

* Gützlaff, Karl, geb. 1803 in Pommern, ging als protestantischer Missionär zuerst nach Java, später nach China, woselbst er namentlich durch Verbreitung

christlicher Schriften in chinesischer Sprache zu wirken suchte. 1835 wurde er erster Dolmetscher der britischen Behörde in China mit 800 Pfd. St. Gehalt. Als solcher leistete er im englisch-chinesischen Kriege gute Dienste. G. starb 1851. Seine Schriften haben Vieles zur Kenntniß China's beigetragen.

54. Hackländer, F. W., Daguerreotypen. Aufgenommen während einer Reise in den Orient (1840—41). 2 Bde. Stuttgart 1842.

55. Hahn-Hahn, Gräfin Ida, Erinnerungen aus und an Frankreich. 2 Bde. Berlin 1842.

56. — Ein Reiseversuch im Norden. Berlin 1843.

57. — Orientalische Briefe. 3 Bde. Berlin 1844.

58. Hailbronner, C. v., Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen. 3 Bde. Stuttgart 1827.

59. Hamm, W., Südöstliche Steppen und Städte. Frankfurt a. M. 1862.

60. Hansteen, Chr., Reise-Erinnerungen aus Sibirien. Deutsch von H. Sebald. Leipzig 1854.

61. Hartmann, Mor., „Briefe aus Irland." Im Deutschen Museum.

62. — Tagebuch aus Languedoc und Provence. 2 Bde. Darmstadt 1853.

63. Haxthausen, A. Freiherr von, Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands. 3 Bde. Hannover 1847—54.

64. Helfft, H., Wanderungen in Süddeutschland, der Schweiz und Oberitalien. Berlin 1854.

65. Hettner, Herm., Griechische Reiseskizzen. Braunschweig 1853.

66. — Die französische Literatur des 18. Jahrhunderts. Braunschweig 1860.

67. Heufler, L. R. v., Italienische Briefe. Wien 1853.

68. Hilferding, A. v., Bosnien, Reiseskizzen aus dem Jahre 1857. In „Türkische Zustände". I. Bautzen 1858.

69. Humboldt, Al. v., Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 5 Bde. Stuttgart u. Tübingen 1845—61.

Humboldt, Friedrich Heinrich Alexander von, der berühmteste aller neueren Reisenden, Geographen, Naturforscher, geboren zu Berlin am 14. Sept. 1769. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem berühmten Sprachforscher Wilhelm v. H., gebildet und erzogen, besuchte er nach der besten Vorbereitung die Universitäten zu Göttingen und Frankfurt an der Oder, sowie die Handelsakademie zu Hamburg. Hierauf machte er eine wissenschaftliche Reise an den Rhein, nach Holland und England, setzte aber darnach seine Studien zu Freiberg fort, wo er sich unter Werner besonders der Bergwissenschaft widmete. 1792 erhielt er in Berlin eine Stelle beim Berg- und Hüttenwesen, bald darauf das Amt eines Oberbergmeisters zu Bayreuth. 1795 legte er diese Stelle nieder und unternahm einige kleinere Reisen durch Italien, die Schweiz, nach Paris, wo er seinen nachmaligen Reisegefährten Bonpland kennen lernte. Alles dieses war ihm nur Vorbereitung zu einer großen Weltreise gewesen, welche endlich im Jahre 1799 angetreten ward. Amerika, vornehmlich die Tropenländer, waren das Ziel des Reisenden. Fünf Jahre lang durchforschte Humboldt mit Bonpland diese noch wenig bekannten Gegenden. Nach seiner Rückkehr (1804) erschien das Prachtwerk Voyage de Humboldt et Bonpland dans l'intérieur de l'Amérique etc. zu Paris in 6 großen Abtheilungen. Alle Zweige der Naturwissenschaft wurden dadurch außerordentlich bereichert. H. lebte seitdem in Paris und Berlin, begleitete den König von Preußen 1822 auf einer Reise nach Italien und trat 1829 seine zweite größere Reise, nach dem Ural und Centralasien, mit Rose und Ehrenberg an. Von da zurückgekehrt, veröffentlichte er die Resultate seiner Reisen und Forschungen in einer Reihe von Werken, unter denen die „Ansichten der Natur" und der „Kosmos" am bekanntesten geworden sind. Er starb zu Berlin am 6. Mai 1859.

70. Hutter, J., Von Orsova bis Kiutahia. Braunschweig 1851.

71. Jäger, A., Neuestes Gemälde von London. 2 Bde. Hamburg 1839.

72. Jahrbücher, Hallische. Herausgegeben von A. Ruge und Th. Echtermeyer. 1838—40.

73. Kahlert, A. J., Erinnerungen an Italien. Breslau 1843.

74. Kalisch, L., Paris und London. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1850.

75. Kapper, S., Die böhmischen Bäder. Leipzig 1857.

76. Kephalides, A. W., Reise durch Italien und Sicilien. 2 Thle. 2. Aufl. Leipzig 1822.

77. Kniewel, Th. F., Reiseskizzen, vornämlich aus dem Heerlager der Kirche, ges. in England, Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien und Deutschland im J. 1842. 2 Thle. Leipzig 1844.

78. Koch, K., Die Krim und Odessa. Leipzig 1854.

79. Kohl, Ida, und J. G. Kohl, Englische Skizzen. 3 Thle. Dresden u. Leipzig 1843.

80. Kohl, J. G., Reisen im Innern von Rußland und Polen. 3 Bde. Dresden 1841.

81. — Reisen in Süd-Rußland. 2 Thle. Dresden und Leipzig 1841.

82. — Die Menschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein. 3 Bde. Dresden und Leipzig 1846.

83. — Alpenreisen. 3 Thle. Leipzig 1849.

84. — Reisen in den Niederlanden. 2 Bde. Leipzig 1850.

85. — Reisen im südöstlichen Deutschland. 2 Bde. Leipzig 1852.

Kohl, Johann Georg, geb. den 28. April 1808 zu Bremen, lernte zuerst als Erzieher in verschiedenen Häusern Rußland kennen. Seine Schilderungen dortiger Zustände (besonders Petersburgs und der Ostseeprovinzen) fanden so großen Beifall, daß er sich von nun an ganz dem Berufe eines Reisebeschreibers hingab. Die Titel seiner Werke geben das Verzeichniß seiner Reisen. Nachdem er fast alle Länder Europa's durchwandert und beschrieben, hat er sich auch nach Amerika gewandt. Von da zurückgekehrt, hat er sich in Bremen niedergelassen. Kohl ist unstreitig ein geistreich und anmuthig erzählender Reiseschriftsteller, und der Zahl seiner Schriften nach der erste unter allen Touristen der Neuzeit, aber gerade diese übermäßige Fruchtbarkeit hat sicherlich der Gediegenheit seiner Berichte oftmals Eintrag gethan. Seine Gattin Ida Kohl ist gleichfalls Verfasserin einiger Reiseschriften.

86. Koloff, E., Schilderungen aus Paris. 2 Thle. Hamburg 1831.

87. Koristka, C., „Die Slovaken". In der österreich. Revue 1863.

88. [illegible]senstern, P. v., Wissenschaftliche Beobachtungen auf einer Reise in das Petschora-Land von Keiserling und Krusenstern Petersburg 1843.

89. Kunisch, Rich., Bukarest und Stambul. Berlin 1861.

90. Kutzen, J., Das deutsche Land. Skizzen und Bilder. Breslau 1855.

91. Lewald, F., England und Schottland. Reisetagebuch. 2 Bde. Braunschweig 1852.

92. (Lichnowsky, Fürst F.), Portugal. Erinnerungen aus den Jahren 1837—1839. 2 Thle. Frankfurt a. M. 1841.

93. Lindeman, M. v., Finnland. Leipzig 1855.

94. Löher, F., Land und Leute in der alten und neuen Welt. Reiseskizzen. 2 Bde. Göttingen 1855.

* Lütke, Fedor Petrowitsch, russischer Contreadmiral, berühmt durch seine in den Jahren 1826—29 ausgeführte Weltumsegelung, welcher die geographische Wissenschaft zahlreiche neue Aufschlüsse und Entdeckungen, namentlich in den nördlichen Gebieten des stillen Oceans, verdankte. Sein Reisewerk, ursprünglich russisch geschrieben, wurde in mehrere Sprachen übersetzt.

95. Marmier, X., Rußland, Finnland und Polen. Aus dem Franz. 2 Bde. Regensburg 1844.

* Maximilian, A. P. Prinz v. Wied, geb. zu Neuwied, den 23. Sept. 1782. Von Jugend auf ein Freund der Naturwissenschaften, trat er nach hinlänglicher Vorbereitung 1815 eine Reise nach Brasilien an, von der er, reich an Sammlungen für die Naturgeschichte, namentlich die Zoologie, 1817 zurückkehrte. Noch bedeutender war seine Reise nach Nordamerika, welche er 1833 unternahm. Die Beschreibung derselben „Reise durch Nordamerika" (2 Bde. Coblenz 1838 ff. mit Atlas) ist namentlich für die Kenntniß der Indianerstämme werthvoll. Er starb am 3. Febr. 1867 zu Neuwied.

96. Mayer, K. A., Neapel und die Neapolitaner. 2 Bde. Oldenburg 1840—42.

97. Meiners, Chr., geb. 1747, gest. 1810. Philosoph und Historiker.

98. Mendelssohn, G. B., Das germanische Europa. Zur geschichtlichen Erdkunde. Berlin 1836.

99. Meßmer, A., Reiseblätter gesammelt zwischen Venedig und Amsterdam. 2 Bde. Innsbruck 1854.

100. Meyer von Knonau, G., Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft. 2 Bde. 2. Aufl. Zürich 1838—39.

101. Miles, Pliny, Eine Nordfahrt. Wanderungen in Island. Aus dem Englischen. Leipzig 1856.

102. Morgenblatt für gebildete Leser (Red. H. Hauff) bis 1865. Stuttgart.

103. Mügge, Th., Schweden im Jahre 1843. 2 Bde. Hannover 1844.

104 a. — Skizzen aus dem Norden. 2 Bde. Hannover 1845.

104 b. — Nordisches Bilderbuch. Frankfurt a. M. 1857.

105. — Die Schweiz und ihre Zustände. 3 Bde. Hamburg 1847.

106. Müller, Alf., Schweizerische Touristenblätter. Leipzig 1857.

107. Müller, W., Rußland und seine Völker. I. Bd., Großrussische Lebensbilder. Berlin 1844.

108. Müller, Wolfg., von Königswinter, Münchener Skizzenbuch. Leipzig 1856.

109. Naumann, „Paris und Frankreich." In Prutz' D. Museum.

110. Neigebaur, J. F., Die Südslaven und deren Länder. Leipzig 1851.

111. Pancritius, A., Hägringar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850. Königsberg 1852.

112. Päpon, Jac., Engadin. Zeichnungen aus dem Natur- und Volksleben eines unbekannten Alpenlandes. St. Gallen 1857.

113. Passarge, L., Aus dem Weichseldelta. Reiseskizzen. Berlin 1857.

114. Pecht, Fr., Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. 2 Bde. Leipzig 1853.

115. Petermann, A., Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiet der Geographie. 14 Jahrgänge. Gotha 1855—68.

116. Petter, F., Dalmatien in seinen verschiedenen Beziehungen. 2 Bde. Gotha 1857.

117. Petzholdt, Alex., Der Kaukasus. Eine naturhistorische, sowie land- und volkswirthschaftliche Studie (ausgeführt im Jahre 1863 u. 1864). 2 Bde. Leipzig 1866—1867.

118. Pitschner, W., Der Mont-Blanc. Darstellung der Besteigung desselben am 31. Juli, 1. u. 2. August 1859. Genf 1860.

119. Pröhle, Heinr., Aus dem Harze. Leipzig 1857.

120. Quandt, J. G. v., Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise durch Spanien. Leipzig 1850.

121. Quitzmann, E. A., Deutsche Briefe über den Orient. Stuttgart 1848.

122. R(hetz), W. v., Reise eines Norddeutschen durch die Hochpyrenäen in den Jahren 1841 u. 1842. 2 Bde. Leipzig 1843.

123. Rank, J., Aus dem Böhmerwalde. Leipzig 1843.

124. Realencyklopädie, allgemeine deutsche. 10. Aufl. Leipzig 1866.

125. Rellstab, L., Paris im Frühjahr 1843. 3 Bde. Leipzig 1844.

126. Elisée Reclus. In der Revue des deux mondes. Paris 1831—1868. Jahrgang 1863.

127. Revue, Oesterreichische. Wien, 1863 bis 1867.

128. Riehl, W. H., Land und Leute. 2. verm. Aufl. Stuttgart u. Augsburg 1855.

129. Rigler, L., Die Türkei und ihre Bewohner, in ihren naturhistorischen, physiologischen und pathologischen Verhältnissen geschildert vom Standpunkte Constantinopels. 2 Bde. Wien 1851.

130. Ritter, C., Europa. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten. Herausgegeben von H. A. Daniel. Berlin 1863.

Ritter, Carl, zwar kein Reisebeschreiber, aber der erste Geograph der neueren Zeit und Begründer der vergleichenden Erdkunde, geb. den 7. August 1779 zu Quedlinburg, 1819 Professor der Geschichte am Gymnasium zu Frankfurt a. M., 1820 als Professor der Geographie an die Universität und Kriegsschule zu Berlin berufen, woselbst er bis zu seinem Tode (1859) wirksam war. Sein Hauptwerk, die „Erdkunde, im Verhältniß zur Natur und Geschichte des Menschen", dieses großartige Denkmal deutschen Fleißes, beruht auf der umfassendsten und gründlichsten Benützung aller geographischen Quellenwerke, so daß es dadurch selbst den Werth eines Quellenwerkes annimmt.

131. Robert, C., Die Slaven der Türkei. Aus dem Franz. Stuttgart 1844.

132. Rochau, A. L. v., Reiseleben in Südfrankreich und Spanien. 2 Bde. Stuttgart 1847.

133. Rosenheyn, M., Reiseskizzen aus Ost- und Westpreußen. 2 Bde. Danzig 1858.

134. Rougemont, Fr. v., Geographie des Menschen. Deutsch von Chr. H. Hugendubel. 2 Bde. Bern 1843.

135. Russegger, J. v., Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder. 7 Bde. Stuttgart 1840 bis 1850.

Russegger, Joseph v., geb. zu Salzburg den 18. Nov. 1802, widmete sich frühzeitig dem Bergwesen, worin er so ausgezeichnete Kenntnisse erwarb, daß er im Jahre 1834, als der Vicekönig Aegyptens sich von Oesterreich einige tüchtige Männer zu bergmännischer Erforschung des Landes erbat, zum Chef der Expedition ernannt wurde. Dies bot ihm Gelegenheit, nicht nur Aegypten, sondern die Nilländer überhaupt, sowie Syrien und einen Theil Kleinasiens zu bereisen. Rückgekehrt nach Europa (1839), durchforschte er noch Griechenland und Italien bergmännisch, ja er ließ sich in der Heimat nur kurze Ruhe, um noch den größten Theil Europas, namentlich England, Frankreich, Scandinavien kennen zu lernen. Die reichen Früchte aller dieser Reisen sind in seinem umfangreichen Reisewerke niedergelegt. R. hat sich auch um den Betrieb der österreichischen Bergwerke große Verdienste erworben und wirkt unermüdet als k. k. Ministerialrath.

136. Schacht, Th., Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit. 6. Aufl. Mainz 1853.

137. Schaubach, Ad., Die deutschen Alpen. 5 Bde. Jena 1845—47.

138. Schlesinger, M., Aus Ungarn. Berlin 1850.

139. — Wanderungen durch London. 2 Bde. Berlin 1853.

140. Schmidl, A., Oesterreichische Vaterlandskunde. Wien 1852.

141. Schnaase, Karl, Niederländische Briefe. Stuttgart 1834.

142. Schopenhauer, Joh., Reise durch England und Schottland. 2 Bde. Leipzig 1826.

143. — Reise von Paris durch das südl. Frankreich bis Chamouny. 2 Bde. Leipzig 1824.

144. Schouw, J. F., Die Erde, die Pflanzen und der Mensch. Aus dem Dänischen von H. Zeise. Leipzig 1851.

145. Schubert, G. H. v., Reise in das Morgenland in den Jahren 1836—1837. 3 Bde. Erlangen 1838.

146. Schücking, L., Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Leipzig 1855.

147. Seyffarth, W., Wahrnehmungen in Paris 1853—54. Gotha 1855.

148. Sigismund, B., Lebensbilder aus dem sächsischen Erzgebirge. Leipzig 1859.

149. Silesius, E., Spaziergang durch die Alpen. 2 Thle. Wien 1844.

150. Simrock, K., Das malerische und romantische Rheinland. Leipzig 1851.

151. Sonklar, C. v., Reiseskizzen aus den Alpen und Karpathen. Wien 1857.

152. — „Die Alpen." In der Oesterreich. Revue.

153. Stahr, Ad., Ein Jahr in Italien. 3 Thle. Oldenburg 1853—54.

154. Stahr, Ad., Zwei Monate in Paris. 2 Thle. Oldenburg 1851.

155. Stark, K. B., Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich. Jena 1855.

156. Stein, Chr. G. D., Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mitteleuropa. 7 Bde. Leipzig 1827—29.

157. Steub, L., Drei Sommer in Tirol. München 1846.

158. — Aus dem bayrischen Hochlande. München 1850.

159. Stolz, Alban, Spanisches für die gebildete Welt. 4. Aufl. Freiburg 1859.

160. Strauß, F. A., Sinai und Golgatha. 6. Aufl. Berlin 1856.

161. Taylor, B., Northern Travels. London 1857. Deutsche Ausgabe Leipzig 1858.

162. Triest. Drei Tage in Triest. Herausgegeben von S. Formiggini, P. Kandler, P. Revoltella und J. B. Scrinzi. Triest 1858.

163. Tschudi, F. v., Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. 7., verbesserte Aufl. Leipzig 1865.

164. Unterhaltungen am häuslichen Herde. Herausgegeben von Gutzkow. 12 Bde. Leipzig 1853—64.

165. Vaerst, Eugen Baron, Die Pyrenäen. 2 Thle. Breslau 1847.

166. Vaterlandsbuch. Herausgegeben unter Mitwirkung von Vogel, Wenzig, Körner. Leipzig 1863. 9 Bde. (Noch unvollständig.)

167. Vogt, C., Nordfahrt entlang der norwegischen Küste nach dem Nordcap, der Insel Jan Mayen und Island 1861. Frankfurt a. M. 1863.

168. Wagner, M., Der Kaukasus und das Land der Kosaken in den Jahren 1843—46. 2 Bde. Dresden 1848.

Wagner, Moritz, geb. 1813 zu Bayreuth, unermüdeter und fruchtbarer Reiseschriftsteller. Zuerst bereiste er Algerien als Mitglied der wissenschaftlichen französischen Expedition, darauf ließ er sich zu Augsburg nieder, unternahm aber bereits 1843 neue Reisen nach dem Kaukasus, nach Armenien, Persien und Kurdistan. Im Jahre 1852 bereiste er mit Scherzer Nord- und Centro-Amerika. Seine zahlreichen Reisewerke zeichnen sich durch anziehende Darstellung und wissenschaftlich verläßige Mittheilungen aus.

169. Waldmüller, Robert (Düboc), „Roms Carneval". In Gutzkows Unterhaltungen 1856.

170. Weber, B., Das Land Tirol. Ein Handbuch für Reisende. 3 Bde. Innsbruck 1837—38.

171. Weyden, E., Sängerfahrt des Kölner Männergesangvereins nach London. Köln 1854.

172. Wickede, J. v., Aus dem Süden. Stuttgart 1853.

173. Willkomm, E., Italienische Nächte. 2 Bde. Leipzig 1847.

174. — Wanderungen an der Nord- und Ostsee. Leipzig 1850.

175. — Von Berlin nach Hamburg. Leipzig 1855.

176. Willkomm, M., Wanderungen durch die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens. 2 Bde. Leipzig 1852.

177. — „Auf dem Guadalquivir". In Gutzkows Unterhaltungen 1864.

178. Wilm (W. J. L. Müller), Ueber London und Paris nach Rom. Eine italienische Reise. 2 Thle. Berlin 1854.

179. Zeitschriften und Zeitungen, verschiedene.

180. Ziegler, A., Reise in Spanien. 2 Bde. Leipzig 1852.

181. Zimmermann, W. F. A., Der Erdball und seine Wunder. 17. Aufl. Berlin 1865.

182. Zittel, E., „Die Morlachen". In der Oesterreich. Revue.

183. Zschokke, H., Schweizer Skizzen in dessen gesamm. Schriften.

184. Zusätze, kleinere, der Herausgeber, aus verschiedenen Quellen.

---

185. Gervinus, G. G., Geschichte des 19. Jahrhunderts. Band 6. Leipzig 1862.

186. Koch, K., Die kaukasischen Länder und Armenien. Leipzig 1858.

II. Außer-Europa.

187. Andersson, Charles J., Reisen in Südwestafrika bis zum See Ngami in den Jahren 1850—1854. Aus dem Schwedischen von Dr. Hermann Lotze. 2 Bde. Leipzig 1858.

188. Andersson, N. J., Eine Weltumseglung mit der dänischen Fregatte Eugenie. Deutsch von Kannegießer. Leipzig 1854.

189. Andree, K., Nordamerika. 2. Auflage. Braunschweig 1853.

190. — Globus. Hildburghausen und Braunschweig 1863—68. 14 Bde.

191. — Geographische Wanderungen. 2 Bde. Dresden 1859.

192. — Geographie des Welthandels. Band I. Stuttgart 1867.

193. — Buenos-Ayres und die Argentin. Provinzen. Leipzig 1856.

194. Ausland. Eine Wochenschrift für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Bis 1868 41 Jahrgänge. Stuttgart und Augsburg.

195. Avé-Lallemant, Dr. Robert, Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859. 2 Thle. Leipzig 1860.

195 b. — Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858. 2 Thle. Leipzig 1859.

196. Back, Georg, Reise durch Nord-Amerika bis zur Mündung des großen Fischflusses und an den Küsten des Polarmeeres in den Jahren 1833, 1834 und 1835. Aus dem Englischen von Dr. Karl Andree. Leipzig 1836.

197. Baker, Samuel White, Der Albert Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. 2 Bde. Jena 1867.

Baker, einer der hervorragendsten Afrikareisenden, Ingenieur von Fach, Jäger aus Neigung, veröffentlichte zuerst zwei Werke über Ceylon: Eight years Wandering in Ceylon, und The rifle and the hound in Ceylon. London 1855. Als Speke und Grant von Sansibar aus zu den Nilseen vordrangen, beschloß Baker, ihnen von Norden her entgegenzugehen. In Begleitung seiner Gemahlin brach er 1861 auf und erforschte erst die abyssinischen Zuflüsse des Nil, ehe er von Chartum aus aufbrach. In Gondokoro traf er auf Speke, der ihm eine Kartenskizze der durchreisten Länder gab und auf den zweiten, nicht besuchten Quellsee aufmerksam machte. Diesen beschloß Baker aufzusuchen (siehe den Aufsatz im „Hausschatz"). 1865 kehrte er glücklich nach England zurück.

198. Barth, Heinrich, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55. 5 Bde. Gotha 1857—58. (Auszug in 2 Bden. Gotha 1859.)

(Biographische Notizen über Barth siehe im Quellenverzeichniß Nr. 8.)

199. Bastian, Dr. A., Afrikanische Reisen. Ein Besuch in San Salvador. Bremen 1859.

200. — Die Völker des östl. Asien. II. Band: Reisen in Birma. 2 Bde. Leipzig 1866.

— III. Band: Reisen in Siam. Jena 1867.

— IV. Band: Reisen in Cambodia. Jena 1868.

201. Bates, Henry Walter. Der Naturforscher am Amazonenstrom. Aus dem Englischen. Leipzig 1866.

202. Brehm, A. E., Reiseskizzen aus Nordafrika, oder den unter egyptischer Herrschaft stehenden Ländern: Egypten, Nubien, Sennahr u. s. w. 1847—52. 3 Bde. Jena 1855.

202 b. (Berg,) Die preußische Expedition nach Ostasien, nach amtlichen Quellen. 2 Bde. Berlin 1864/5.

* Beurmann, Moritz von, der Afrikareisende zur Aufhellung des Schicksals Ed. Vogels, wurde 1835 zu Potsdam geboren. Nachdem er seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Posen und der Realschule zu Berlin erhalten, studirte er mit Vorliebe Naturwissenschaft. Nach überstandener Militärpflicht brachte er seine Reisepläne in Ausführung, unternahm 1860 eine größere Reise in die Nilländer und trat dann 1862 vom Comité der Heuglin-Expedition mit hinreichenden Mitteln ausgerüstet die Reise nach Innerafrika zur Aufklärung von Vogels Schicksal an, wurde aber bei seinem Versuche, von Bornu aus nach Wadai vorzudringen, im Januar oder Februar 1863 nördlich vom Tschadsee ermordet.

203. Browne, J., Die Eingebornen Australiens, ihre Sitten und Gebräuche. (Deutsch in Petermann's Geograph. Mittheilungen 1856.)

204. Brugsch, H., Reise der königl preußischen Gesandtschaft nach Persien 1860 und 1861. 2 Bde. Leipzig 1862.

205. Büchele, C., Land und Volk der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Stuttgart 1855.

206. Burckhardt, J. L., Reisen in Arabien. Aus dem Englischen. Weimar 1830.

Burckhardt, Johann Ludwig, geb. zu Lausanne den 24. Nov. 1784, gebildet zu Neuchâtel, später in Leipzig und Göttingen. Im Jahre 1806 begab er sich nach London, woselbst er, empfohlen durch Blumenbach, der „Afrikanischen Gesellschaft" bekannt wurde und von dieser den Auftrag der Fortsetzung der Forschungen Hornemanns im inneren Afrika erhielt. 1809 ging er auf die Reise, zunächst nach Syrien unter dem Namen Ibrahim Scheikh, in orientalischer Kleidung. Zwei Jahre studirte er zu Aleppo Sitten und Sprachen des Orients mit solchem Erfolge, daß er sich für einen indisch-arabischen Kaufmann ausgeben konnte. Nun durchwanderte er Syrien, Aegypten, Nubien, weilte vier Monate in Mekka, und kehrte hierauf nach Kairo zurück, seine Tagebücher auszuarbeiten. Von hier aus sollte alsdann die große Reise nach Innerafrika angetreten werden, als ein unerwartetes Fieber seinem Leben ein Ende machte, 17. Oct. 1817. Seine Reisebeschreibungen von Syrien, Palästina, Arabien sind durch Treue und Genauigkeit ausgezeichnet.

207. Burmeister, H., Reise nach Brasilien durch die Provinzen von Rio de Janeiro und Minas Geraës. Berlin 1853.

* Burnes, Alexander, geb. 1805, nahm frühzeitig Dienste bei der Armee der ostindischen Compagnie und erwarb sich in Kurzem große Fertigkeit in der Hindusprache und im Persischen. Seit 1829 war Burnes im Auftrage der Regierung für Erforschung des nordwestlichen Indiens thätig, nahm 1831 als Geograph an einem Zuge nach Lahore theil und trat endlich 1832 seine Reise nach Bochara an, deren Beschreibung großes Aufsehen erregte. (Travels into Bochara. London 1834. Deutsch. 2 Bde. 1834.) Burnes wurde später zu verschiedenen diplomatischen Sendungen verwendet und starb am 2. Nov. 1841. Sein Werk „Cabool" (deutsch von Oelckers, 1843) enthält seine während eines Aufenthaltes in Kabul (1826—38) gemachten Beobachtungen.

208. Burton, Richard F., Personal narrative of a pilgrimage to El Medinah and Meccah, by Richard F. Burton, Captain Bombay Army. London 1857. 2t edit. II part.

209. — First footsteps in East Africa, or an explanation of Harar. London 1856.

210. — The Lake Regions of Centralafrica. London 1860. 2 voll.

211. — A mission to Gelele, King of Dahome. London 1864. 2 voll.

Dieser britische Officier ist ein ganz ausgezeichneter Reisender, mit reichen Kenntnissen ausgestattet, ein Mann voll Muth und Ausdauer und von eben so feiner als scharfer Beobachtungsgabe. Zuerst veröffentlichte er zwei Werke über seinen Aufenthalt am Indus und an der Malabarküste. Im Jahre 1853 unternahm er dann das große Wagniß, als mohammedanischer Pilger verkleidet die heiligen Städte der Mohammedaner und das Grab des Propheten zu besuchen. Bald nachher trat er die nicht minder gefährliche Reise durch das Somaliland nach Härrär in Ostafrika an. Im Jahre 1857 unternahm er mit Speke jene mehrjährige Reise von Sansibar nach der ostafrikanischen Seenregion, sie entdeckten den Tanganyika und Ukerewe Nyanza. Die drei ersten der angeführten Werke Burtons sind in deutscher Bearbeitung erschienen als: Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika, nach den Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt u. A. von Karl Andree. 2 Bde. Leipzig 1861. — Nachdem er dann den ganzen nordamerikanischen Continent durchwandert, und sich dabei namentlich am Salzsee unter den Mormonen umgesehen (vgl. sein Werk „The city of the Saints"), ging er als Consul nach Fernando Po im Golf von Benin. Von hier aus besuchte er die Küstenstriche des Festlandes und bestieg das Camerungebirge. Seine Beobachtungen sind niedergelegt in den beiden Werken: Abeokuta and the Cameroons Mountains. 2 voll. London 1864. A Mission to Gelele, King of Dahome. 2 voll. London 1864. Burton lebt jetzt als Consul zu Santos in Brasilien.

212. Busch, M., Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi. 2 Bde. Stuttgart 1854.

* Cook, James, berühmtester aller neueren Weltumsegler, geboren 1728, von Jugend auf zum Seemann erzogen, da ihn sein Vater, ein armer Bauer, als Knaben zu einem Kohlenschiffer gebracht hatte. Nach mannigfachen Seereisen 1769 zum Commandanten eines Schiffes ernannt, das zur Beobachtung des Durchgangs der Venus nach der Südsee bestimmt war, entdeckte er, daß Neuseeland aus zwei Inseln bestehe; die trennende Meerenge ward „Cooksstraße" benannt. Im Jahre 1772 wurde ihm das Commando einer Expedition zur Untersuchung des Südmeeres übertragen. Die beiden Forster aus Deutschland begleiteten ihn. Weitere große Reisen wurden 1776 unternommen. Cook besuchte und erforschte einen großen Theil Polynesiens, drang in beide Polarkreise vor, und bereicherte die Erdkunde durch eine Reihe von Entdeckungen. Endlich fand er auf der Insel Owaihi in einem Streit mit den Eingebornen seinen Tod, am 14. Febr. 1779. Seine Reisen hat G. Forster für die Deutschen bearbeitet.

213. Cotrell, Ch. H., Sibirien. Nach seiner Naturbeschaffenheit, seinen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen und als Strafcolonie geschildert. Aus dem Englischen von Lindau. 2 Bde. Dresden 1846.

214. Cruikshank, Brodie, Ein achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküste Afrikas. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig o. J.

Cruikshank lebte in verschiedenen amtlichen Stellungen, zuletzt als Mitglied des gesetzgebenden Rathes in Cape-Coast-Castle von 1834—52 daselbst.

215. Daniel, Dr. Hermann Adalbert, Handbuch der Geographie. 3 Bde. Frankfurt 1859—63. Zweite Auflage 1866—67.

216. Danninger, Aus der Mission in Nubien. (Aus: Bruno Schön, Humoristische Pillen gegen üble Laune, Melancholie u. dergl. Wien 1857, einem Büchlein, wo man freilich Derartiges nicht sucht.)

217. Darwin, Ch., Naturwissenschaftliche Reise nach den Inseln des grünen Vorgebirges, Südamerika, dem Feuerlande u. s. w. Deutsch mit Anmerkungen von Dieffenbach. 2 Thle. Braunschweig 1844.

218. Davis, J. F., China. Deutsch von F. Wesenfeld. 2 Bde. Magdeburg 1839.

* Decken, Karl Klaus Baron v. d., Afrikareisender, 1833 zu Kotzen in der Mark Brandenburg geboren, trat mit fünfzehn Jahren in den Militärdienst. Nach einer Reise durch die Provinzen Oran, Algier, die Gebiete der Mozabiten und Tunis, die er 1854 antrat, schiffte er sich 1859 mit einem Italiener Corolly nach der Insel Sansibar ein, unternahm von da aus in den Jahren 1861 und 1862 in Begleitung eines englischen Geognosten und des Dr. Kersten aus Altenburg unter großen Beschwerden geognostische Erforschungsreisen und kehrte 1863 nach Europa zurück, um sich zu einer neuen Entdeckungsreise auszurüsten, die leider mit der Ermordung des kühnen Reisenden, Ende 1865 zu Berdera, ihr Ende fand.

219. D'Escayrac de Lauture, Graf, Die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am oberen Nil. (Sechster Band der Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde.) Deutsch: Leipzig 1855.

220. Dieterici, Fr., Reisebilder aus dem Morgenlande. 2 Bde. Berlin 1853.

221. Dumont d'Urville, J., Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie etc. (1837—40). 10 tom. Paris 1841—46. Deutsch: Darmstadt 1844—48.

Dumont d'Urville, französischer Weltumsegler, geb. 21. Mai 1790, zeigte von Jugend auf Vorliebe für das Seeleben, trat daher frühzeitig in den Dienst der Marine und machte bereits 1822 unter Duperrey seine erste Reise um die Welt mit. Bald darauf unternahm er selbständig (1826—29) eine zweite und (1838) dritte Weltumseglung. Durch diese mit Kühnheit und Geschick geführten Expeditionen erwarb sich Dumont große Verdienste um die Erforschung der südlichen Meere und um die Bereicherung der Geographie, Ethnographie und Naturwissenschaft. In Anerkennung dieser wurde er im Jahre 1840 zum Contreadmiral befördert, verlor aber am 8. Mai 1842 bei dem großen Unglück auf der Versailler Eisenbahn, nebst Frau und Sohn, das Leben.

222. Duncker, Max, Geschichte des Alterthums. 1. Band. Berlin 1863. Dritte Aufl.

* Eichwald, Eduard, geb. den 4. Juli 1795 zu Mitau, wurde 1823 Professor der Zoologie zu Kasan, und unternahm wissenschaftliche Reisen nach dem Kaspischen Meere, Persien, dem Kaukasus, dem Gouvernement Cherson, später auch nach Esthland, Finnland und Skandinavien. Zur Belohnung seiner verdienstlichen Leistungen für die naturwissenschaftliche Erforschung des russischen Reiches wurde Eichwald im Jahre 1852 zum wirklichen Staatsrath ernannt.

* Erman, Georg Adolf, Prof. der Physik zu Berlin, geb. daselbst 1806, unternahm seine Reise um die Welt von 1828—30. Er richtete dabei sein Augenmerk vorzüglich auf die Erforschung des Erdmagnetismus; aber seine Reisebeschreibung bereicherte außerdem auch Geographie und Ethnographie wesentlich. Sein Archiv für die wissenschaftliche Kunde Rußlands, Berlin 1841—66, ist eine wahre Fundgrube für die Kenntniß des russ. Reiches und seiner Nachbarländer.

223. Etzel, Anton von, Grönland geographisch und statistisch beschrieben. Aus dänischen Quellen. Stuttgart 1860.

224. Finsch, Otto, Neu-Guinea und seine Bewohner. Bremen 1865.

* Franklin, Sir John, berühmter englischer Seefahrer, geb. 1786. Schon als Knabe für abenteuerliches Seeleben begeistert, trat er, vierzehn Jahre alt, in den Marinedienst, wohnte 1801 der Schlacht bei Kopenhagen bei, begleitete den Capitän Flinders 1803 nach der Südsee, focht bei Trafalgar mit und befehligte schon 1818 eine Brigg während der Nordpolexpedition Buchans. 1819 erhielt er selbst den Auftrag einer Landexpedition in Verbindung mit Parrys Seeexpedition zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt. 1825 unternahm er seine zweite Nordpolexpedition, und 1845 seine dritte, von welcher er nicht zurückkehren sollte. Die erste dunkle Kunde von dem Untergange der ganzen Expedition erhielt John Rae bereits 1854 durch einen Eskimo. Durch Auffinden von Trümmern und Reliquien ist später diese Kunde zur Gewißheit geworden, namentlich durch M'Clintock's Expedition 1859.

225. Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Colonien. 3 Bde. Leipzig 1863.

Globus, siehe Andree, K.

226. Görtz, C. Graf v., Reise um die Welt in den Jahren 1844—47. 3 Bde. Stuttgart 1853—54.

227. Graul, Karl, Reise nach Ostindien über Palästina und Aegypten (1849—53). 4 Thle. Leipzig 1853—56.

228. Gumprecht, T. E., Afrika. Bearbeitet für Wappäus (Stein u. Hörschelmann), Handbuch der Geographie und Statistik. 7. Aufl. II. Bd. 1. Abth. Leipzig 1853 u. ff.

229. Hailbronner, C. v., Morgenland und Abendland. 3 Bde. Stuttgart 1841.

230. Halleur, H., Das Leben der Neger in Westafrika, mit Rücksicht auf den Sclavenhandel. Berlin 1850.

231. Hansteen, Chr., Reise-Erinnerungen aus Sibirien. Deutsch von H. Sebald. Leipzig 1854.

232. Harris, W. C., The highlands of Aethiopia. 3 voll. London 1844. Deutsch: 3 Bde. Stuttgart 1845.

233. Hartwig, Dr. Georg, Die Inseln des großen Oceans im Natur- und Völkerleben. Wiesbaden 1861.

234. Haxthausen, A. Frhr. v., Transkaukasia. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere. 2 Thle. Leipzig 1856.

235. Heising, Alb., Das australische Festland, die Goldentdeckungen und die Civilisation der Südsee. Regensburg 1855.

* Heuglin, Theodor Baron v., geb. um 1825 im Württembergischen, reiste zum Zweck arabischer Studien 1850 nach Aegypten, hierauf durch die Bajudalandschaft nach Chartum, und von da aus nach Abyssinien. Nach der Rückkehr Consulatsverweser zu Chartum, kehrte er 1854 mit werthvollen zoologischen Sammlungen nach Europa zurück. 1856 abermals auf einer Reise in Aegypten, durchforschte er die Küstenländer des Rothen Meeres und der Somalis. 1860 mit der Leitung der Expedition zur Aufsuchung Vogels nach dem inneren Afrika betraut, reiste er nach den Küstenländern im Süden Nubiens, besuchte in Abyssinien Aden, Axum, Gondar, und langte, nachdem ihm die Leitung der Expedition entzogen worden, 1862 in Chartum an. Ueber seine Reisen hat er theils in „Reisen in Nordafrika" Gotha 1857, theils in Petermanns Geogr. Mittheilungen (1859—67) berichtet.

236. Hochstetter, Dr. F. v., Neu-Seeland. Stuttgart 1863.

237. Holmberg, H. J., Ethnographische Skizzen über die Völker des russischen Amerika. Erste Abtheilung. Helsingfors 1855.

238. Huc, E. R., Wanderungen durch die Mongolei nach Thibet zur Hauptstadt des Tale Lama. Deutsche Bearbeitung v. K. Andree. Leipzig 1855.

239. — Das chinesische Reich. 2 Bde. Leipzig 1856. — Verkürzte Bearbeitung von K. Andree: Wanderungen durch das chinesische Reich. Leipzig 1856. — Mittheilungen von Huc in den „Annalen des Glaubens", im „Ausland" u. a.

Huc, Evarist Regis, französischer Lazaristenpriester, geb. den 1. August 1813 zu Toulouse, unternahm mit seinem Gefährten Gabet fünfzehn Jahre lang Missionsreisen in wenig erforschten Gebieten von Thibet, der Mongolei und von Nord-China. Am interessantesten, für die katholischen Missionen wie für die Wissenschaft gewinnreich, war ihre Reise von 1844 bis 1846 nach Thibet und der Hauptstadt Lhassa. (Siehe die betreffenden Schilderungen.) Gabet unterlag zuletzt den jahrelangen Beschwerden. Huc aber kehrte 1852 nach Europa zurück und veröffentlichte 1853—1858 seine Werke über die Mongolei und China, welche bei der Neuheit ihrer Mittheilungen und der lebendigen Schilderung in und außer Frankreich den größten Beifall fanden. Er starb zu Paris am 26. März 1860.

240. Humboldt, A. v., Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von H. Hauff. 6 Bde. Stuttgart 1861.

241. — Ansichten der Natur. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1849.

242. Jagor, F., Singapore, Malacca, Java. Reiseskizzen. Berlin 1866.

243. Junghuhn, Fr. W., Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart. 3 Bde. Leipzig 1852; 2. Aufl. 1854.

244. — Die Battaländer auf Sumatra. 2 Thle. Berlin 1847.

* Junghuhn, Fr. W., geb. den 29. October 1812 zu Mansfeld, widmete sich, neben medicinischen, vorzüglich geologischen und botanischen Studien, ging 1835 als Militärarzt nach Java, woselbst sich ihm günstige Gelegenheit bot, Holländisch-Indien viele Jahre lang naturwissenschaftlich und ethnographisch zu durchforschen, namentlich die vorher ganz unbekannten, für Fremde gefahrvollen Gebiete der Batta's. 1849 kehrte er zur Herstellung seiner Gesundheit nach Holland zurück. Er starb am 20. April 1864 zu Lembang auf Java.

245. Kahl, August, Reisen durch Chile und die westlichen Provinzen Argentiniens. Berlin 1866.

246. Kane, Elisha Kent, „Arctic Explorations". 2 voll. Philadelphia 1856. Deutsche Uebersetzung und Bearbeitung von Seybt und Kiesewetter. Leipzig 1859.

Kane, Dr. Elisha Kent, unter den jüngsten Nordpolfahrern der bedeutendste, wurde am 3. Februar 1822 zu Philadelphia geboren, ging 1843 als Wundarzt mit der diplomatischen Expedition der Vereinigten Staaten nach China, besuchte die Philippinen, Java, Indien, Ceylon u. s. w. Spätere Ausflüge führten ihn an die Westküste Afrikas, nach Mexico, endlich 1850 mit der Grinnell-Expedition zur Aufsuchung Franklins nach dem Norden. Die Expedition kehrte 1851 resultatlos zurück. Kane aber rüstete sich unter Mitwirkung des Herrn Grinnell und anderer Personen zu einer neuen Expedition, deren Commando ihm 1852 vom Secretariat der Flotte übertragen ward. Kane wollte den Verlornen diesmal im höchsten Norden suchen. So gelangte er in neue, noch unbefahrene Regionen, erreichte das offene Polarmeer und gewann noch manche für die Kunde jener Gegenden interessante Aufschlüsse. Allein die ungeheueren Strapazen hatten seine Gesundheit ruinirt. Er starb in der Blüthe des Lebens am 16. Februar 1857 zu Havanna.

247. Kittlitz, F. H. v., Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka. 2 Bde. Gotha 1858.

248. Kohl, J. G., Reisen in Canada und durch die Staaten von New-York und Pennsylvanien. Stuttgart 1856.

(Weitere Notizen über Kohl siehe Quellenverzeichniß Nr. 85.)

* Kotzebue, Otto v., russischer Weltumsegler, geb. zu Reval den 19. Dec. 1787, machte, erst siebzehn Jahre alt, unter Krusenstern die Reise um die Welt mit. Im Jahre 1815 wurde ihm die Aufgabe, eine nordöstliche Durchfahrt in der Nähe der Beringsstraße zu suchen. Auf dreijähriger Fahrt, bei der ihn der deutsche Dichter Chamisso und der Naturforscher Eschscholz begleiteten, entdeckte er viele Inseln der Südsee. Eine dritte Reise um die Welt trat er 1823 auf Befehl des Kaisers Alexander an. Die Resultate dieser Reisen waren besonders wichtig für die nähere Kenntniß der Südsee. Jene zweite Reise beschrieb er in dem Werke: „Entdeckungsreise in die Südsee". 3 Bde. Weimar 1821; die dritte in: „Neue Reise um die Welt". 2 Bde. Weimar 1830. Kotzebue starb den 5. Februar 1846 zu Reval.

249. Krapf, J., Siehe unter Burton Nr. 208—210.

250. Kremer, Alfred von, Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. 2 Thle. Leipzig 1863.

251. Kretzschmar, Ed., Südafrikanische Skizzen. Leipzig 1853.

* Krusenstern, Adam Johann, Ritter v., erster und berühmtester Weltumsegler, geb. den 8. November 1770 in Esthland und im Dienst der britischen Marine gebildet. Unter Kaiser Alexander erhielt er das Commando zweier Schiffe, um die den Russen gehörige Nordostküste Amerikas zu untersuchen und Handel mit Japan anzuknüpfen. Gelang auch das Letztere nicht, so war doch die Expedition reich an Resultaten für Geographie und Naturwissenschaft, daher auch die Beschreibung derselben in viele Sprachen übersetzt wurde. Krusenstern starb in demselben Jahr mit Kotzebue, den 12. August 1846.

252. Layard, Austin Henry, Niniveh und seine Ueberreste. Deutsch von Dr. N. N. W. Meißner. Leipzig 1850.

Layard, Austin Henry, geb. den 5. März 1817, berühmter Reisender und Alterthumsforscher. Vielseitig auf Reisen in Europa und Vorderasien gebildet, insbesondere mit der Kenntniß des Persischen und Arabischen ausgerüstet, begab er sich 1845 nach Mosul, woselbst der Franzose Botta bereits im Auftrage seiner Regierung erfolgreiche Ausgrabungen veranstaltet hatte. Layard war glücklicher und förderte reiche Schätze assyrischer Kunst zu Tage, welche nunmehr das britische Museum in London zieren. Auch seine Nachforschungen bei Kujundschik und Babylon waren von großem Erfolge gekrönt. Er bekleidete später hohe Staatsämter, ging 1853 mit dem englischen Gesandten nach Constantinopel und ist seit 1861 Unterstaatssecretär des Auswärtigen.

253. Lepsius, K. R., Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai (geschrieben 1842—45). Berlin 1852.

Lepsius, Karl Richard, geb. den 20. December 1813 zu Naumburg, berühmter Erforscher egyptischer Alterthümer. Für eine von Preußen 1842 veranstaltete Expedition nach Aegypten wurde ihm die Oberleitung übertragen, nachdem er sich bereits vorher durch Untersuchungen über ägyptische und Alterthumskunde überhaupt großen Ruf erworben. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1846 wurde er zum ordentlichen Professor an der Universität Berlin ernannt. Die Resultate der Expedition wurden theilweise in dem Prachtwerke: „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien", 12 Bde. Berlin 1849—1860 und anderen Werken und Beiträgen veröffentlicht. Seit einer Reihe von Jahren widmet er seine Thätigkeit hauptsächlich sprachwissenschaftlichen Arbeiten.

254. Lichtenstein, Hinrich, Reisen im südlichen Afrika in den Jahren 1803, 1804, 1805 und 1806. 2 Thle. Berlin 1811.

Lichtenstein, Heinrich, geb. zu Hamburg 1780, bereiste das Capland als holländischer Militärarzt, 1811 ordentlicher Professor der Zoologie in Berlin, gestorben 1857. „Unter die Meisterstücke der Naturgemälde in unserer Sprache gehört seine Schilderung der großen Karrő" (Peschel).

255. Livingstone, David, Missionary travels and researches in South Africa etc. London 1857. Deutsch von Dr. Herm. Lotze. 2 Bde. Leipzig 1858.

Livingstone, David, 1817 zu Blantyre Works, einem Dorfe bei Glasgow in Schottland, geboren, arbeitete als Knabe in Baumwollspinnereien, kaufte von seinem Wochenlohn Bücher und studirte Nachts, während er bei Tag in der Fabrik arbeiten mußte. So größtentheils selbstgebildet, faßte er als Jüngling den Gedanken, sein Leben der leidenden Menschheit zu widmen, und studirte zu dem Ende in Glasgow Medicin und Theologie. Zuerst wollte er nach China gehen. Der Opiumkrieg vereitelte sein Vorhaben. So ließ er sich 1840 von der Londoner Missionsgesellschaft nach Südafrika schicken, woselbst er bis 1856 verweilte, unausgesetzt mit Erforschung des Landes und Volkes beschäftigt. Die Resultate seiner Arbeiten hat er in obigem Werke veröffentlicht, das in der Literatur über Südafrika die erste Stelle einnimmt. Livingstone hat durch seine Reiseroute von Paulo de Loanda bis Quilimani eine Basis für alle künftigen Erforscher dieser Gegenden gelegt. Der unermüdliche Reisende begab sich 1858 im Auftrage der britischen Regierung, in Begleitung seines Bruders Charles Livingstone, wieder nach Südafrika, um den Sambesi und dessen Ländergebiet näher zu erforschen. Die Resultate dieser Reisen erscheinen unter dem Titel: „Neue Missionsreisen in Süd-Afrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Sambesi und seinen Nebenflüssen 2c. in den J. 1858—1864". Aus d. Engl. v. J. E. A. Martin 1. Bd. u. ff. Jena 1866. Von seiner dritten Wanderung nach dem Tanganyikasee ist er noch nicht wieder zurückgekehrt.

256. Löher, F., Land und Leute in der

alten und neuen Welt. Reiseskizzen. 2 Bde. Göttingen 1855.

257. Maltzan, Heinrich, Freiherr von, Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. Reisen in Algerien und Marokko. 4 Bde. Leipzig 1863.

258. Markham, Clements R., Zwei Reisen in Peru. Leipzig 1865.

259. Marr, Wilhelm, Reise nach Centralamerika. 2 Bde. Hamburg 1863.

260. Martius, K. Fr. Ph. v., und Spix, Reise nach Brasilien. 3 Bde. München 1824—31.

261. — Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens. 2 Bde. Leipzig 1867.

Martius, Karl Friedrich Philipp von, Erforscher Brasiliens und einer der größten Botaniker der Neuzeit, geboren den 18. April 1794 zu Erlangen. Nach sorgfältiger Vorbildung zu Erlangen und München unternahm er gemeinschaftlich mit dem Zoologen Spix im Auftrage der bayrischen Regierung eine wissenschaftliche Reise nach Brasilien, welche sowohl nach ihrem Umfange als in ihren Erfolgen für die Wissenschaft eine der großartigsten Unternehmungen dieser Art geworden ist. Zahlreiche Prachtwerke, namentlich das einzige Werk über die Palmen, sowie eine Flora Brasiliens u. A., waren die Früchte dieser Expedition. Dabei verstand es Martius, nicht blos die Wissenschaft mit neuem Material zu bereichern, sondern auch meisterhafte Naturschilderungen zu liefern, wie er denn nicht blos der Botanik, sondern auch der Ethnographie und Geographie Aufmerksamkeit zuwandte. Auch blieb er nicht in der Sphäre des bloßen Schriftstellers und Mannes der Wissenschaft, sondern entwickelte viele Jahre hindurch als Professor der Hochschule zu München und Director des botanischen Gartens ausgezeichnete Lehrthätigkeit. Für diese wie für jene Wirksamkeit ist ihm die Hochachtung des In- und Auslandes in hohem Maße zu Theil geworden. Seit 1854 lebt v. Martius zurückgezogen den Arbeiten der Wissenschaft.

262. Meinicke, C. E., Die Insel Pitcairn. (Programm des Gymnasiums zu Prenzlau.) Prenzlau 1858.

* Miani, Giovani, geb. 1812 zu Venedig, gehört zu den muthigen Reisenden, die zur Kenntniß des Nilgebietes wesentlich beigetragen haben. Anfangs sich mit Musik beschäftigend, bestimmten ihn die politischen Wirren, nach Aegypten zu gehen, und der zwölfjährige Aufenthalt daselbst, der ihn mit den Sitten und Sprachen mehrerer Volksstämme Afrikas bekannt gemacht, führte ihn auf Entdeckungsreisen in die Regionen des oberen Nil. 1860 von Seid Pascha ausgerüstet, brach Miani zur Auffuchung der Nilquellen selbst auf, und eine reiche Sammlung naturhistorischen, ethnographischen und culturgeschichtlichen Materials brachte er mit zurück und machte sie seiner Vaterstadt zum Geschenk.

263. Michie, Alexander, The Sibirian Oberland route from Peking to Petersburg through the deserts and steppes of Mongolia, Tartary etc. London 1864.

264. Möllhausen, Balduin, Wanderungen durch die Prairien und Wüsten des westlichen Nordamerika vom Mississippi nach den Küsten der Südsee. Zweite Auflage. Leipzig 1860.

265. Mouhot, Alexander Heinrich, Travels in the Central Parts of Indo-China (Siam), Cambodia and Laos 1858 -- 60. London 1864.

Mouhot, Alexander Heinrich, wurde am 15. Mai 1826 in Mömpelgard geboren und bereiste als Lehrer Polen und Rußland, warf sich dann auf die Photographie und siedelte nach England über. Später trieb er in Jersey naturwissenschaftliche Studien, namentlich Ornithologie und Conchiliologie. Unterstützt von den geographischen und zoologischen Gesellschaften in England, trat er seine Reisen nach Siam und Kambodscha 1858 als Naturaliensammler an. In Luang Prabang am Mekhong erlag er am 10. Nov. 1861 dem Fieber.

266. Mühlenpfordt, E., Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mexico. 2 Bde. Hannover 1844.

267. Müller, G. F., Ostindien. Stuttgart 1841.

268. Müller, Baron J. W. von, Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. 3 Bde. Leipzig 1864.

Müller, Baron J. W. von, geb. den 4. März 1824 in Kochersteinfels bei Heilbronn, machte, nachdem er seine naturwissenschaftlichen Studien beendet, von 1845—49 drei Reisen nach Algier, Marokko und dem oberen Nil, wo er mit Brehm bis Kordofan vordrang. („Fliegende Blätter aus meinem Tagebuch, geführt auf einer Reise in das Innere von Afrika. Stuttgart 1852.") Im Jahre 1856 unternahm er eine Reise durch Nordamerika (s. o.). Er starb in seinem Geburtsorte am 24. October 1865.

269. Munzinger, Werner, Ostafrikanische Studien. Schaffhausen 1864.

* Munzinger, Werner, geb. 1832 zu Olten in der Schweiz, ging nach Beendigung seiner Studien 1852 nach Kairo, 1854 als Chef einer Handelsexpedition nach dem Rothen Meere, lebte seit 1855 zu Keren, dem Hauptorte der Bogos, bis er sich 1861 der deutschen Expedition nach Centralafrika anschloß. Als der Führer derselben, v. Heuglin, sich nach Abyssinien wandte, trennte sich Munzinger von ihm, und ging über Chartum nach Obéd, von wo aus er durch Darfur nach Wadai vordringen wollte. Da ihm jedoch die Durchreise durch Darfur verweigert wurde, kehrte er 1862 nach den Nilländern zurück. Munzinger hat schätzbare Beiträge zur Geographie, Ethnographie und Linguistik der von ihm besuchten Länder veröffentlicht.

270. Olmsted, Fr. Law, Wanderungen durch Texas und im mexicanischen Grenzlande. Deutsch: Leipzig 1858.

271. Orlich, Leop. v., Reise in Ostindien, in Briefen an A. v. Humboldt und C. Ritter. 2 Bde. 3. Aufl. Leipzig 1858.

Orlich, Leopold von, preußischer Major und Militärschriftsteller, machte seine Reisen durch Ostindien 1842—43. Er starb am 2. Juni 1860 in London.

* Parry, Sir William Edward, geboren zu Bath den 19. Dec. 1790, erwarb sich schon als Cadett und Schiffslieutenant durch Tapferkeit Achtung; 1818 commandirte er bei der Nordpolexpedition von Roß das zweite Entdeckungsschiff; 1819 erhielt er die Oberleitung der nördlichen Expeditionen, wobei er sich durch reiche nautische Kenntnisse, wie durch Umsicht und Muth allgemeine Anerkennung erwarb, und beschrieb diese Reisen in die amerikanischen Polargegenden in „Four voyages to the North Pole" (5 Bde. London 1843). Er starb als Contreadmiral und Vicegouverneur des Marinehospitals zu Greenwich, am 8. Juli 1855.

272. Palgrave, William Gifford, Reisen in Arabien 1862—63. Aus dem Englischen. 2 Bde. Leipzig 1867.

Palgrave, William Gifford, ist unter den neueren Reisenden in Arabien der wichtigste, weil es ihm gelungen ist, in die bisher unbekannte Mitte einzudringen und vom todten Meere aus über Dschauf und Schomer den Mittelpunkt des Wahabitenreiches zu gewinnen. Sein Werk ist spannend und höchst lehrreich zugleich. Kurz nach ihm erreichten auch der englische Oberst Pelly vom persischen Meerbusen aus und der italienische Postmeister Guarmani das Nedsched.

273. Petermann, A., Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiet der Geographie. 14 Jahrgänge. Gotha 1855—1868.

274. Petzholdt, Alexander, Der Kaukasus. Eine naturhistorische, sowie land- und volkswirthschaftliche Studie (ausgeführt im Jahre 1863 und 1864). 2 Bde. Leipzig 1866—1867.

* Pfeiffer, Ida, geb. Reyer, geb. den 14. October 1797 zu Wien, bereiste 1842 Palästina und Aegypten, 1845 Skandinavien und Island, unternahm 1846 bis 1848 ihre erste und 1851—1854 ihre zweite Reise um die Welt, deren Beschreibung sie in mehreren Werken veröffentlicht hat. 1856 unternahm sie wiederum eine Reise nach Madagaskar, wo sie jedoch, einige Zeit gefangen gehalten, erkrankte. 1858 zurückgekehrt, starb sie in Wien am 28. October 1858.

275. Polak, Dr. Jakob Eduard, Persien. Das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen. Leipzig 1865. 2 Bde.

Polak, Dr. Jakob Eduard, lebte jahrelang in Persien, war Leibarzt des Schah und Lehrer an der medicinischen Schule in Teheran. Sein Werk ist classisch.

276. Pöppig, E., Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom während der Jahre 1827—32. 2 Bde. Leipzig 1835.

Pöppig, Eduard, geb. 1797 zu Plauen im Voigtlande, widmete sich mit Eifer dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften zu Leipzig und unternahm schon als Student wissenschaftliche Reisen in Deutschland und Frankreich, insbesondere in den Alpen und Pyrenäen. 1822 ging er nach Cuba, später nach Nordamerika, endlich 1826 nach Südamerika, woselbst er Chile, Peru und die Länder am Amazonenstrom durchforschte. Im Jahre 1832 kehrte er reich an Wissen und gesammelten Schätzen nach Deutschland zurück. Seit 1833 ist er Professor der Zoologie zu Leipzig.

277. Pompe, J. L. C. van Meerdervoort, Vijf Jaren in Japan (1857—1863). II Deel. Leiden 1867.

* Radde, Gustav, einer der tüchtigsten wissenschaftlichen Forscher in Asien, wurde 1831 in Danzig geboren. Mit Vorliebe für die Naturwissenschaften widmete er sich der Pharmacie, studirte Reisewerke, und der in ihm stärker werdende Drang nach fernen Ländern fand 1852 in einer Reise nach dem Süden Rußlands, namentlich der Krim, einige Befriedigung. Er durchwanderte Taurien, lebte am Fuße des Tschatirdagh am faulen Meere und unternahm 1855 im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Petersburg eine Reise nach Daurien und dem Amurlande, von der er erst 1860 mit reichem naturhistorischen Material nach Petersburg zurückkehrte. Seit dieser Zeit begleitete er zwei weitere Expeditionen nach dem Asowschen Meere, und unternahm Wanderungen in dem westlichen Kaukasus. Radde lebt jetzt in Tiflis als Vorstand des naturhistorischen Museums.

278. Ritter, C., Die Erdkunde im Verhältnisse zur Natur und zur Geschichte des Menschen. 20 Bde. Berlin 1822—1859.

279. — Ein Blick in das Nilquellland. Berlin 1844.

(Biogr. Notizen über Ritter siehe Quellenverzeichniß Nr. 130.)

* Robinson, Edward, berühmter amerikanischer Gelehrter, geb. 1794. Nachdem er zuerst die Rechte studirt, darauf Mathematik und Griechisch gelehrt hatte, ergriff er plötzlich das Studium der Theologie und war schon nach zwei Jahren Lehrer derselben. Von 1826—30 bereiste er Europa, von 1838—40 Egypten und Palästina, worauf er, 1840 nach Neu-York zurückgekehrt, sein berühmtes Werk veröffentlichte: Biblical researches in Palestine and the adjacent countries (3 Bde. Deutsch: Halle 1841), welches durch klare Beobachtung und scharfe Kritik eines der Hauptwerke über Palästina geworden ist. Robinson trat 1852 eine zweite Reise dahin an, und veröffentlichte darüber die „Neueren biblischen Forschungen in Palästina. Berlin 1857".

280. Rohlfs, F. G., Aus den Oasen von Marokko, in Petermanns Mittheilungen.

Rohlfs, Friedrich Gerhard, einer der jüngsten Reisenden zur Erforschung Afrikas, geboren am 14. April 1832 zu Vegesack bei Bremen, blickt bereits auf ein ungewöhnlich bewegtes Leben. Seine wissenschaftlichen Studien, vorzüglich medicinische, zu Celle und Bremen begonnen, durch den Militärdienst und seine Betheiligung als Freiwilliger am schleswig-holsteinschen Kriege 1849 unterbrochen, setzte er dann an den Universitäten Heidelberg, Würzburg und Göttingen fort. Nach einer Reise durch Oesterreich, Italien und die Schweiz schloß er sich als Freiwilliger der Fremdenlegion in Algier an, und betheiligte sich mit Auszeichnung bei der Eroberung der Kabylie. 1861 begab er sich nach Marokko, wo er ein Jahr verweilte, durchzog dann als erster Europäer die marokkanische Sahara und damit beginnt die Reihe seiner Entdeckungsreisen in Afrika. Von diesen Reisen berichtet er in Briefen und Tagebüchern in Petermanns Geographischen Mittheilungen. 1866 brach er von Tripolis auf, um über Bilma und Bornu nach Wadai vorzudringen. Da aber der Weg dahin unmöglich war, wandte Rohlfs sich westlich über Jakoba an den Binue und erreichte bei Lagos die Küste des Golfs von Guinea, zum Theil durch Gebiete, die vor ihm noch kein Europäer betreten hatte. Rohlfs ist der vierte Reisende, welcher den afrikanischen Continent von einem Meere zum anderen durchwanderte. Vor ihm leisteten Aehnliches Livingstone, Speke und Grant. 1867 u. 1868 begleitete er die englische Expedition nach Abyssinien.

281. Roß, John, Die zweite Entdeckungsreise des Capt. John Roß nach den Gegenden des Nordpols. Aus dem Englischen. 2 Bde. Leipzig 1835.

Roß, Sir John, britischer Seefahrer, geboren 1777 in Schottland. Angeregt durch Parrys Erfolge, unternahm er 1829—33 eine Nordpolarexpedition, ertrug unendliche Beschwerden, entdeckte jedoch den magnetischen Pol und Boothia Felix. 1850 unternahm er noch einen vergeblichen Versuch zur Aufsuchung Franklins.

* Roß, Sir James Clark, Neffe des Vorigen, geb. 1800 zu London, begleitete seinen Oheim auf dessen Nordpolarexpedition 1829, unternahm dann 1839 jene große Südpolarexpedition, welche ihm den Ruhm brachte, unter allen Seefahrern am weitesten gegen Süden vorgedrungen zu sein. Erst 1843 endigte er seine Untersuchungsreisen in der Südsee, deren für die Wissenschaft reiche Resultate in dem Werke: Voyage of discovery and research in the Southern and Antarctic Seas (2 Bde. London 1846, deutsch von Seybt, Leipzig 1847) niedergelegt sind. 1848 befehligte er eine zur Aufsuchung Franklins abgeschickte Expedition.

* Roscher, Albrecht, geb. den 27. August 1836 in Hamburg, zeigte schon als Knabe lebhaftes Interesse für die Entdeckungsreisen in Afrika, und mit eisernem Fleiße bereitete er sich zur Lösung dieser Aufgabe vor. Seine Studien auf mehreren deutschen Universitäten waren nur diesem Ziele gewidmet, so daß er, kaum einundzwanzig Jahre alt, ein gelehrtes Werk über „Claudius Ptolemäus und die Handelsstraße in Ostafrika" (Gotha 1857) herausgab. 1858 im Juni reiste Roscher von Hamburg ab, zunächst nach Sansibar, aber nach kaum zwei Jahren der mühevollsten Reisen und Anstrengungen erlag der kühne Jüngling als ein Opfer seiner Wissenschaft. Wie einer seiner zurückgekehrten Diener berichtet hat, ist er Anfang des Jahres 1860 zu Hisangung am Rovuma unweit vom Nyassasee in Ostafrika von vergifteten Pfeilen getödtet worden.

282. Rudolph, Ludwig, Die Pflanzendecke der Erde. Berlin 1853.

* Rüppell, Wilhelm Peter Eduard Simon, geboren den 20. Nov. 1794 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater Kaufmann und Oberpostmeister war, widmete sich anfänglich der Handelslaufbahn, verließ aber diese bald und ergab sich gänzlich naturwissenschaftlichen Studien, namentlich bereitete er sich zu Genua und Paris auf eine Reise nach Afrika vor. Alsdann durchwanderte er von 1822—27 Nubien, Kordofan, Arabien; auf einer zweiten Reise (1830—34) Abyssinien. Die gesammelten Naturschätze übergab er dem Museum seiner Vaterstadt, welches dadurch eines der reichhaltigsten in Europa, namentlich in der Zoologie, geworden ist. Seine Reisewerke haben Ethnographie und Naturwissenschaft außerordentlich bereichert.

283. Russegger, J. v., Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder. 7 Bde. Stuttgart 1840—50.

(Weitere biographische Notizen über Russegger siehe Quellenverzeichniß Nr. 135.)

283 b. Rühl, Karl, Californien. Neu-York 1867.

284. Sartorius, C., Mexico. Landschaftsbilder und Skizzen aus dem Volksleben. Darmstadt 1858.

285. Scherzer, Dr. Karl von, Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika. Leipzig 1864.

286. — Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde, in den Jahren 1857, 1858, 1859, unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorf-Urbair. Beschreibender Theil. 3 Bde. Wien 1861.

287. Schleiden, M. J., Die Pflanze und ihr Leben. 6. Aufl. Leipzig 1864.

288. Schmarda, Ludwig K., Reise um die Erde in den Jahren 1853—57. 3 Bde. Braunschweig 1861.

289. Schomburgk, Richard, Reisen in Britisch-Guyana in den Jahren 1840—1844. 3 Bde. Leipzig 1847.

* Schomburgk, Robert, geb. den 5. Juni 1804 lu Freiburg an der Unstrut, erlernte anfänglich die Handlung und suchte sein Glück in Nordamerika, gerieth alsdann nach Westindien, wo er durch eine geographische Arbeit die Aufmerksamkeit der geographischen Gesellschaft in London erregte, daher 1834 mit einer Expedition ins britische Guyana beauftragt ward, welche er binnen 4 Jahren zu großer Zufriedenheit vornahm. Zoologie und Botanik wurden durch diese Reise wesentlich bereichert (letztere z. B. durch die entdeckte Victoria regia). Eine zweite Expedition unternahm Sch. von 1841—44. Ein Bruder desselben, Moritz Richard Schomburgk, unternahm mit Robert eine Reise nach Guyana (1840) und veröffentlichte deren interessante Resultate in „Reisen in Britisch-Guyana in den Jahren 1840—44." 3 Bde. Leipzig 1847. Von 1848—1857 war er britischer Consul in San Domingo, von 1857—64 bekleidete er dasselbe Amt zu Langkok in Siam. Er starb am 11. März 1865 zu Schöneberg bei Berlin.

290. Schönberg, E. v., Patmakhanda. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. 2 Bde. Leipzig 1852.

291. Schouw, J. F., Die Erde, die Pflanzen und der Mensch. Aus dem Dänischen von H. Zeise. Leipzig 1851.

292. — Naturschilderungen. Aus dem Dänischen von H. Zeise. 2. Aufl. Leipzig 1851.

293. Seemann, Berth., Reise um die Welt und drei Fahrten der britischen Fregatte Herold nach dem nördlichen Polarmeere zur Aufsuchung Franklins in den Jahren 1845—51. 2 Bde. Hannover 1853.

294. — Viti: an account of a government mission to the Vitian or Fijian Islands in the years 1860—61. Cambridge 1862.

295. Selberg, Ed., Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena. Oldenburg 1846.

* Siebold, Philipp Franz von, berühmter und vorzüglichster Erforscher und Beschreiber des Reiches Japan, geb. den 17. Februar 1796 zu Würzburg und auf dortiger Universität in Geographie, Naturwissenschaft und Heilkunde gebildet. 1822 kam er als Militärarzt nach Batavia, begleitete aber schon 1823 eine holländische Gesandtschaft nach Japan, woselbst er durch seinen Ruf als Arzt und Naturforscher bald großes Ansehen und vielfache Verbindungen mit japanischen Gelehrten erlangte. Sein bis zum Jahre 1830 ausgedehnter Aufenthalt in jenem den Europäern so wenig bekannten Lande gab ihm Gelegenheit, die vielseitigsten und fleißigsten Forschungen anzustellen, deren außerordentlich reiche Ergebnisse Siebold in einer Reihe von Werken veröffentlichte. Holland, dessen Museum zu Leyden die Sammlungen Siebolds besitzt, verlieh ihm den Rang eines Obersten beim Generalstab. Nachdem er als solcher seit 1854 in Bonn gelebt, übernahm er 1859 die ehrenvolle Sendung der niederländischen Handelsmaatschappy zu einer Reise nach Japan, als Vertreter der holländischen Handelsinteressen in diesem Lande. Zurückgekehrt starb er in München am 18. October 1866.

296. Sivers, Jegór von, Cuba, die Perle der Antillen. Leipzig 1861.

297. Stinner, Th., Streifereien in Ostindien. Aus dem Englischen von Steger. 2 Bde. Leipzig 1837.

298. Skizzen aus Nordamerika. In Briefen eines kathol. Missionärs. Augsburg 1845.

299. Squier, E. G., Die Staaten von Central-Amerika, insbesondere Honduras, San Salvador und die Moskitoküste. Deutsche Bearbeitung. (Hausbibl. für Länder- und Völkerkunde, 9. Bd.) Leipzig 1856.

300. Strauß, F. A., Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland. 8. Aufl. Berlin 1865.

301. Studien, atlantische, von Deutschen in Amerika. 8 Bde. Göttingen 1853—56.

302. Trollope, Anthony, Nord-Amerika. 3 Bde. Deutsch von A. Diezmann. Leipzig 1862.

303. Tschudi, J. J. v., Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—42. 2 Bde. St. Gallen 1846.

304. — Reisen durch Süd-Amerika. Leipzig 1866—68, bis jetzt 4 Bände.

Tschudi, Joh. Jac. v., geboren den 25. Juli 1818 zu Glarus, widmete sich von Jugend auf vorzüglich dem Studium der Naturwissenschaften und begab sich 1838 nach Peru, das er fünf Jahre lang durchforschte. Sein Wunsch, als er nach Europa zurückgekehrt war, sich an Franklins Nordpolarexpedition zu be:heiligen, ging zu seinem Glück nicht in Erfüllung. Die Früchte seiner peruanischen Reise sind Prachtwerke über Naturgeschichte und Alterthümer Perus. 1857-59 unternahm er eine neue Reise durch Südamerika, deren Resultate er zuerst in Originalbriefen in der „Allgemeinen Zeitung" und nun in einem selbständigen Reisewerke veröffentlicht hat, von welchem bereits 4 Bände erschienen sind.

305. Ule, Dr. Otto, Die neuesten Entdeckungen in Afrika, Australien und der arktischen Polarwelt, mit besonderer Rücksicht auf die Natur- und Culturverhältnisse der entdeckten Länder. Halle 1861.

306. Vámbéry, Hermann, Reise in Mittelasien von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand, ausgeführt im Jahre 1863. Leipzig 1865.

Vámbéry, Hermann, geboren 1832 zu Duna Szerdahely auf einer Donauinsel in Ungarn, begab sich 1862 von Constantinopel nach Teheran, um von da aus, als Derwisch verkleidet, in die wenig besuchten Gebiete Centralasiens, nach Turan, vorzudringen. Sein Hauptaugenmerk war auf die ethnologischen und sprachlichen Verhältnisse dieser Länder gerichtet. Seine Erzählung ist höchst anziehend und epochemachend für diese Regionen.

307. Vinson, Auguste, Voyage à Madagascar au couronnement de Radama II. Paris 1865.

308. Wagner, M., Reisen in der Regentschaft Algier, in den Jahren 1836—38. 3 Bde. Leipzig 1841.

309. — Reise nach Persien und dem Lande der Kurden. 2 Bde. Leipzig 1852.

310. — und Scherzer, C., Reisen in

Nordamerika, in den Jahren 1852 und 1853. 3 Bde. Leipzig 1854.

(Weitere biographische Notizen über Wagner siehe Quellenverzeichniß Nr. 168.)

311. Waitz, Theodor, Die Indianer Nordamerikas. Leipzig 1865.

312. Wappäus, J. E., Handbuch der Geographie und Statistik, begründet durch Stein und Hörschelmann. 7. Aufl. 3 Bände. Leipzig 1849—68 ff. (unvollendet).

313. Warren, Ed. v., Das englische Indien im Jahre 1843. Deutsch von Schnitt. 2 Bde. Stuttgart 1846.

314. Werner, Lieut. Reinhold, Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. 2 Thle. Leipzig 1863.

315. Wilkes, Ch., Die Entdeckungsexpedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838—42. Nach der Originalausgabe abgekürzt übers. 2 Bde. Stuttgart 1848—50.

316. Wilson, J. Leighton, Westafrika. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Leipzig 1862.

317. Wochenschrift, katholische (Red. Himmelstein). 5 Jahrgänge. Würzburg 1853 bis 1857.

318. Wrangel, F. v., Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820—24. Bearbeitet von G. Engelhardt. Herausgegeben von C. Ritter. 2 Bde. Berlin 1839.

Wrangel, Ferd. v., russischer Admiral, geboren 1795, frühzeitig im Dienst der Marine ausgebildet, erhielt 1820 den Auftrag einer Expedition in die Gewässer Nordasiens, zu Nachforschungen über das Vorhandensein eines großen Landes im Norden des Eismeeres. Nach unzähligen Beschwerden auf vierjähriger Fahrt kehrte Wrangel nach Petersburg zurück (1824). Nachdem er eine Reise um die Welt von 1825—27 gemacht hatte, wurde er in Anerkennung seiner großen Verdienste zum Gouverneur des russischen Amerika ernannt, woselbst er fünf Jahre segensreich wirkte. Nach seiner Rückkehr ward er Contreadmiral, endlich 1847 Viceadmiral.

319. Ziegler, A., Meine Reise im Orient. 2 Thle. Leipzig 1855.

Nachträge.

320. Castrén, M. Alexander, Reiseberichte und Briefe aus den Jahren 1845—49. Im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben v. Anton Schiefner. St. Petersburg 1856.

(Biographie siehe unter Nr. 27.)

321. Sandreczki, Dr. C., Reise nach Mosul und durch Curdistan nach Urumia, unternommen im Auftrage der Church Missionary Society in London 1854. 4 Thle. Stuttgart 1856—1857.

322. Rietmann, O., Wanderungen in Australien und Polynesien. St. Gallen 1868.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Zur Einleitung.

Europa.

I. Deutschland und die Schweiz.

II. Niederlande und Belgien.

III. Frankreich.

IV. Großbritannien und Irland.

V. Dänemark und Skandinavien.

Asien.

I. Vorderasien.

II. Central- und Nordasien.

III. Japan und China.

IV. Indien.

V. Australasien.

Australien.

Amerika.

I. Nordamerika.

Quellenverzeichniß.

Illustrationenverzeichniß.

Schöppner, Alexander, 1820-1860 / Schöppner, Alexander, / Ruge, Sophus,

Hausschatz der Länder- und Völkerkunde geographische Bilder aus der gesammten neueren Reiseliteratur

Bd.: 7. Lfg.

Leipzig 1868